

Der  
Nr.-1-Bestseller  
aus den  
Niederlanden

# Jan Brokken Die Vergeltung

Rhoon 1944

Ein Dorf unter  
deutscher Besatzung

Kiepenheuer  
& Witsch

# **Der Zweite Weltkrieg verdichtet auf wenigen Quadratkilometern: Wie der Tod eines deutschen Soldaten ein niederländisches Dorf bis heute spaltet**

»Die Vergeltung« ist eine eindrucksvolle minutiöse Rekonstruktion eines dramatischen Vorfalles, der sich am 10. Oktober 1944 in dem von den Deutschen besetzten Dörfchen Rhoon ereignete. Ein deutscher Soldat stirbt. War es ein Sabotageakt? War es ein Unfall? Die Vergeltungsmaßnahmen der Deutschen sind entsetzlich: Sieben Männer werden hingerichtet, ihre Häuser in Brand gesteckt. Bis zum heutigen Tag überziehen sich die Bewohner gegenseitig mit Vorwürfen.

Der preisgekrönte niederländische Autor Jan Brokken macht sich auf die Suche nach der Wahrheit, sie wird zur kriminalistischen Recherche. Indem er ganz dicht an die beteiligten Menschen ranzoomt, entsteht das Bild eines Dorfes in Zeiten des Krieges, das die Vergangenheit auf einmal ganz nah-rücken lässt.

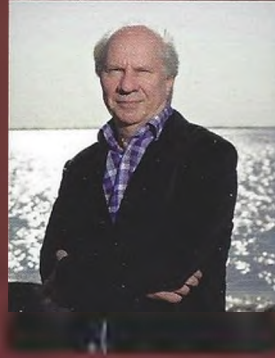
»Liest sich wie ein Krimi der allerbesten Sorte. Und das Erstaunliche ist: Es ist alles so passiert.« *Geert Mak*

**84725**

Im von der Wehrmacht besetzten niederländischen Dorf Rhooon findet ein deutscher Soldat am 10. Oktober 1944 den Tod. Die folgende Vergeltungsmaßnahme ist entsetzlich: Sieben Männer aus dem Dorf werden hingerichtet, ihre Frauen und Kinder vertrieben, ihre Häuser in Brand gesteckt. Wer verübte diesen Anschlag auf den jungen Soldaten? Und warum? Oder war es doch »nur« ein Unfall? Bis zum heutigen Tage machen sich die Dorfbewohner gegenseitig heftigste Vorwürfe.

Jan Brokken, der in Rhooon aufwuchs, geht dem Ereignis mit detektivischem Spürsinn auf den Grund. Für sein Buch hat er Interviews mit 185 Zeitzeugen und Hinterbliebenen geführt, in Archiven in Deutschland und den Niederlanden geforscht, Tausende Seiten aus Gerichtsakten und Zeugenprotollen eingesehen und rekonstruiert auf dieser Basis minutiös die Ereignisse vom Oktober 1944. Die Suche nach der Wahrheit gerät zur kriminalistischen Recherche. Indem er ganz dicht an die beteiligten Menschen ranzoomt, entsteht ein lebendiges, kraftvolles Bild eines Dorfes in Zeiten des Krieges, das die Vergangenheit auf einmal ganz nahrücken lässt.

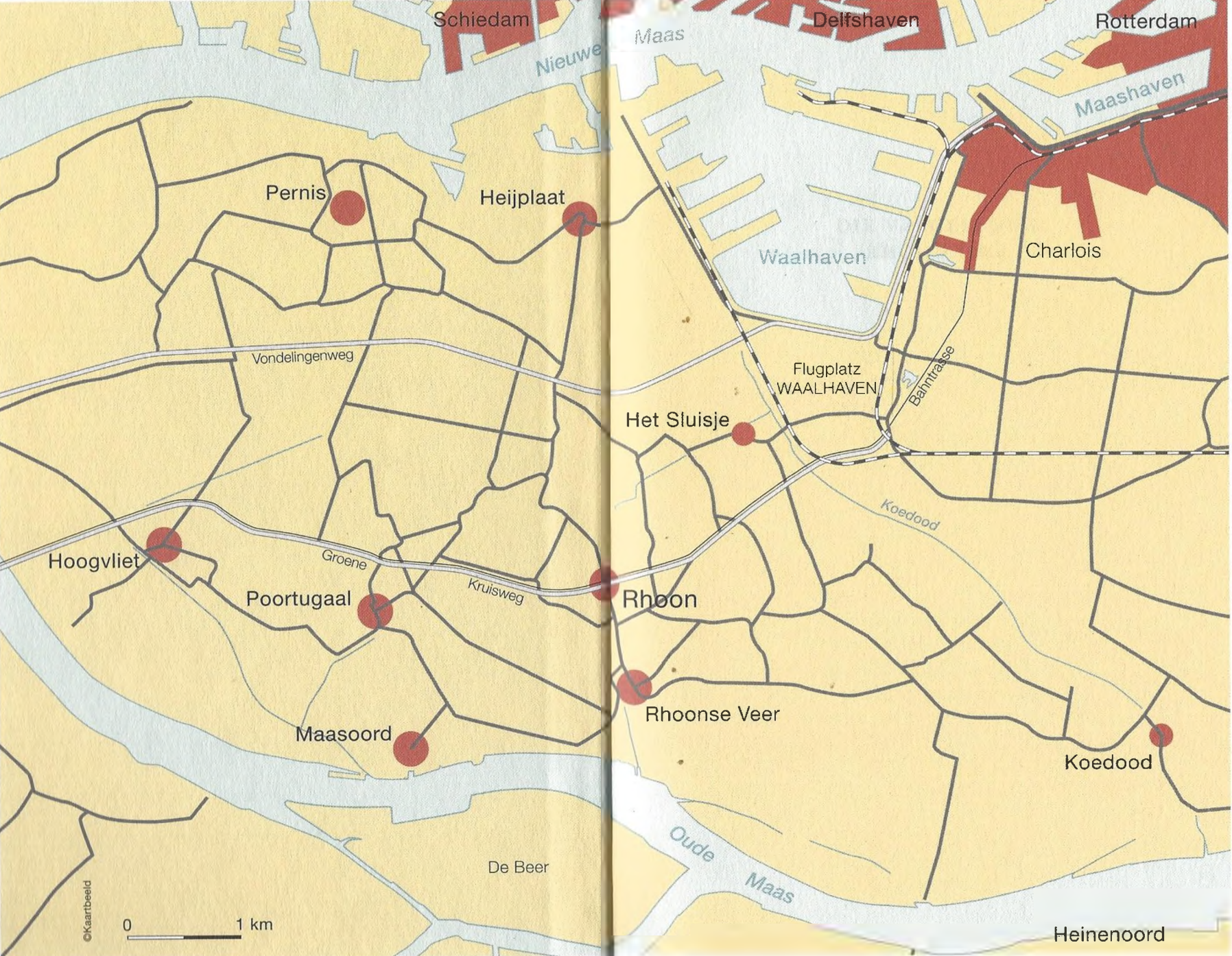
**»Die Vergeltung« ist für sieben Literaturpreise in den Niederlanden und Belgien nominiert als bestes Sachbuch des Jahres. Das Buch stand wochenlang auf Platz 1 der niederländischen Bestsellerliste.**



**Jan Brokken**, geboren 1949, wuchs als Sohn eines Pfarrers in Rhooon auf. Seine Eltern waren kurz vor seiner Geburt aus Indonesien zurückgekehrt. Brokken studierte Politikwissenschaften in Bordeaux, arbeitete für die Zeitungen *Trouw* und *Haagse Post* und gehört zu den wichtigsten Schriftstellern der Niederlande. 1985 debütierte er mit dem Roman »De provincie« und hat seitdem ein vielfach preisgekröntes Werk vorgelegt, das neben Romanen und Erzählungen literarische Sachbücher umfasst, in denen sich seine vielen Reisen niederschlagen. Jan Brokken lebt in Amsterdam und an der französischen Atlantikküste. Seine Bücher erscheinen in elf Sprachen.

**Helga van Beuningen**, geboren 1945, lebt in Schleswig-Holstein. Sie übersetzt aus dem Niederländischen, u. a. A.F.Th. van der Heijden, Marcel Möring, Margriet de Moor und Cees Nooteboom. Für ihre Arbeit wurde sie u. a. mit dem Martinus-Nijhoff-Preis, dem Kunstpreis des Landes Schleswig-Holstein, dem Helmut-M.-Braem-Preis und dem Else-Otten-Preis ausgezeichnet.

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, basierend auf dem Originalumschlag von Roald Triebels  
Umschlagmotiv: © Jill Battaglia / Arcangel Images  
Autorenfoto: © Merlijn Doomernik



Schiedam

Delfshaven

Rotterdam

Nieuwe Maas

Maashaven

Pernis

Heijplaat

Waalhaven

Charlois

Vondelingenweg

Flugplatz WAALHAVEN

Bahntrasse

Het Sluisje

Koedood

Hoogvliet

Groene

Kruisweg

Poortugaal

Rhoon

Rhoonse Veer

Maasoord

Koedood

De Beer

Oude Maas

Heinenoord

©Kaartbeeld

0 1 km



Waalhaven

POLDER

Flugplatz  
WAALHAVEN

KIESHEID

Reedijk

POLDER

Het  
Sluisje

POORTUGAAL

Flachsfabrik

POLDER  
NIEUW  
PENDRECHT

POLDER HET BINNENLAND  
VAN RHOON

Slot Valken-  
steinsedijk

Das Schloss

Kirche

Rhoon

0 500 m

Heysecdijk

Jachtdijk

Harsdijk

Hilleweg

Vondelingen weg

Vondelingenweg

Groenedijk

Slotsecdijk

Rhoonse-  
dijk

Molendijk

Kleedijk

Bahntrasse

Groene Kruisweg

Koedood

Oud. Rhoonsecdijk

Dorpsdijk

Groene Kruisweg

Kleedijk

Achterdijk

Schuldweg

Jan Brokken

# **DIE VERGELTUNG RHOON 1944**

**Ein Dorf unter  
deutscher Besatzung**

Aus dem Niederländischen von  
Helga van Beuningen

**Unverkäufliches,  
unkorrigiertes Arbeitsexemplar**  
**Sperrfrist:** Bitte nicht vor dem  
9. Februar 2015 besprechen.

**KIEPENHEUER  
& WITSCH**

Die Übersetzung dieses Werkes wurde von der  
Niederländischen Stiftung für Literatur gefördert.



MIX  
Papier aus verantwortungsvollen Quellen  
FSC® C006701

Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC®-N001512

1. Auflage 2015

Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel  
«De Vergelding» bei Atlas Contact, Amsterdam/Antwerpen  
© 2013 Jan Brokken

All rights reserved

Aus dem Niederländischen von Helga van Beuningen

© 2015, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgend-  
einer Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes  
Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages  
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rudi Linn, Köln,

basierend auf dem Originalumschlag von Roald Triebels

Umschlagmotiv: © Jill Battaglia/Arcangel Images

Autorenfoto: © Merlijn Doomernik

Karten: Margot Stoete

Gesetzt aus der Minion Pro

Satz: Wilhelm Vornehm, München

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-04725-7

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

*Die Vergeltung* basiert auf wahren Ereignissen. Bei meinen Nachforschungen arbeitete ich eng mit Bert G. Euser zusammen.

Er trug die juristischen und historischen Dokumente zusammen und sprach mit einhundertfünfundachtzig Augenzeugen, unmittelbar Beteiligten oder Nachkommen von direkt Beteiligten.

Ohne seine jahrelangen Nachforschungen wäre mein Buch lediglich eine Vorstudie zum jetzt vorliegenden.



Dennoch gilt:

Jede Wahrheit ist lediglich eine Interpretation dessen,  
was sich in Wirklichkeit zugetragen hat.

Warum bleibt die Vergangenheit so schmerzhaft?

## EINS

Sie hatte ein breites Gesicht, offen wie ein Buch. Ihre Augen verrieten eine Lebenslust, die nicht im Einklang mit dem grauen Ernst ihrer Umgebung war. Wenn sie morgens aus dem Bett kroch und aus dem Dachfenster schaute, sah sie, dass das Land unter Wasser stand, aus dem drei Meter lange Pfähle ragten, die die Landung alliierter Fallschirmjäger und Amphibienflugzeuge verhindern sollten. Alles hatte die Farbe von Schlamm – auch die Obstgärten waren überflutet.

In der Küche schlang sie, weil es keinen Zwieback gab, einen mehligem Apfel hinunter; der Holundertee musste ungesüsst getrunken werden. Es blieb schummerig in dem kleinen Haus, das wie ein Pickel am Deich klebte; erst am späten Nachmittag fiel auf der Rückseite ein schmaler Lichtstreifen herein. Dennoch funkelten ihre Augen, als sähen sie das kreisende Riesenrad auf dem Jahrmarkt.

Ihr jüngster Bruder beschrieb sie als Frohnatur und Jedermannsfreund. Letzteres wage ich zu bezweifeln. Sie suchte nach einem Blick, der länger als eine Sekunde auf ihr ruhte, nach einer Reaktion, einem Zeichen von Beachtung, notfalls von Missbilligung. Wenn man das zehnte von elf Kindern ist, steht man weit hinten in der Reihe: Sie wollte wahrgenommen werden.

Sandrien de Regt war im Herbst 1944 ein auffallendes Mädchen, vier-

zehn Jahre alt. Ernst Friedrich Lange, der seine gesamte Freizeit mit ihr verbrachte und sich nicht einmal die Zeit nahm, einen Brief nach Hause zu schreiben, gestand ihr jeden Abend, wie hinreissend er sie fand. Er tat das mit einer Flut von Worten, die sie längst nicht alle verstand. Für einen Soldaten redete er viel, überschwänglich, blumig; es war, als wolle er sie seine Uniform vergessen machen, indem er sie unentwegt ansah und zu ihr sprach.

Attraktiv sei sie. Verführerisch. Wie eine Italienerin, behauptete er eines warmen Nachmittags, als er ohne besonderen Anlass ein Stück mit ihr spazieren ging. Sandrien hatte tatsächlich kurzes, festes, schwarzes Haar und ziemlich grosse, dunkle Augen. Doch fast alle Mädchen aus dem Dorf hatten das, was Ernst wohl noch nicht aufgefallen war. Seit er Ende August ein paar Häuser weiter einquartiert worden war, hatte er nur für sie Augen gehabt. Dass das Dorf aus Deichen bestand, aus eingedämmten Flüssen, Wassergräben und Schleusen, musste er offenbar erst noch entdecken.

Ernst Lange war selbst alles andere als blond, allerdings konnte mir niemand sagen, ob seine Haarfarbe stark von Sandriens nicht einmal besonders auffällig dunklem Schopf abwich. Ich nehme an, dass er kastanienbraune Augen hatte. Ansonsten tat Ernst Lange seinem Namen alle Ehre an: Er war lang und ernst.

Manchmal stelle ich ihn mir nervös und argwöhnisch vor, musste er sich doch erst noch daran gewöhnen, Feind in einem Land zu sein, dessen Sprache ihm wie ein merkwürdiger Dialekt vorkam. In anderen Augenblicken hat er in meiner Vorstellung die siegesbewusste Haltung eines jungen Mannes, dem das Glück in den Schoss gefallen ist. Kurz nach der Ankunft das hübscheste Mädchen des Dorfes in den Armen halten zu dürfen ist nicht jedem Soldaten vergönnt.

Ich weiss es nicht. Ich räume das lieber von vornherein ein, um zu zeigen, dass diese Geschichte zwischen Fakten und Vermutungen hin- und herpendelt. Nicht, dass ich die Bilder schöner und die Gefühle stärker darstellen wollte, das würde dem bitteren Charakter dieser Geschichte zuwiderlaufen. Vielmehr habe ich Tausende von Seiten mit No-

tizen, Exzerpten, Dokumenten, Akten, Zeugenvernehmungen und Augenzeugenberichten studiert, um mir ein zutreffendes Bild von den Personen und Situationen zu machen. Manche Fakten lassen sich allerdings nicht mehr ermitteln.

Von allen Personen in diesem Buch ist Ernst Friedrich Lange jahrelang die unbekannteste für mich geblieben, die verschwommenste, der junge Mann, dem die Nebenrolle zukommt. Absolut sicher bin ich mir allerdings darin, dass Lange ein baumlanger Kerl war, wesentlich grösser als seine Kameraden, die höchstens eins achtzig massen. Diese Grösse sollte ihm zum Verhängnis werden.

Was sein Alter betrifft, habe ich lange im Dunkeln getappt. In verschiedenen Polizeiberichten steht schwarz auf weiss, dass Ernst siebzehn war, als er in das südholändische Dorf Rhoon abkommandiert wurde, doch ich wusste anfangs nicht, ob er siebzehn Jahre und zwei Monate alt war oder siebzehn und elf Monate. Es ist schliesslich ein grosser Unterschied, ob er ein Junge am Ende der Pubertät war oder ein fast erwachsener Bursche. An keiner Stelle wird in den niederländischen Dokumenten sein exaktes Geburtsdatum genannt, lediglich: geboren im Jahr 1927. Das war, wie sich später herausstellte, nicht richtig. Vom Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge wurde mir ein anderes Geburtsjahr genannt: 1926. Mitsamt der Angabe von Tag und Monat: 24. Juli. In jenem Oktober 1944 war Ernst Lange also achtzehn Jahre und zweieinhalb Monate alt.

In den offiziellen Papieren ist auch seine Konfession vermerkt: evangelisch. Als Protestant wird er eher im Westen oder Norden Deutschlands aufgewachsen sein als in Bayern. In Nordrhein-Westfalen, meinen einige Dorfbewohner, die sich an Ernst Lange noch schwach zu erinnern glaubten. In Essen. Die niederländischen Dokumente schweigen zu seinem Geburtsort.

Eine Nachfrage beim Militärarchiv in Freiburg ergab als Geburtsort Jörnsdorf im Kreis Weimar. Kreis Weimar heisst inzwischen Kreis Weimarer Land, doch kein Dorf oder Weiler hat dort einen Namen, der auch

nur entfernte Ähnlichkeit mit Jörnsdorf hätte. Unter Ernst aus Essen stelle ich mir einen anderen jungen Mann vor als unter Ernst aus Weimar. Den Ernst aus Weimar schätze ich strenger ein.

Alles falsch. Ernst Friedrich Lange, so stellt sich heraus, stammt aus Jörnstorf, mit t anstatt d. Ein einziger Buchstabe Unterschied, und ich sehe ein anderes Gesicht vor mir. Jörnstorf liegt im Nordosten Deutschlands, in Mecklenburg-Vorpommern, nicht weit von der Ostsee entfernt. Das macht Ernst für mich wesentlich sympathischer, als wenn er ein Deutscher aus Thüringen gewesen wäre. Als zwölfjähriger Junge muss er häufig zum Strand geradelt sein oder in die nächstgelegene Hafenstadt – Rostock –, um allein oder mit seinem Vater den Schiffen zuzuschauen.

Es ist aber genauso gut möglich, dass er bereits beim Gedanken an Wellen seekrank wurde und die Marine als Strafe empfand. Von ihm sind keine Briefe erhalten geblieben, und selbst wenn, so hätte er darin den Markigen spielen können.

Ein Militärangehöriger hat eine Nummer, gehört einer Teilstreitkraft an und einer Einheit. Solche Angaben scheinen wertvoller, als sie tatsächlich sind. Was sagt es über Lange aus, dass er der 6. Kompanie der 20. Schiffsstammabteilung (SStA) der Land-Kriegsmarine angehörte und dass in die Erkennungsmarke, die er an einer Kette um den Hals trug, die Nummer 38190/44D eingraviert war? Nur dies: Die Zahl nach dem Schrägstrich steht für das Jahr seines Dienstantritts: 1944. Aber das wusste ich bereits aus einer anderen Quelle.

Die Marke diente der Identifizierung. Ernst wurde damit beigesetzt, zunächst in Rotterdam-Crooswijk und vier Tage danach auf dem deutschen Militärfriedhof Ysselsteyn in der Provinz Limburg. Dort liegt er zwischen 32'000 Deutschen, die während des Zweiten Weltkriegs in den Niederlanden gefallen sind. Im Block BW, Reihe 5, Grab 103. Merkwürdig, dass ich von Anfang an wusste, wo sein Grab lag, als dürfte ich nur über seinen Tod ein paar Einzelheiten in Erfahrung bringen, nicht aber über seine Jugend und seine Schuljahre unter dem Naziregime.

Wie jeder deutsche Wehrmichtsangehörige hatte Ernst Lange eine Feldpostnummer, M (für Marine) 64802 (Nachrichten-Kompanie Führungsstab Nordküste). Unter dieser Nummer ist nie Post für ihn eingegangen.

Ernst Lange war Matrose in Ausbildung. Nicht verwunderlich, das gesamte junge Kanonenfutter, das Hitler 1944 für seinen totalen Krieg benötigte, befand sich «in Ausbildung». «Matrose» ist eher eine falsche Fährte denn ein nützlicher Hinweis: Gut und gern die Hälfte der Mannschaften der Kriegsmarine hat nie einen Fuss auf ein Schiff gesetzt. Ernst gehörte zu den Truppenteilen, die gemeinhin als «Landmarine» bezeichnet wurden. Das Fussvolk dieser Landmarine musste Häfen, Wasserstrassen, Brücken und mögliche Landeplätze der Alliierten bewachen.

Die meisten der fast achtzehnjährigen Jungen meldeten sich freiwillig zur Kriegsmarine, um einer Einberufung zur Waffen-SS oder zum Heer zu entgehen und damit einem Marschbefehl ohne Rückkehr in Richtung Ostfront. Die Landmarine überwachte die Küste von Bremen bis Biarritz. Nach dem D-Day war auch das kein Zuckerschlecken, doch theoretisch hatte ein Matrose der Landmarine eine grössere Überlebenschance als die Soldaten, die in Schnee und Schlamm auf Einheiten der Roten Armee stiessen.

Ernst Lange wuchs in ausreichender Nähe zu Polen auf, um die Winter an der Ostfront zu fürchten, aber ob er sich tatsächlich freiwillig zur Marine in Rostock gemeldet hat, vermag kein Archivdienst mir anhand eines Dokuments nachzuweisen.

Bei Sandrien bleiben weniger Fragezeichen. Geboren am 11. August 1930, war sie zu dem Zeitpunkt, da ich sie hier auftreten lasse, vierzehn Jahre und zwei Monate alt. Sie sah mindestens zwei Jahre älter aus, habe ich von verschiedenen Zeugen erfahren. Sie war nicht kleiner als ihre Schwester Dien, von der sie neun Jahre trennten. Im Übrigen waren beide nicht besonders gross: 1,71. Sandrien musste zu Ernst aufblicken, der sie um sechzehn oder siebzehn Zentimeter überragte.

Damals wie heute ist Sandrien kein geläufiger Name für ein protestantisches Mädchen. Getauft wurde sie auf den Namen Sandrina. Ihr Vater nannte sie Sandrien, mit scharfem S. Ihre Lehrerin, Juffrouw Corthals, nannte sie Sien, ebenso der Rektor der Grundschule. Sandrien konnte Juffrouw Corthals nicht ausstehen. Bei Rektor Brons hoffte sie immer, er würde vom Fahrrad fallen und sich den Hals brechen. Juffrouw Corthals und Meester Brons rümpften die Nase über Kinder aus grossen Familien. Ihre Schwester Berdien – Rufname Dien – war noch deutlicher, sie nannte Meester Brons einen Widerling und Juffrouw Corthals ein Miststück.

Für mich war Juffrouw Corthals eine der nettesten Lehrerinnen, die ich in der Grundschule hatte, aber ich kam nicht aus einer grossen Familie, und ich war ein Nachkriegskind. Als ich sie in der ersten Klasse der «Schule mit der Bibel» als Lehrerin bekam, war sie gut über dreissig und hatte ihre Vorurteile zweifellos gemässigt. Obwohl sie die Frechheit meines Klassenkameraden Piet de Lijzer kaum ertragen konnte. Piet de Lijzer entstammte ebenfalls einer grossen Familie, zufällig der, die neben der Familie de Regt in einem genauso kleinen Haus am Rijdsdijk wohnte – ich glaube, die de Lijzers waren eine dreizehnköpfige Familie.

Was Lehrer Brons angeht, so bin ich mit Sandrien und Dien einer Meinung: Er war ein Rektor, der auf Ungehorsam reagierte wie der Stier auf ein rotes Tuch. Einmal musste ich sogar meine Hände flach auf das Pult legen, damit er mir mit einem Holzlineal auf die Finger schlagen konnte. Nach seiner Pensionierung sollte ich ihn noch jahrelang bei uns durch die Strasse radeln sehen, mit einem Rücken, so gerade wie ein Zeigestock. Er grüsste mich immer höflich. Für ehemalige Schüler schien er durchs Feuer zu gehen. Ich habe ihm nie etwas nachgetragen; er war einer vom alten Schlag, und dieser Schlag war nun mal autoritär.

Für die meisten Dorfbewohner blieb Sandrien Sien. Nach dem ersten Kuss eines Jungen fand sie, Sandrien klinge erwachsener. Sie war frühreif, früher reif jedenfalls als ihre Geschwister. Der Krieg liess sie schneller erwachsen werden.



Ernst Lange nannte sie Sandrien, mit scharfem S. Aber wie er das R aussprach – das klang fast schnarrend. Sein N war wieder weich wie Filz; wenn er Ssandrrriennn sagte, schien ein Marienkäfer über ihren Rücken zu trippeln. Sie erschauerte beim Klang seiner Stimme und kam sich wie die Tochter des Flugzeugfabrikanten Koolhoven vor, der auf Rhoon wohnte.

Eines der Dinge, die sie Ernst zu erklären versuchte, war, dass man nicht «in Rhoon», sondern «auf Rhoon» wohnte, weil Rhoon jahrhundertlang eine kleine Insel in der Maasmündung gewesen war. Man wohnt schliesslich «auf» einer Insel, oder? Ernst begriff es nicht. In mancherlei Hinsicht fand sie ihn gewitzt und klug, in anderer einfältig. Auch gutgläubig, als wäre in der Liebe alles uneigennützig.

Matrose Lange hätte es wirklich besser wissen müssen. Nicht nur verführte er Sandrien mit einem Stück Seife (eine einfache Methode, ein Mädchen rumzukriegen; Seife war damals knapp und kostete ein Vermögen an Bezugsscheinmarken), der Ort, an dem er sich zum ersten Mal mit ihr traf, schloss sentimentale Spekulationen aus. Es sei denn, Ernst hätte nicht auf Anhieb gemerkt, dass schon viele vor ihm die knarrende Treppe zur Dachkammer hinaufgestiegen waren.

Aus irgendeinem Grund denke ich, dass man Ernst Lange noch bevor er sein Abitur machen konnte von einem Provinzgymnasium genommen hat, wie Zehntausende sechzehn-, siebzehn- und achtzehnjährige Jungen in den Monaten April und Mai 1944. Und dass er von einem Moment zum anderen Mathematik, Chemie, Griechisch, Latein, Hölderlin, Kleist und *Wilhelm Meisters Lehrjahre* gegen eine sechswöchige militärische Blitzausbildung und einen gerade mal siebenstündigen Schiesskurs eintauschen musste, wonach er wie insgesamt achtzigtausend andere Knaben in ein Gebiet geschickt wurde, das sie bis zum letzten Mann verteidigen sollten.

Zugegeben, das ist Spekulation. Vielleicht sass er auf einer technischen Schule, als Hitler das wehrpflichtige Alter auf sechzehn senkte.

Oder er arbeitete in einer Fabrik. Landarbeiter ist eine weitere Möglichkeit, obgleich er nicht wie ein Bauernknecht aussah. Manchmal trug er eine Brille. Dieses Ding mit den runden Gläsern setzte er sich einem Informanten zufolge ziemlich ungeschickt auf, er hakte sich die dünnen, biegsamen Stahlbügel hinter die Ohren. Zu diesem Bild passt ein etwas weltfremder Gymnasiast.

Dennoch ist Vorsicht geboten bei dieser Art von Annahmen. Ernst Lange hätte sich genauso gut zu einem Rohling oder Sadisten entwickeln können, wenn er länger am Leben geblieben wäre. Am Tag darauf, dem n. Oktober 1944, bewiesen seine Kameraden, dass sie zu allem fähig waren. Warum also er nicht?

Ernst konnte von Glück sagen, dass er nicht an die Ostfront geschickt worden war und auch nicht an die Westfront in der Normandie. Das Gebiet südlich von Rotterdam hatte sich 1944 noch nicht in ein Schlachtfeld verwandelt. Allerdings rechneten seine Vorgesetzten fest damit: Nach dem Angriff auf Antwerpen dachten sie, nun sei Rotterdam an der Reihe. Die Alliierten würden versuchen, die Häfen einzunehmen. Zusammen mit fünfzehn eiligst einberufenen Schicksalsgenossen musste Ernst das Gebiet rund um den Waalhaven bewachen. Ein trostloses Gebiet: teilweise eingestürzte Kais, zerstörte Kräne, bombardierte Lagerhallen. Im Hafen jedoch lagen U-Boote. Weiter nach Süden hin Wiesen, aufgespültes Land und mit Heidekraut bewachsene Sandflächen, die zum grösstenteils zerstörten Flugplatz Waalhaven gehörten. Bei einem alliierten Angriff würde dieser Flugplatz zweifellos wieder eine Schlüsselrolle spielen, wie schon zu Beginn des Krieges. Während seiner ersten Wochen in Südholland hatte Ernst Minen legen müssen.

Von einer drohenden Landung wollte Sandrien nichts hören. Alles, was mit dem Krieg zusammenhing, mit der Besetzung, der Wehrmacht, mit Disziplin, Zucht und Ordnung, verdarb ihr die Laune. Das Einzige, was ihr am Krieg gefiel, war, dass nichts mehr geregelt und wie gewohnt ablief. Allein schon ein Wort wie «Ausnahmезustand» verschaffte ihr

eine Art körperliches Wohlbehagen. Vom Herbst 1943 an hatte sie nicht mehr in die Schule gemusst, und im Sommer 1944 hatte sie ihre Arbeit als Haushaltshilfe aufgeben dürfen. Im Dorf konnte keiner der Honoratioren und kein Grossbauer sich mehr Dienstboten leisten, und die Luftwaffe, die im Rhooner Schloss residierte, war mit sieben Frauen aus dem Dorf, die die Hemden der Offiziere wuschen und bügelten, ebenfalls schon versorgt. Seit Juli war sie frei. Den Krieg betrachtete sie als Ferienzeit, die, wie sie hoffte, nie enden würde.

Zu Hause musste sie tüchtig mit anpacken; wenn man zehn Geschwister hatte, ging es nicht anders. Gut, die Ältesten waren bereits aus dem Haus, Jacob, Aleida und Neeltje waren verheiratet, Martinus im Arbeits-einsatz in Deutschland, aber Neeltje hatte mit ihrem Mann das vordere Zimmer bezogen (sie schliefen im Alkoven unten), und es blieben noch fünf Jungen und Mädchen übrig. Tobias, der Jüngste, pinkelte noch ins Bett – eigenartig für einen Zwölfjährigen.

Gemeinsam mit Dien machte Sandrien die Betten und wusch die Bettwäsche und die Kleider im Bottich hinter dem Schuppen. Besser konnte sie es eigentlich nicht haben. Dien war nie herrisch, bat sie nur, ihr zur Hand zu gehen. Dazu war sie nur zu gern bereit, Dien steckte voller Geschichten, die immer erst herauskamen, wenn sie mit etwas beschäftigt war.

Ihre ältere Schwester war der Kompass, nach dem Sandrien sich richtete. Was Dien tat, wollte sie auch tun, ohne weiter darüber nachzudenken. Dien war mit ihren dreiundzwanzig Jahren erwachsen. Sie verkniff es sich jedoch, sich als Mutter aufzuspielen oder in alles einzumischen. Ihre breiten Schultern und grossen Hände verliehen ihr etwas Männliches, doch wenn sie sich aufrichtete, streckte sie ihre Brüste vor und bewegte kokett die Schultern, als wolle sie ihre Weiblichkeit herausstreichen. Dien war ihre kesseste Schwester, eine Draufgängerin, der es egal war, was man sich im Dorf über sie erzählte oder zuflüsterte.

Ihre Mutter kannte sie weniger gut. Sie hatte alle Hände voll zu tun mit Geerten, der nicht ganz richtig im Kopf war, und mit Tobias, der im-

mer schreckliche Angst hatte, niemand wusste so recht, wovor.

Waschen, bügeln, schrubben. Erst am späten Nachmittag konnte Sandrien sich ihrem zweiten Leben widmen, wenn sie sich mithilfe eines gesprungenen Taschenspiegels und einer Pinzette auf der Bettkante zu-rechtmachte. Ihre Augenbrauen tendierten dazu, zu schwer und zu breit zu werden, das war ein Problem, wenn man so viel dunkles Haar hatte. Mit der Pinzette zupfte sie die längsten Härchen heraus, diejenigen, die sich schon fast krümmten. Bei jedem sagte sie «Weg damit!». Sie konnte sich eine Viertelstunde lang mit einem einzigen befassen; es war für sie auch eine Methode, zur Ruhe zu kommen. Auf Anraten von Dien dünnte sie ihre Brauen aber nicht zu stark aus; Matrosen mochten keine Bleistiftstriche. Bei den Haaren oben denken sie an die Haare unten, lernte sie von Dien. Ihre grosse Schwester hatte im Übrigen ebenfalls störrisches dunkles Haar.

Fürs Essen brauchten sie keine zehn Minuten. Nach der Mahlzeit las ihr Vater sicherlich zwanzig Minuten aus der Bibel vor. Er war ein sanftmütiger Mann, der ihr oder ihren Geschwistern eigentlich nie etwas verbot, nur in puncto Bibellesen war er streng. Keinen Tag oder Abend liess er aus.

Wenn man ihm zuhörte, wuchs wirklich die Überzeugung, dass der Glaube Kraft schenkt. Er wurde dann zu einem wesentlich resoluteren Mann. In seiner Jugend war er grün und blau geschlagen worden, sein Vater hatte Genever gesoffen, als wäre es Wasser. «Ein Schuft von einem Kerl», sagte er über ihn; aus diesem Grund hatte er sich vorgenommen, keinen Tropfen zu trinken und seinen eigenen Kindern niemals Steine in den Weg zu legen. Er sagte wenig mehr als «mm», «wird schon so sein», «ja, ist gut»; nur wenn er aus der Bibel vorlas, bekam er eine volle, kräftige Stimme. Sagte er «Satan», so *war* es Satan, und man duckte sich. Seinen Stolz bezog er aus der Bibel und aus seinem Glauben. Das Wort «wir» benutzte er einzig und allein in Verbindung mit seinen Glaubensbrüdern von der erneuerten Kirche.

Ich erwähne den Glauben hier so ausdrücklich, weil die Erneuerten ebenso wie die Kommunisten über jeden Verdacht erhaben sind, wenn es um ihre Haltung gegenüber der Besatzungsmacht geht. Zacheus de Regt wollte von den Nazis nichts wissen, während des gesamten Frühjahrs 1940 las er Passagen über den Satan aus der Bibel vor, und seine Kinder verstanden sehr wohl, wen er damit meinte. Dennoch verbot er seiner Tochter Dien nicht den Umgang mit Unteroffizier Walter Loos und seiner Tochter Sandrien den mit Soldat Lange. Den Glauben ausgenommen, wollte er auf seine Kinder keinen Zwang ausüben. Vermutlich war er auch nicht heimlich prodeutsch: Sein ältester Sohn Jacob betätigte sich aktiv im Widerstand und verteilte illegale Zeitungen (vorausgesetzt, sie waren christlich geprägt), sein Sohn Martinus verfluchte die Zwangsarbeit in Deutschland und spuckte zwei Jahre lang Gift und Galle in seinen Briefen, und sein Sohn Chiel schloss sich 1944 der BS, den Inländischen Streitkräften, an, einer illegalen Widerstandsorganisation. Nicht, dass de Regt seine Söhne ermutigte, die Seite des Untergrunds zu wählen; eine solche Entscheidung, die Jacob oder Chiel das Leben kosten konnte, mussten die Jungen selbst treffen. Zach de Regt muss wirklich ein nachsichtiger Mann gewesen sein.

Oder wusste er nicht, dass zwei seiner Töchter eine Liebschaft mit Moffen hatten? Möglich wäre es: Sein jüngster Sohn Tobias wusste es auch sechzig Jahre nach dem Krieg noch nicht. Tobi hatte allerdings eine Vermutung, eine bange Vermutung, vielleicht der Grund dafür, dass er bis zu seinem fünfzehnten Lebensjahr ins Bett pinkelte. 1944 jedenfalls hielt er die Augen offen, lauschte mit der Gier seiner zwölf Jahre, hoffte, schlauer zu werden. Dennoch bekam er nach seinen eigenen Worten nichts von Diens und Sandriens Verhalten mit, weder zu Hause noch im Dorf. Bei Vater Zacheus war es möglicherweise auch so. Die körperliche Arbeit – er war Gärtner – erschöpfte ihn, wenn er nach Hause kam, musste er seinen eigenen Gemüsegarten auch noch bearbeiten und in dem Verschlag hinter dem Schuppen sein Schwein versorgen. Tat er das

nicht, dann litten seine Kinder Hunger. Zach de Regt hatte keine Zeit für Tuscheleien auf dem Deich.

Möglicherweise war er auch der Typ, der den Kopf nach links wandte, wenn alle nach rechts schauten. Seine Töchter gingen fast jeden Abend aus und kamen erst weit nach Beginn der Ausgangssperre nach Hause. Das ging nur, wenn sie sich in Begleitung deutscher Wehrmachtangehöriger befanden. Wenn er es also nicht wusste, dann weil er es nicht wissen wollte. Manche Menschen blenden die Realität aus, wenn es um ihre Kinder geht.

Dien hob die Wasserschüssel vom Holzofen – am Rijdsdijk waren sie noch nicht ans Gasnetz angeschlossen. Sie gab einen Schuss Essig ins warme Wasser und machte sich an den Abwasch. Sandrien zog ein Geschirrtuch vom Halter. Dien war noch viel verliebter in Walter Loos als Sandrien in Ernst: Sie wuschen und trockneten die Teller so schnell ab, als hörten sie in der Ferne dröhnende Flugzeuge und wollten den Bomben gerade noch zuvorkommen.

Wenn Walter an ihrem Haus vorbeiging, piff er kurz, hoch und durchdringend. Ernst hatte diese Angewohnheit schnell übernommen. Dien und Sandrien banden sich dann die Schürzen ab und schnappten sich die Tasche, in der sie ihre hochhackigen Schuhe aufbewahrten. Sandrien durfte solche Schuhe noch nicht tragen, aber Dien hatte ihr ein altes Paar von sich gegeben. Dien nahm ihre jüngste Schwester überallhin mit, vielleicht weil niemand dann zu glauben wagte, dass sie etwas im Schilde führen könnte.

Ein kurzer, schriller Piff ... und Schritte, die sich entfernten: Auch am Abend des 10. Oktober lief es so. Dien und Sandrien eilten nach draussen und gingen zum Rijdsdijk hinauf. Es war nicht Walter, sondern Ernst, sahen sie. Kurz darauf, gleich hinter dem nächsten Haus am Deich, holten sie ihn ein. Er grüßte mit einem kurzen Nicken. Die anderen, sagte er leise auf Deutsch, kämen gleich. «Sie kommen ...»

«Zse kommen, zse kommen», maulte Dien. Sie verabscheute

Deutsch. Sandrien nicht, die hatte es in der fünften und sechsten Klasse der Grundschule eifrig gelernt. Auf Anordnung der Besatzungsmacht war der Französischunterricht 1941 zugunsten des Deutschunterrichts fallen gelassen worden. Sandrien hätte übrigens auch gern Englisch gelernt, das hatte nichts mit der Besatzung zu tun, sie liebte Sprachen.

Keine fünf Minuten später tauchten Walter und der Soldat Heinz Willems in der spätsommerlichen Dämmerung auf. Ohne Ernst und Heinz und vor allem ohne Walter, den Unteroffizier und Ranghöchsten am Rijdsdijk, konnten Dien und Sandrien nicht weit kommen: Um acht Uhr begann die Ausgangssperre, niemand durfte dann das Haus verlassen. Wer es dennoch wagte, musste mit einer Festnahme oder zumindest einer Ausweiskontrolle rechnen, mit Fragen zum Vater, zu den Brüdern ... In Begleitung der Soldaten hingegen konnten sie den ganzen Abend feiern und sogar erst um Mitternacht nach Hause zurückgehen.

Walter verbot ihnen, im Dunkeln zu rauchen. Sich abends eine Zigarette anzustecken war seinen Worten nach das Gefährlichste, was ein Soldat tun konnte. Walter befürchtete an allen Abenden eine feindliche Aktion. Hinter jeder Mauer sah er «Partisanen» aufspringen. Dien nahm das nicht ernst. «Hier im Dorf passiert nie irgendwas», behauptete sie, was den Tatsachen nicht entsprach; von Mai 1940 an passierte hier im Gegenteil für ein Dorf viel zu viel.

Über Walter Loos kann ich wesentlich mehr berichten als über Ernst Lange, trotz der Unsicherheit in Bezug auf seinen Namen. In den Gerichtsakten heisst er Walter, Walther, Loos, Loys oder Loot. Dieselben Dokumente erwähnen seine exakte Körpergrösse: 1,75. Schmächtige Statur, dunkelblondes Haar, blaue Augen, blasse, fast schon kränkliche Gesichtsfarbe. Dreiundzwanzig Jahre alt, 1921 im tschechischen Sudetenland in einer deutschsprachigen Familie geboren, allesamt glühende Nazis. Walter meldete sich zu Beginn des Krieges freiwillig zum Militärdienst, genauso wie seine beiden Brüder und seine Schwester. 1944 war

er bei der Kriegsmarine zum Bootsmann befördert worden, was einem Feldweibel beim Heer entsprach. Seit dem Sommer hatte er den Befehl über alle am Rijdsdijk einquartierten deutschen Soldaten, fünfzehn an der Zahl.

Unter den Dorfbewohnern war er verhasst. Loos war ein Wichtigter und Schreihals, der jeden vorbeikommenden Radfahrer kontrollierte und mindestens einmal pro Woche nach jungen Männern suchten liess, die zur Zwangsarbeit nach Deutschland geschickt werden konnten. Die Dorfbewohner nannten ihn das «rote Feldweibelchen» oder das «Feldweibelchen mit dem roten Rad». Wenn er in der Dämmerung über den Deich ging, nahmen ihn die Jungs der Familie de Kooning und ihre Freunde von der Familie Robbmond unter Beschuss. Die Deiche waren nicht asphaltiert, sondern mit Schlacke bestreut, und alle paar Kilometer gab es eine Kiste mit diesen ausgebrannten Steinkohlestücken, mit denen man nach schweren Regenfällen die Schlaglöcher füllte und die Pfützen trockenlegte. Die De-Kooning- und die Robbmond-Jungs legten sich hinter eine Hecke und warfen Schlacken auf Loos und seine Untergebenen. Einmal erteilte Loos den Befehl, zu schießen. Es blieb bei einigen Warnschüssen, aber es war doch kennzeichnend, dass er sogar ziemlich harmlose Triefereien mit Waffengewalt ahndete.

«Loos ist ein echter Mof», hiess es auf dem Deich. Weshalb Dien de Regt sich so schnell und so heftig in ihn verliebte, ist ein Rätsel. Loos wurde am 6. September 1944 bei Jan Krijn Jabaaij am Rijdsdijk einquartiert. Keinen Monat später hatte Dien schon mehrere Male «den Beischlaf mit ihm vollzogen», wie sie am 15. Januar 1946 vor drei Ermittlungsbeamten des Politischen Fahndungsdienstes erklärte. Hatte sie Angst, eine alte Jungfer zu werden? Mit dreiundzwanzig hatte Dien noch nie eine feste Beziehung gehabt, nur kurze Techtelmechtel, doch in diese Kategorie wollte sie Loos nicht einordnen.

Eine blosser Laune kann es nicht gewesen sein. Dien setzte den Umgang mit Loos fort, als er Ende 1944 ins acht Kilometer entfernte Hoog-



vliet versetzt wurde, und sie zog nach Hellevoetsluis um, als er vier Monate vor Kriegsende dorthin abkommandiert wurde. Liebe, wahre, blinde Liebe muss es gewesen sein; eine andere Erklärung gibt es nicht. Nach dem Krieg machte der Direktor einer Gewerbeschule ihr einen Heiratsantrag. Sie lehnte ihn entschieden ab. Danach verkehrte sie noch kurze Zeit mit einem Polizisten, mochte aber nach eigenem Bekunden keine Uniformen und beendete dessen Annäherungsversuche. Bei Walter Loos allerdings hatte sie sich mühelos über diese Abneigung gegen Uniformen hinwegsetzen können.

Einen materiellen Vorteil verschaffte das Verhältnis ihr kaum. Sie bekam Schokolade von Bootsmann Loos und ab und an eine Zigarette, die abzulehnen sie sich nicht traute. Eigentlich war sie Nichtraucherin. Nach zwei, drei Zügen warf sie die Zigarette weg, Grund genug für die DeKooning-Jungs, ihr zu folgen: Sie rauchten die Zigarette abwechselnd zu Ende, bis zum letzten Tabakkrümel.

Dien de Regt ist ihr ganzes Leben lang unverheiratet geblieben. Mit Walter Loos war sie – darin sind sich alle Augenzeugen einig – ein paar Monate lang glücklich, sie «strahlte», «lachte übers ganze Gesicht», gehörte zu «den nettesten, lustigsten Frauen des Dorfes».

Walter Loos war zusammen mit Heinz Willems und zwei weiteren Soldaten bei Jan Krijn Jabaaij einquartiert. Für Jabaaij war das mit Sicherheit keine Strafe, er war seit 1942 Gruppenleiter der Nationalsozialistischen Bewegung (NSB) in Rhoon und genoss die Macht und den Einfluss, die der Krieg ihm verlieh. Er ging oft gemeinsam mit Loos auf Patrouille.

Jan Krijn Jabaaij stammte aus der Provinz Zeeland, aus dem Fischerhafen Bruinisse. Die Fischerei brachte in den Dreissigerjahren nichts mehr ein, und Jabaaij war wie viele Zeeländer nach Norden gezogen, in ein Dorf vor den Toren von Rotterdam. Er arbeitete auf dem Bau und mietete 1937 ein Haus am Rijdsdijk, das er eigenhändig instand setzte. Von der Politik hielt er sich fern, auch als der Krieg ausbrach. Erst im Ja-

nur 1941, als Nazi-Deutschland unbesiegbar schien und die Deutschen sich längst in den Niederlanden festgesetzt hatten, trat er der NSB bei. Das war zu jener Zeit nicht so ohne Weiteres zu bewerkstelligen; die Anhängerschaft der Nationalsozialistischen Bewegung hatte sich in jenem einen Jahr 1941 auf 90'000 Mitglieder verdreifacht, und die Führung konnte wählerisch sein. Nur Männer, die als sympathisierende Mitglieder uneigennützig in der Parteiorganisation mitgearbeitet hatten oder einer Nebenorganisation – der Wehrhaftigkeits-Abteilung (WA), dem Schlägertrupp der NSB, der niederländischen SS oder dem Jugendsturm – beitraten, kamen für eine Mitgliedschaft in Betracht. Für Männer zwischen achtzehn und vierzig galt die Wehrpflicht in der WA. Jan Krijn Jabaaij war neununddreissig, als er Mitglied wurde, und er kam seiner WA-Wehrpflicht im Herbst 1941 nach. Das fiel ihm offenbar nicht schwer, sonst hätte er ein paar Monate mit seinem Aufnahmeantrag gewartet. Oder suchte er in erster Linie nach einer gut bezahlten Arbeit? Die Mitgliedschaft in der NSB konnte ihm dabei helfen. Im Januar 1942 trat er in den Dienst des Westdeutschen Wach- und Schutzdienstes. Bis April 1945 übernahm er für dieses deutsche Unternehmen den Wachdienst bei Stellungen der Wehrmacht in Rotterdam und Umgebung. Er trug die Uniform des Wachdienstes, die grosse Ähnlichkeit mit der schwarzen Uniform der WA hatte, und war mit einem französischen Gewehr bewaffnet. Letzteres betonte er während der Vernehmungen nach dem Krieg so oft und so angewidert, dass es ihn offenbar in hohem Masse irritiert haben muss, keine deutsche Waffe erhalten zu haben.

Wie Zehntausenden anderer Kollaborateure wurde es Jan Krijn Jabaaij in der ersten Septemberwoche 1944 mulmig: Am Sonntag, dem 3. September, befreiten die Alliierten Brüssel, und am Montag, dem 4. September, eroberten sie Antwerpen von den Deutschen zurück. Am Dienstag, dem 5. September, würden sie in Rotterdam sein, so die Befürchtung der NSBler. Sie flohen zu Tausenden nach Osten.

Jan Krijn schickte an jenem «Verrückten Dienstag» seine Frau Nicolina nach Deutschland, wo sie bis zum Ende des Krieges bleiben sollte. Er trauerte nicht lange über ihre Abwesenheit, am Tag darauf, dem 6. September, wurden vier deutsche Wehrmachtsangehörige bei ihm einquartiert, darunter Loos, und noch im selben Monat zog Linda de Bondt bei ihm ein. Linda arbeitete im Büro der Bauleitung. Sie war vierundzwanzig Jahre alt, hatte jung geheiratet und war bereits geschieden, Mitglied der NSB, wasserstoffblond, verrückt nach schwarzen Uniformen und blank gewienerten Stiefeln.

Auch am Abend des 10. Oktober war Linda bei Jabaaij im Haus, gemeinsam mit ihrer Freundin und Kollegin Kitty – diese arbeitete ebenfalls im Büro der Bauleitung. Ausserdem war ein NSB-Wachmann aus einem Nachbardorf zu Besuch. Sie tranken mit den einquartierten Deutschen, spielten Karten, doch Loos wurde spürbar unruhig. Er wollte weg.

«Warum?», fragte Jabaaij.

«Ich habe etwas zu trinken.»

Die Wiedergabe des Dialogs stammt von Jabaaij. Er wird kurz gegrinst haben, als er gegenüber seinen Vernehmern die Stimme von Bootsmann Loos nachahmte. Loos sprach ganz ordentlich Niederländisch, konnte sich jedenfalls trotz der Fehler und der häufig zu wörtlich übersetzten deutschen Wendungen, die er benutzte, verständlich machen. Er drückte sich nur ungenau aus.

Etwas zu trinken! Jabaaij glaubte ihm kein Wort. Getrunken wurde bei ihm zu Hause. War er etwa ein schlechter Gastgeber? Bei ihm sass man doch nie lange auf dem Trockenen, oder?

Loos wurde es ungemütlich. Er wollte möglichst schnell zu Dien und gab daher als Entschuldigung an, er müsse mit ein paar Mann einen Rundgang machen. Das klang gewichtig: einen Rundgang. Er gab Soldat Willems einen Wink und verliess das Haus. Als sie sich dem Groene Kruisweg näherten, sahen sie Ernst Lange zusammen mit Dien und San-

drien auf der anderen Seite der Schnell-Strasse warten. Ernst Lange war mit zehn anderen Soldaten bei einem Bauern am Rijdsdijk 303 einquartiert.

Sie überquerten den Groene Kruisweg. Er war zwischen 1930 und 1934 mit Mitteln des Grünen Kreuzes angelegt worden, um Kranke und Verletzte von den Inseln schneller im Rettungswagen nach Rotterdam befördern zu können. Die erste asphaltierte Provinzstrasse der Region, die vor allem 1940 ihren Nutzen bewies: Das rollende Material der Deutschen konnte sehr schnell auf ihr vorrücken. Nach der Strasse überquerten Willems und Loos den Radweg und die einspurige Trasse der dampfbetriebenen Strassenbahn, die Rotterdam mit den Küstenorten Hellevoetsluis und Oostvoorne verband. Nach Asphalt, Steinplatten und Schienen hatten sie dann wieder Schlacken unter den Füßen. Die Schlacken des Rijdsdijk.

Das Wetter war schön. Ich erwähne das ausdrücklich: schönes, ruhiges, trockenes Herbstwetter. Fast windstill, leicht bewölkt, angenehme Temperatur. Klaas Pikaar, der am Rijdsdijk untergetaucht war und um sechs Uhr sein Rad aus dem Schuppen holte, um seinen einundzwanzigsten Geburtstag bei seinen Eltern in Hoogvliet zu feiern, erwoh noch kurz, einen Mantel anzuziehen. Er sah prüfend zum Himmel hinauf, dachte: ach nein, und fuhr im Sakko davon. Jener Abend ist ihm immer verdammt gut in Erinnerung geblieben: Wenn er nicht Geburtstag gehabt hätte und zu seinen Eltern gefahren wäre, hätte er nicht überlebt.

Am Rijdsdijk, einem der längsten und höchsten Deiche des Dorfes, merkte man schnell, wie das Wetter war. Man spürte jeden Windhauch, sah dunkle Wolken bereits, wenn sie noch kilometerweit entfernt waren. Schon von einem bisschen Regen wurde man hier klatschnass. Bei richtiger Kälte tat man gut daran, sich auf dem Rijdsdijk eine Zeitung in die Hose zu stecken, um sich nicht zu verkühlen.

Als Rhoon noch eine Insel im Maasdelta war, schützte der Rijdsdijk die gesamte Ostseite. Im fünfzehnten Jahrhundert rang man dem Wasser neues Land ab; Rhoon wurde mit der grösseren Insel Ijsselmonde ver-

schmolzen, und der Rijsdijk verlor seine lebenswichtige Funktion. Dennoch war auch nach Jahrhunderten noch zu erkennen, dass der Deich häufig erhöht worden war, um den Angriffen der Sturmfluten standzuhalten. Die Dorfbewohner empfanden es daher als schweres Verbrechen, dass östlich und südlich des Rijsdijk weite Teile des Landes von den Nazis unter Wasser gesetzt worden waren.

Der Rijsdijk begann innerhalb der geschlossenen Ortschaft und lief halbkreisförmig zum ältesten Teil des Dorfes zurück. Ich tue mich schwer beim Schätzen von Entfernungen, zumal wenn es sich um die Gegend handelt, in der ich aufgewachsen bin. Wenn es ordentlich wehte, musste ich mich auf dem Rijsdijk auf die Pedale stellen, um gegen den Wind anzukommen. Dadurch ist der Deich in meiner Erinnerung gut zehn Kilometer lang geworden: Er nahm einfach kein Ende. Auf der Katasterkarte sind allerdings als tatsächliche Länge nur etwas weniger als sechs Kilometer angegeben.

Im ersten Teil standen herrschaftliche Häuser und Villen vom Ende des neunzehnten Jahrhunderts sowie zwei Schulen: die öffentliche und die christliche. Ein Stück weiter wechselten sich Bauernhöfe und Deichhäuser ab. An manchen Teilstrecken standen die Häuser fünfzig bis hundert Meter weit auseinander, an anderen krochen sie so dicht zusammen, als suchten sie die Wärme der Nachbarn. Je weiter man sich vom Dorfkern entfernte, umso grösser wurde der Unterschied zwischen Arm und Reich. Die Bauernhäuser, die etwa hundert Meter vom Deich entfernt lagen, waren stattliche Höfe aus dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert; die am Deich klebenden Landarbeiterhäuschen hatten keine Schlafzimmer, lediglich einen Dachboden. Alles an diesen Häuschen war unscheinbar, als drückten sie in Stein aus, dass ihre Bewohner auf Knien vor den Bauern liegen mussten, die ihnen Arbeit verschafften. In einem dieser kleinen Häuser wuchsen Dien und Sandrien auf; unten gab es zwei Alkoven, einen für die Eltern und einen für die verheiratete Tochter Neeltje mit ihrem Mann. Die anderen Kinder schliefen auf dem

Dachboden, die Mädchen auf der einen Seite, die Jungen auf der anderen. Ein Vorhang bildete die einzige Abtrennung.

Vom Mittelteil, dort, wo der Rijdsdijk am höchsten war, konnte man kilometerweit über Felder blicken, auf denen Flachs oder Roggen wuchs, über Kartoffeläcker, die sich kurz vor der Ernte in grüne Teppiche verwandelten, und über Apfel- und Birnenplantagen. Im Herbst 1944 gehörte das alles zu den Erinnerungen aus der Friedenszeit: Das Gebiet wurde nicht mehr entwässert, und das schlammige Wasser hatte das Land einen halben Meter hoch überflutet. Es stand bis zum Flugplatz Waalhaven. Trocken war es nur noch auf und an den Deichen und auf dem Groene Kruisweg, der das umliegende Land einen Meter überragte. Auch einige Verbindungsstrassen zwischen dem Rijdsdijk und dem Esendijk blieben begehbar.

Beim Billardcafé De Tol machte der Rijdsdijk eine scharfe Biegung nach links. An seinem Fuss lag ein kleiner Hafen, in dem bis weit ins neunzehnte Jahrhundert hinein Fährgeld erhoben wurde. Das Haus am Wasser, in dem vier oder fünf Familien lebten, war das frühere Fähnhaus. Die Fahrgäste kamen aus Rotterdam, überquerten in einem flachen Boot, auf das sowohl die Pferde als auch das Fahrzeug passten, einen kleinen Fluss, der wie ein Wassergraben aussah, aber tückisch tief war: der Koedood. Auf der anderen Seite, im Wirtshaus von Wieger Mantz, war das Fährgeld zu entrichten, ein Cent pro Fahrzeug. Ein Stück weiter am Deich betrieb sein Bruder Hugo Mantz einen Lebensmittelladen im Vorderzimmer seines Bauernhofes. Mantz hatte elf Kinder. Bei grossen Familien konnte man Gift darauf nehmen, dass sie katholisch oder erneuert waren. Hugo Mantz war Ersteres.

Im nächsten Bauernhof lebte Aai de Boeij. Er schlachtete illegal, betrieb Schwarzhandel, das wusste jeder am Rijdsdijk mit Ausnahme der Deutschen. Walter Loos und Ernst Lange wussten nur, dass er in seiner Scheune eine Drehorgel hatte. An schönen Sommerabenden öffnete Aai de Boeij die Scheunentore und machte Musik. Das hatte er 1944 noch im

September getan; vielleicht hatte Ernst da das erste Mal mit Sandrien getanzt, auf dem Deich, vor der Scheune. Oder war es doch bei Nel gewesen, kurz hinter Het Sluisje?

Sie gingen weiter. Bei Het Sluisje wurden sie von den Brüdern de Kooning und einem der Robbemond-Jungs beobachtet. Bemerkten sie das? Die Deutschen hatten die Sommerzeit eingeführt, sogar im Oktober wurde es erst nach sieben Uhr dunkel. Die De-Kooning-Jungs genossen gerade die letzten Minuten vor der Sperrstunde. Oft versuchten sie noch ein paar Minuten dazuzumogeln. Spätestens um zehn nach acht gingen sie hinein, um mit den anderen hoch aufgeschossenen Jungs aus der Nachbarschaft ein paar Runden Klüberjass zu spielen. Sonst gab es nichts zu tun. Das Radio hatten sie im Rathaus abliefern müssen. Anfangs hatte das fast niemand im De Tol und in Het Sluisje getan; dann verriet eines der Moffenmädel, dass man im Hause Wagenmeister Radio Oranje und BBC hörte, und die Deutschen veranstalteten eine Razzia: Alle Apparate wurden konfisziert. Seitdem war nur noch das Kartenspielen geblieben, und alle im Dorf langweilten sich nach acht fürchterlich. Ausgenommen die Mädchen, die mit den Moffen gingen.

Sahen sie noch andere Burschen schräg hinter den De-Kooning-Jungs stehen? Oder fiel es ihnen nicht auf? Hatte Dien nur Augen für Walter und Ernst für Sandrien? Und trottete Heinz ein wenig dösiger nebenher, den Blick auf die stumpfen Spitzen seiner Knobelbecher gerichtet?

Am Rijdsdijk drückten sich so viele Leute herum; jedes zweite Gesicht war ein fremdes. Auch auf den Inseln Voorne und Putten waren weite Flächen unter Wasser gesetzt worden, um eine Luftlandung dicht hinter der Küste zu verhindern. Zweihundert Evakuierte aus Zuidland und Zwartewaal waren bei Familien in Rhoon untergebracht worden. Bauern, Landarbeiter und Flachsarbeiter mit ihren Frauen und Kindern. Darüber hinaus gab es eine Menge Untergetauchter, Männer und junge Burschen, die dem Arbeitseinsatz zu entinnen versuchten. Mit ihnen

waren ganze und halbe Familien mitgekommen, Frauen und Mädchen, die man ständig verwechselte, weil sie niemanden anzusehen wagten und sich wie Schemen über den Deich bewegten. Andere Familien hatten Rotterdam verlassen, weil es dort immer schwieriger wurde, Essen und Brennstoff zu beschaffen.

Weder Dien noch Sandrien kannten die genaue Zahl der Flüchtlinge. Die sollte erst nach dem Krieg bekannt werden: Im Herbst 1944 und in den ersten Monaten des Jahres 1945 waren zwischen 170 und 190 Menschen in Häusern und Bauernhöfen am Rijsdijk, am Reedijk und am Groenedijk untergetaucht, und verstreut über das gesamte Dorf hatten zweihundert Evakuierte aus Zuidland auf Dachböden und in Hinterzimmern Obdach gefunden.

Das ganze Leben stand auf dem Kopf. Zwischen all diesen untergetauchten und evakuierten Menschen waren auch noch fünfzehn Mofen am Deich einquartiert. Gegen diese Massnahme konnte sich niemand wehren. Die Mofen kamen und sagten: «Einquartierung.» Man konnte froh sein, wenn es bei einem oder zwei Soldaten blieb. Es war ein merkwürdiges Sammelsurium da am Rijsdijk, und jeden Augenblick drohte daraus ein Chaos zu entstehen. Alle diese Fremden mussten schliesslich essen, und Nahrungsmittel gab es nur auf Bezugsschein.

Die Sonne ging gerade unter, als sie an Het Sluisje vorbeigingen. Der Himmel glühte noch. Ich hoffe, dass Dien und Sandrien einen Blick auf die Häuser geworfen haben. Auf die reetgedeckten Katen, auf den ehemaligen Gasthof, der einem Gemälde von Pieter Breughel dem Älteren zu entstammen schien. Und auf ein Schöpfwerk, «die Wassermaschinen», sagte man in Het Sluisje, ein Gebäude mit hohen Fenstern, sodass man vom Deich aus hineinschauen konnte, auf die schimmernden Dampfkessel und die Treibstangen der pumpenden Maschinen. Oder auf das Haus mit dem Treppengiebel, das an einer der ältesten Grachten Amsterdams hätte stehen können. Ich hoffe, dass sie noch einen letzten Blick auf all dies Schöne geworfen haben. Am nächsten Tag war nur noch wenig davon übrig.



Heinz Willems blickte von seinen Schuhen auf. Zog etwas seine Aufmerksamkeit auf sich? Oder dachte er automatisch: Achtung, hier müssen wir runter. Auf der Höhe von Het Sluisje hatte man in den Rijdsdijk eine Panzerfalle gegraben. Ich habe dieses Wort viele Male in Dokumenten gelesen, bevor mir klar wurde, worum es sich dabei handelte. Man hatte ein v-förmiges Loch in den Deich gegraben, als Falle für alliierte Fahrzeuge. Fussgänger mussten am Fusse des Deiches an dem Loch vorbeigehen. Wenn sie danach über einen schmalen Weg wieder zur Deichkronz hinaufstiegen, kamen sie bei der Flachsfabrik heraus.

Direkt am Deich ragte die blinde Mauer einer Halle auf, die Fabrik selbst lag ein paar Meter tiefer. Nur der Backsteinschlot und das Dach des Hangars überragten den Deich. Im Hangar und an den fünf Röstbecken arbeiteten im Sommer und im Herbst von sieben Uhr morgens bis sechs Uhr abends fünfzig bis sechzig Arbeiter, auch in jenem Kriegsjahr 1944. Oder, besser gesagt: gerade in jenem Kriegsjahr 1944.

Aus Flachs wurde Leinen gemacht. Die Rhooner Flachsfabrik lieferte dieses Leinen an deutsche Schneiderbetriebe, in denen Tag und Nacht Uniformen genäht wurden, feldgraue Uniformen, die Schutz gegen russische Kälte und russischen Schnee bieten sollten. Die Flachsfabrik lief wie nie zuvor. 1923 war sie in Flammen aufgegangen, 1933 erneut, Brandstiftung, munkelte man im Dorf, um das Versicherungsgeld einzustreichen und die drohende Pleite abzuwenden; 1934 hatte sie mit staatlicher Unterstützung ihren Betrieb wieder aufgenommen. 1939 musste bereits viel Flachs von ausserhalb bezogen werden, um den Bedarf zu decken; 1944 erreichte die Fabrik ihre maximale Kapazität.

Bemerkten Heinz und Walter bei der Flachsfabrik etwas Verdächtiges? Sahen Dien und Sandrien im Grau der Dämmerung eine Leiter an der Hallenwand? Oder einen Pfahl? Einen jener Pfähle, wie sie in die Wiesen zwischen Rijdsdijk und Achterdijk eingeschlagen wurden, Wiesen, die noch nicht unter Wasser gesetzt worden waren? Seit dem D-Day

war es zu einer Obsession der Deutschen geworden: Überall errichteten sie Hindernisse, um eine Landung unmöglich zu machen. Die Pfähle, die zwei bis drei Meter aus dem Boden ragten, nannten sie «Rommelspargel».

Eine Leiter? Rommelspargel? Dien sagte zwei Jahre später unter Eid: «Wir gingen an der Flachsfabrik vorbei, ohne dass uns etwas Besonderes aufgefallen wäre.»

Ernst Lange legte seinen Arm um Sandrien. Er flüsterte ihr wieder zu, dass er sie «hübsch» und «wunderschön» und «bezaubernd» finde. Sie musste lachen, die Jungs aus dem Dorf machten nicht solche Komplimente. Alles andere als das: Ich fragte einen Mann, von dem bekannt war, dass er 1944 ein Auge auf Sandrien geworfen hatte, ob sie wirklich so ein tolles Mädchen war, wie ich mir vorstellte. Er wich meinem Blick aus und sagte mit Totengräbermiene: «Ich will mal so sagen: Sie war nich hässlich, nee.»

Das war das höchste Lob, das man im Dorf einheimsen konnte: nich hässlich, nee. Kein Wunder, dass Ernst Langes Komplimente Sandrien erregten: Solche glutvollen Worte hörte sie zum ersten Mal.

Es wurde jetzt schnell Abend. Sie gingen über den leersten Teil des Rijdsdijk. Nur wenige Häuser links und rechts. Im Norden und Nordwesten Flachland. Endlose Wiesen und mit Erika bewachsene Sandflächen, über die auch nach Kriegsbeginn noch zwei Schafhirten mit ihrer Herde wanderten. Im Mai 1940 landeten dort die deutschen Flugzeuge. Weiter nach Norden waren die Überreste des Bahnhofs vom Flugplatz Waalhaven noch undeutlich zu erkennen sowie die bombardierte Flugzeugfabrik Koolhoven. Ingenieur Koolhoven wohnte in einer Villa am Molen-dijk, Ecke Groene Kruisweg. Er entwarf bessere Flugzeuge als Fokker, weigerte sich aber, die Deutschen zu beliefern. In den späten Dreissigerjahren wurde das sein Untergang – die Fabrik war nahezu zahlungsunfähig, als sie von der deutschen Luftwaffe bombardiert wurde. Viele Dorfbewohner hatten für Koolhoven gearbeitet, «für Mijnheer Koolhoven», wie sie sagten. In der Flachsfabrik verdienten sie 18 Gulden pro Woche, in der Fabrik Koolhoven 58 Gulden.

Während der Sperrstunde war es auf diesem Teil des Deichs am dunkelsten. Es schien, als käme der Mond auf dieser Seite des Dorfes nie hinter den Wolken hervor. Bei Regen und Sturm wollten Dien und Sandrien hier am liebsten rennen, aus Angst, sie würden sonst vom Deich geblasen. Vor abgebrochenen Ästen, die ihnen ins Gesicht peitschen konnten, brauchten sie allerdings keine Angst mehr zu haben: Frierende Rotterdamer hatten im letzten Winter alle Bäume abgesägt, um mit dem Holz ihre Öfen füttern zu können. Netterweise hatten die Rhooner das zugelassen.

Dien schritt jetzt forsch aus. Sandrien konnte kaum Schritt halten; Walter hatte mit seinen kurzen Beinen ebenfalls Mühe, mitzukommen. Ernst ging mit ruhigen, langen, gleichmässigen Schritten. Wie weit die Landschaft war und wie unheimlich es hier abends werden konnte, war ihm nicht recht bewusst. Er legte mal seine Hand auf Sandriens Schulter, mal den Arm um ihre Taille. Er zog sie näher an sich. Flirten lenkt unter allen Umständen von der Realität ab, doch für einen Soldaten in einem fremden Land ist es noch mehr, es ist die beste Methode, um mental durchzuhalten.

Um Viertel nach acht klingelten sie bei Nel am Rijdsdijk Nummer 89. Nel öffnete. Oder war es Magda, ihre elfjährige Tochter? Oder Winnie, die noch nicht einmal sechs war? Magda behauptete ein halbes Jahrhundert später, sie sei an jenem Abend nicht zu Hause gewesen, sie und ihre Schwester seien da schon eine Weile bei Opa und Oma in Pernis untergebracht gewesen. Ich habe jedoch die starke Vermutung, dass sie auf Geheiss ihrer Mutter ihr ganzes Leben lang bei dieser Behauptung blieb, genau wie ihre kleine Schwester. Nel sah grosse Probleme vorher, vor denen sie ihre Kinder bewahren wollte.

Nel hiess eigentlich Dirkje Veth. Diesen Nachnamen wollte sie nicht mehr tragen: Mijnheer Veth hatte sie zu Beginn des Krieges übel im Stich gelassen. Dann also Dirkje de Ruyter, ihr Mädchenname. Auch lieber nicht, Dirkje war in ihren Augen ein dämlicher Name. Eine elende Sitte in dieser Region, aus Jungennamen weibliche zu machen: Aus Aart wur-

de Aartje, aus Evert Eefje, aus Piet Pietje, aus Dirk Dirkje. Für sie hatte das einen komischen Klang. Das Schlimmste war, dass ihr Mann diese verachtenswerte Tradition hatte fortsetzen wollen. Ihre erste Tochter sollte Maartje heissen, die zweite Willempje, nach Grossvater Willem. Maartje hatte sie nie anders als Magda genannt und Willempje immer nur Winnie.

Die Deutschen konnten die Nachsilbe *tje* nur mit grösster Mühe aussprechen. Und es kamen viele deutsche Wehrmachtsangehörige zu ihr nach Hause. Luftwaffenoffiziere, die im Schloss stationiert waren. Unteroffiziere der Kriegsmarine aus Hoogvliet. Soldaten vom Deich. Manchmal betrat ihr Vater, der Küster der reformierten Kirche in Pernis war (und Bestattungsunternehmer), ihr Haus durch die Hintertür, während sie an der Vordertür rasch einen Deutschen hinausliess.

Von diesen Deutschen liess sie sich Nel nennen. Die Militärs kamen in erster Linie ihretwegen. Dien und Sandrien hatten feste Verehrer, sie noch nicht. Nel war die Stimmungskanone, der strahlende Mittelpunkt der festlichen Abende. Sie war eine geborene Gastgeberin, die dafür sorgte, dass sich die Soldaten und ebenso die jungen Frauen wohlfühlten.

In Nels Haus kamen ferner Emma, Fie, Linda, Sijtje, Corrie van Beveren-Verbiest und Gertie Blekemolen-Wiessner, die alle am Rijdsdijk wohnten. Die beiden Letzteren waren verheiratete Frauen, die ausser ihren Kindern auch gern Männer in Uniform bemutterten.

Die Namen kenne ich durch die Untergrundbewegung. Mitglieder des Widerstands behielten das Haus von Dirkje Veth-de Ruyter sehr genau im Auge und verfassten noch vor Kriegsende einen Bericht über die Vorkommnisse im Oktober 1944.

Unter Dirkje stellte ich mir eine grosse, kräftige Frau von zweiunddreissig Jahren vor, mit einem Busen, an den sich zwei Soldatenköpfe betten konnten. Pechschwarzes Haar, schliesslich stammte sie von den Inseln. Grobknochig, bäurisch, leicht vulgär.

Nichts an diesem Bild stimmt.

Als ihre Tochter mir, viele Jahre nach unserem ersten Kontakt, ein Foto von Dirkje gab, erschrak ich über meine Voreingenommenheit. Dirkje hatte schmale Schultern, einen langen Hals, kleine, weit auseinanderstehende Brüste, eine hohe Stirn, leicht welliges dunkelblondes Haar, zurückgekämmt und so kurz, dass ihr Nacken frei blieb. Grosse ausdrucksvolle Augen, die – das denn doch – ein klein wenig kess in die Kamera blickten. In beiden Ohrläppchen eine weisse Perle, was ihr einen schicken Touch verlieh.

Eine für jene Zeit auffallend moderne Frau. Von diesem Foto her scheint sie mir jemand zu sein, der mit raschen, einnehmenden Gesten mühelos Kontakt herstellt. Sie muss auch über eine natürliche Autorität verfügt haben.

Dirkje schaffte es, dass sich jeder wohlfühlte. Sie schuf Atmosphäre, Gemütlichkeit, Wärme. Alle Mädchen, die in ihr Haus kamen, nannten sie weiterhin Dirkje. Dieser Name passte viel besser zu ihr als das schroffe Nel.

Was Sandrien jedes Mal auffiel, wenn sie Dirkje de Ruyters Haus betrat, war der Geruch. Denn gerade in jenen Sommer- und Spätsommermonaten des Jahres 1944 stank es überall im Dorf nach Schweiss. In der erneuerten Kirche (ohnehin eine muffige Scheune), im Vereinshaus, im Lebensmittelladen, in der Kneipe von Mantz, überall drang einem der Geruch nach Schweiss in die Nase, nach kaltem Schweiss, der sich in Mänteln und Pullovern festgesetzt hatte. Es gab kaum noch Seife, man konnte sich und seine Kleidung nicht mehr richtig waschen. Manche Leute waren da empfindlicher als andere; Sandrien wurde es übel von dem durchdringenden Gestank.

Bei Dirkje konnte sie tief durchatmen. Die Deutschen rochen nach Seife, grüner Seife, nicht gerade die beste, aber doch sehr viel besser als Schweiss.

Die Mädchen dufteten nach der Lavendelseife, die sie von Ernst, Walter, Willi oder Heinz bekommen hatten. Und Dirkje roch sogar leicht

süss, nach Parfüm oder nach einer Art Eau de Cologne. Zu schön fand Sandrien das.

Zumindest nehme ich das an, um wenigstens irgendeinen Wunsch, ein Motiv oder eine Triebfeder anzuführen. Anderenfalls ist es mir unbegreiflich, dass man als junges Mädchen mit den Moffen turtelt, während die Alliierten bereits in der Normandie gelandet und bis Paris vorgestossen sind, den grössten Teil Frankreichs und Belgiens befreit, Brüssel, Antwerpen und sogar schon Maastricht erobert haben. Es zeugt von grosser Dummheit, dann mit Ernst, Walter, Heinz anzustossen, zu tanzen, auch Stehblues, «Lili Marleen» zu singen, sich zu küssen und an eine feldgraue Uniform zu drücken. Mit jedem Schluck Sekt, den man dann trinkt, reitet man sich weiter hinein.

Sie gefährdeten ihre eigene Zukunft, das mussten sie doch begreifen? Oder war das Dien, Sandrien, Dirkje, Emma und Gertie völlig egal? Dachten sie: Nach uns die Sintflut? Jetzt erst mal feiern! Nach der Befreiung würde das Dorf wieder genauso stur und gottesfürchtig werden wie vor dem Krieg, das war so sicher wie das Amen in der Kirche. Nach dem Krieg würden sie wieder als Putzfrau, Dienstbotin oder im günstigsten Fall als Hausfrau ranmüssen, mit einem Bauerntöpel daheim, der das Sagen hatte. Also jetzt noch schnell flirten, kichern, tanzen, singen.

Ich hätte gern gewusst, ob es bei Dirkje ein Klavier gab. Ihre Töchter konnten es mir nicht sagen, der gesamte Hausrat war vernichtet, und was im Einzelnen zum Inventar am Rijdsdijk gehört hatte, hatten sie vergessen. Ein Klavier, auf dem Ernst Lange «Lili Marleen» klimperte oder irgendein anderes Lied, für das man nur drei Akkorde anzuschlagen brauchte. Bei «Lili Marleen» musste man nicht einmal modulieren. Ein Lied in C-Dur, der einfachsten Tonart.

Ernst setzt sich die Brille auf und beugt sich über die Tasten. Heinz Willems stimmt die Worte leise an. Walter Loos fällt mit ein und grölt sofort los: *Vor der Kaserne, / Vor dem grossen Tor, / Stand eine Laterne, / Und steht sie noch davor...*

War es so?

Bei Dirkje de Ruyter wurde gefeiert, wurde später unter Eid ausgesagt, wurde jeden Abend gefeiert. Dann und wann ging einer der Deutschen mit einem Mädchen oder einer Frau auf den Dachboden. Auf den Dachboden bedeutete: in die Koje, ins Bett. Weitere Details sind nicht bekannt.

Ich muss zugeben, dass die Bilder, die ich vor mir sehe, von den Filmen Rainer Werner Fassbinders beeinflusst sind. Die Paraphernalien des Zweiten Weltkriegs sind, glaube ich, eher durch die Fiktion denn durch nüchterne Fakten geprägt. Nur gut, dass Dirkje de Ruyter dunkelanstatt wasserstoffblondes Haar hatte, sonst hätte sie Hanna Schygulla täuschend ähnlich gesehen. Bei Ernst Lange muss ich an Hark Bohm denken, den Pianisten aus *Lili Marleen* – ein langer Schlaks, spindeldürr, runde Brillengläser, billige Metallfassung, hohe, leicht krähenartige Stimme. Ich war süchtig nach den Fassbinder-Filmen, bis ich mich fragte, ob das nicht alles Theater sei, was er uns da lange nach dem Krieg zeigte: Kabarett, Kulisse, Schminke ...

Streichen wir also das Klavier bei Dirkje. Zu frivol für die Tochter eines Küsters und Bestattungsunternehmers. Von Zeit zu Zeit lief das Radio bei ihr zu Hause. Im Gegensatz zu den anderen am Rijdsdijk hatte Dirkje den Apparat nicht abliefern müssen. Die deutschen Soldaten und die Mädchen, die zu ihr kamen, tanzten zum Swing der Ramblers. Das ging, die beiden jüdischen Mitglieder waren 1941 aus dem Tanzorchester entfernt worden, den Namen hatte man 1942 zu De Remblers niederlandisiert, und als das dem Besatzer noch zu englisch geklungen hatte, war daraus Theo Uden Masman en zijn Dansorkest geworden. Ganz schön umständlich. Ob man je gesagt hatte: «Wollen wir mal schön swingen zu Theo Uden Masman und seinem Tanzorchester»? Natürlich nicht; es blieb bei De Remblers.

*Dag schatteboutje, / dag aardig vrouwtje, / dag Heve kleine meid, / mag ik het wagen, / jou iets te vragen, / hebje even tijd?*

*Hallo, liebes Schätzchen, / hallo, hübsches Frätzchen, / hallo, liebe*

*kleine Maid, / darf ichs wagen, / dich zu fragen, / hast du für mich Zeit?*

Ernst zog Grimassen, wenn er versuchte, «schattéboutje» auszusprechen, Dirkje machte die Tanzschritte vor, Sandrien bekam vor Aufregung rote Wangen. The Ramblers waren vor dem Krieg das Hausorchester der VARA gewesen. Wenn der Ansager zur Begrüssung sagte: «Guten Abend, meine Damen und Herren, Sie hören die VARA, die sozialistische Rundfunkgesellschaft ...», dann stand Sandriens Vater resolut auf und schaltete das Radio aus. Bei ihr daheim durfte man nur die niederländisch-christliche NCRV hören; das rote Gesocks kam ihnen nicht ins Haus. Zumindest als sie noch ein Radio hatten und bevor alle Sender gleichgeschaltet und zum Nederlandsche Omroep zusammengefasst wurden. The Ramblers hörte man übrigens weiter, sie spielten oft für den Nederlandsche Omroep. Wenn sie daheim noch ein Radio gehabt hätten, hätte ihr Vater es wie eh und je ausgeschaltet. Jazzmusik war Zacheus de Regt viel zu wild und führte nur zu Zügellosigkeit.

Sie blieben bis halb zehn bei Dirkje. Alle Zeugen sind sich darin einig, dass Dien de Regt, Walter Loos, Sandrien de Regt, Ernst Friedrich Lange und Heinz Willems die Wohnung von Dirkje de Ruyter zwischen halb zehn und Viertel vor zehn verliessen und über den Rijdsdijk nach Hause zurückgingen. Nur Jan Krijn Jabaaij, der NSBler, behauptete, er sei um Viertel nach acht Walter Loos suchen gegangen und sei ihm kurz danach in Begleitung einiger anderer deutscher Wehrmachtsangehöriger begegnet. Fünf Zeugen widersprechen ihm jedoch entschieden. Vier von ihnen – darunter Dirkje de Ruyter – nennen halb zehn als Aufbruchszeit. Nur Sandrien meinte, es sei Viertel vor zehn gewesen. Sagen wir also: kurz nach halb zehn.

Sie gingen nebeneinander über die volle Breite des Deichs. Von links nach rechts Heinz Willems, Sandrien, Ernst Lange, Walter Loos, Dien.

Walter und Dien gingen fest umarmt, Ernst hatte seinen Arm um



Sandriens Taille gelegt und Sandrien ihre Rechte auf seine Hüfte, kurz oberhalb seines Koppels. Heinz Willems schlenderte nebenher.

Es war stockdunkel. In allen Häusern waren die Fenster durch Übergardinen, schwarze Verdunkelungsvorhänge oder Spezialpapier abgescrimt. Sogar das kleinste Toilettenfenster musste verdunkelt werden. Nach dem «Verrückten Dienstag» hatten die Deutschen Abend für Abend Kontrollen durchgeführt. Wer nicht genügend verdunkelte, wurde mit einer Geldstrafe belegt. Jedes Lichtpünktchen bot den alliierten Bombern die Möglichkeit, sich zu orientieren.

Die Deiche waren nie beleuchtet gewesen, auch vor dem Krieg nicht. Strassenlaternen gab es nur im Ortskern. Ausgenommen die Kreuzungen: Die wurden von einer an einem Telegrafmast angebrachten Lampe beschienen. Zu Anfang des Krieges waren jedoch alle Glühbirnen auf Anordnung des Besatzers entfernt worden. Auf den Deichen sah man die eigene Hand nicht vor den Augen.

Dien hatte das Gefühl, bis zu den Schultern im Wasser zu stehen und das Flussufer nicht finden zu können. Sandrien begann zu verstehen, was im 2. Buch Mose mit der ägyptischen Finsternis gemeint war. Dass sie Ernst so festhielt, ging genauso auf das Konto ihrer Angst wie ihrer Liebe. Dien stapfte auf der Seite, auf der die Halle der Flachsfabrik auftauchte. Von Wind war nichts zu hören. Das Einzige, was die Stille durchbrach, war das Geräusch ihrer Schritte. Steinchen knirschten unter ihren Schuhsohlen.

Dann, auf Höhe der Flachsfabrik, stiess Ernst einen grauenhaften, hohen Schrei aus. Im selben Moment hörten sie ein Zischen.

Niemand begriff auf Anhieb, was los war, auch Ernst Lange nicht. Walter Loos dachte, sie seien in einen Hinterhalt gelockt worden. Ernst sprang bestimmt einen Meter hoch und fiel dann längelang zu Boden, als habe er keine Kontrolle mehr über seine Gliedmassen. Sandrien wurde von ihm mitgerissen und stürzte quer über ihn. Heinz konnte sie noch etwas abfangen.

Ernst merkte als Erster, woher die Hitze kam. Er rief Loos zu: «Elektrischer Strom, Herr Bootsmann.» Auch Sandrien spürte Strom, an ihrem Kopf, an den Beinen. Heinz riss sich das Gewehr von der Schulter. Der Lauf war so glühend heiss, dass er sich die Hand verbrannte.

Dien, die wie angewurzelt stehengeblieben war, sah sich mit grossen Augen nach einem Draht oder Kabel um, das schräg über der Strasse hängen musste, denn nur der lange Ernst war dagegengelassen. Sie sah nichts, machte einen Schritt nach vorn, drehte sich um. Da glaubte sie undeutlich einen Draht zu erkennen, der sich auf der Seite der Flachsfabrik von der Mauer gelöst hatte. Auf der anderen Seite des Deichs hing er noch hoch in der Luft am Strommast. Ernst stiess ächzend hervor, er komme nicht von der Leitung los.

Heinz Willems und Walter Loos liefen schnell davon, in entgegengesetzte Richtung. Willems zum Groene Kruisweg, Loos in Richtung des Hauses von Dirkje de Ruyter. Nach ein paar Schritten überlegte er es sich anders und klingelte am erstbesten Haus. Einen Moment später kehrte er mit einem Jutesack zurück, den er Sandrien zuwarf. Sie griff danach, spürte daraufhin keinen Strom mehr und sprang auf. Dien atmete auf: Ihre kleine Schwester jedenfalls war gerettet.

Ernst konnte nicht aufstehen. Er hing noch immer an dem Kabel fest, das er mit beiden Händen gepackt hatte, durch seinen Körper gingen die damals bei Hochspannungsleitungen üblichen 500 Volt.

Walter Loos war ausser sich vor Schreck, Angst, Wut. Er war der Ranghöchste, er würde für die Folgen geradestehen müssen; das war ihm sofort klar. Als Erstes mussten die Mädchen weg, danach würden Heinz und er schauen, was sie für den Soldaten Lange tun konnten. Zuerst die Spuren verwischen; offiziell befanden sie sich schliesslich auf einem Wachgang.

«Weg», rief er mit sich überschlagender Stimme auf Deutsch. «Weck, weck...»

Er brauchte nicht weiter zu drängen, Sandrien zitterte am ganzen Leib, Dien fragte sich, ob die Nässe, die sie an ihren Oberschenkeln spürte, ihr Urin sei. Dennoch zögerte sie kurz. Weg bedeutete: weg von Walter.

Dieser Gedanke kam Sandrien noch nicht mal für den Bruchteil einer Sekunde. Mochte Ernst sich auch in Todesnot befinden, sie machte sich aus dem Staub. Von einem Moment zum anderen verwandelte sie sich von einem kessen Mädels in ein furchtsames Kind, das sich fragte, ob gleich links und rechts Männer aufspringen und sie niederschossen würden. Wie Walter Loos glaubte sie, in einen Hinterhalt gelockt worden zu sein: Sie rannte um ihr Leben.

Dien holte sie rasch ein. Gemeinsam eilten sie nach Hause, Hand in Hand, für den Fall, dass eine von ihnen stolperte.

Um zehn Uhr öffneten sie vorsichtig die Hintertür. Ihr Vater, ihre Mutter, ihre Brüder und Schwestern schliefen bereits. Sie schlichen die Treppe zum Dachboden hinauf, glitten auf die Kante von Diens Bett, kamen wieder zu Atem.

Sie sagten nichts. Nichts im Sinne von: «Mein Gott, wie konnte dieses Kabel da nur runterhängen?» Oder: «Welcher Mistkerl hat das getan?» Zweifellos dachten sie daran, was ein Mann vor einigen Tagen zu Dirkje de Ruyter gesagt hatte: dass «diese Moffenhuren irgendwann mal gegen ein Kabel laufen» würden. Doch sie wiederholten diese Worte nicht. Sie zogen sich aus und krochen unter die Decke.

Sandrien spürte den Strom noch in ihren Beinen, Dien fragte sich, ob sie wirklich ein Kabel gesehen hatte. Schlafen konnten sie nicht. Sie lauschten, hielten den Atem an, um kein Geräusch von draussen zu überhören.

Eine halbe (laut Dien) beziehungsweise eine Stunde später (laut Sandrien) hörten sie Schritte auf dem Deich und Stöhnlaute. Sie sprangen aus dem Bett, lugten vorsichtig aus dem Fenster. Es waren Deutsche, die zu Jan Krijn Jabaaijs Haus gingen und Ernst Lange trugen.

Kam dieses Stöhnen von Ernst? Oder lebte er nicht mehr und war es

einer der Träger, der schnaufte und ächzte, weil Soldat Lange mit seinen einsiebenundachtzig ganz schön schwer war, wenn man ihn über mehrere Hundert Meter Entfernung tragen musste?

Sie fragten sich das die ganze Nacht über: Wer hatte gestöhnt?

Am nächsten Morgen um acht kam Dirkje de Ruyter. Sie berichtete, Walter Loos und ein anderer deutscher Soldat seien an diesem Morgen bei ihr gewesen und hätten gesagt, sie – Dirkje, Dien, Sandrien – dürften nichts über den Vorfall verlauten lassen. Vor allem Sandrien müsse den Mund halten, die sei noch so jung, noch lange nicht volljährig. Von Ernst sagte sie nichts, sie gab lediglich die Botschaft von Bootsmann Loos weiter und eilte dann wieder nach Hause. Dort blieb sie nicht lange; sie flüchtete noch am selben Morgen zu ihren Eltern nach Pernis und kehrte erst am späten Nachmittag zum Rijdsdijk zurück.

Walter Loos versuchte sich abzusichern. Er hatte vor – und tat es auch –, zu seinem Kompaniechef zu sagen, er sei mit ein paar Soldaten auf Patrouille gewesen.

Eigenartigerweise wurde dies die offizielle Version des Vorkommnisses. Die Version, die Eingang in die meisten Berichte fand. Die Version, die im Dorf die Runde machte, die Version, an der man auch nach dem Krieg festhalten sollte und die Juffrouw Corthals und Meester Brons uns Rhooner Schulkindern jedes Jahr am 4. Mai erzählten, wenn der Toten des Krieges gedacht wurde. Die Version der Deutschen also, von Bootsmann Walter Loos, einem glühenden Nazi, der eine Disziplinarstrafe seiner Vorgesetzten fürchtete.

Eines Abends im Oktober patrouillierte eine Gruppe deutscher Soldaten auf dem Rijdsdijk in Rhoon. Der Vorderste trat auf ein elektrisches Kabel, das infolge der heftigen Herbstböen herabgerissen worden war. Er stand sofort unter 500 Volt Spannung ... So wurde es erzählt.

Dass Walter Loos und seine Untergebenen keineswegs auf Patrouille

gewesen waren, sondern sich in Gesellschaft einiger Rhooner Mädchen befanden, stand nur in einem Bericht der Widerstandsbewegung, der ein halbes Jahrhundert lang vertraulich blieb, in einem von der deutschen Lesart stark abweichenden Protokoll, das die Polizei am folgenden Tag aufnahm, das nach dem Krieg jedoch niemand mehr zurate ziehen sollte, sowie in der Niederschrift der Vernehmungen von Jan Krijn Jabaaij, Dirkje Veth-de Ruyter, Dien de Regt und Sandrien de Regt, die drei Beamte der Rotterdamer Polizei, Abteilung Politische Ermittlungen, am 3. und 6. Juni 1949 durchführten – zufällig die Woche vor meiner Geburt. Die Vernehmungen blieben so lange geheim, dass sie das Bild der Ereignisse nicht mehr beeinflussen konnten.

Alle schienen sich darüber einig zu sein: Für die Nachgeborenen musste der Beginn des Dramas sauber sein.

## ZWEI

Weitere Märchen kursierten, Märchen, die als unumstrittene historische Fakten hingestellt wurden. Zum Beispiel, dass sich der Krieg vor jenem 10. Oktober 1944 im Dorf kaum bemerkbar gemacht hatte und dass das normale Leben nach den ersten Kriegstagen, als in der näheren Umgebung noch kurze Zeit gekämpft worden war, einfach weitergegangen war. Das war nicht einmal gelogen, sondern eher eine Vertuschung dessen, was sich in Wirklichkeit abgespielt hatte, oder ein mutwilliger Versuch, die Ereignisse als kleiner und unbedeutender hinzustellen, als sie waren. Über Belanglosigkeiten braucht man später keine Rechenschaft abzulegen.

Bleiben wir noch kurz bei der Familie de Regt. Für Sandrien, Dien und Tobi de Regt, für ihre Eltern, ihre Geschwister begann der Krieg ausserordentlich heftig, mit Bildern, die sie ihr ganzes weiteres Leben lang nicht vergessen sollten und die, in Diens Worten, zeigten, «was für eine Mistzeit das war».

Der deutsche Überfall kam für Vater de Regt nicht überraschend. «Das kann man sich an fünf Fingern abzählen», brummelte er im Beisein seiner Kinder. Die Tschechoslowakei war ein gutes Jahr zuvor von Deutschland annektiert worden, Polen hatte sich im Oktober 1939 ergeben müssen, nachdem die Luftwaffe 560 Tonnen Sprengbomben und 72

Tonnen Brandbomben über Warschau abgeworfen hatte. Dass Zach de Regt die exakten Zahlen kannte, bewies, dass er die Nachrichten in der Zeitung und im Radio genauestens verfolgte. Am 9. April 1940 waren die Nazis in Norwegen und Dänemark eingefallen. Von diesem Moment an stand es für de Regt fest, dass die Niederlande, Belgien und Frankreich Hitlers nächste Opfer sein würden.

In dem langen Gebet, das er jeden Abend nach dem Essen und der Bibellesung sprach, bat er den Herrgott, «unser Land, unser Königshaus, unser Dorf und unsere Familie» vor Satan zu behüten. Dass der Herrgott jedoch eine Heimsuchung in petto hatte, erschütterte ihn als rechtschaffenen Calvinisten nicht wirklich. Ihn wunderte lediglich, dass Satans Truppen an jenem schönen, sonnigen frühen Morgen des 10. Mai «wie weisse Engel» vom Himmel schwebten.

Dien wurde vom Geräusch laut brummender Flugzeuge wach, die in sehr geringer Höhe über das Dorf flogen. Unmittelbar darauf folgten Explosionen. Sie sprang aus dem Bett, öffnete das Dachfenster und sah Lichtblitze über dem Flugplatz Waalhaven. Das war gegen vier Uhr morgens. Ihre kleine Schwester Sandrien stellte sich neben sie, und Dien sagte: «Mannomann, jetzt ist es wirklich Krieg.»

Ich muss gestehen, ich mag diese nüchterne Art. Noch besser illustriert die Mentalität der Inselbewohner vielleicht, dass die beiden Schwestern danach einfach wieder ins Bett krochen. Die Bomben fielen schliesslich kilometerweit entfernt! Schwer beschädigt konnte der Flugplatz ihrer Meinung nach nicht sein: Kurz nach der Explosion hörten sie, wie eine Maschine nach der anderen aufstieg. Das stimmte: Ihr Hörvermögen hatte nicht gelitten.

Waalhaven war seit einigen Monaten ein Militärflugplatz, nachdem er zwanzig Jahre lang zivilen Zwecken gedient hatte. Im September 1939 hatte das Kriegsministerium den Flugplatz requiriert, um ihn zur Heimatbasis der 3. Jagdfliegerabteilung zu machen. Diese 3. JAVA erhielt den Auftrag, feindliche Maschinen abzufangen und Hafenanlagen zu schützen. Der Flugplatz Waalhaven lag ganz in der Nähe des riesigen Ha-

fenkomplexes, dem er seinen Namen verdankte. In Luftlinie war es auch nicht weit zu den drei grössten Schiffswerften Rotterdams (RDM, Gusto, Wilton-Fijenoord) und zur BPM-Erdölraffinerie östlich von Pernis, die die gesamten Niederlande mit Benzin und Heizöl versorgte. Die 3. JAVA umfasste elf Jäger.

Dien und Sandrien hatten an jenem frühen Freitagmorgen richtig gehört: Nach den ersten Explosionen stiegen noch Maschinen auf. Aber sie sahen falsch: Der Flugplatz wurde durch die deutschen Bomben doch schwer beschädigt. Die meisten Hangars und Gebäude fingen Feuer, und drei Fokker G-I-Jagdflugzeuge wurden zerstört.

Nach dem ersten Überraschungsangriff stürzten die Piloten und Bordschützen der 3. JAVA zu den acht übrig gebliebenen Maschinen. Es gelang ihnen, aufzusteigen, obwohl sie die Bombenkrater auf der Startbahn umrollen mussten und die deutschen Heinkel nach wie vor anfliegen, um ihre Bomben abzuwerfen. Die Fokker G-I waren grossartige Maschinen. Auch hier wieder: Ich dachte, dass die niederländischen Streitkräfte 1940 lediglich über Fahrräder und verrostete Gewehre verfügten und ganz gewiss nicht über zweimotorige Jäger, die dank ihres doppelten Seitenleitwerks enge Kreise fliegen oder senkrecht vom Himmel fallen konnten. Maschinen mit acht 7,9 mm-Maschinengewehren vorn und einem 7,9 mm-Browning-Maschinengewehr im Heck. Der ultramoderne Jäger war 1936 die Sensation der Pariser Luftfahrtausstellung gewesen und hatte den Spitznamen *Le Faucheur* erhalten. Der Morgen des 10. Mai bewies, dass dieser Jäger tatsächlich ein «Mäher» war, der sich wie eine Sense durch den Luftraum bewegen konnte: Die auf dem Flugplatz Waalhaven stationierten G-I schossen innerhalb weniger Stunden dreizehn deutsche Maschinen in der Luft ab, darunter sieben Kampfflugzeuge vom Typ Heinkel 111. Lediglich eine G-I wurde während einer Kampfhandlung über der Nieuwe Maas ausgeschaltet, die Übrigen sieben mussten infolge fehlenden Treibstoffs und fehlender Munition aufgeben.



Südlich von Rotterdam begann der Zweite Weltkrieg mit einem Luftgefecht, das überzeugend zugunsten der Niederlande entschieden wurde. In meiner Jugend hörte ich nichts davon, als fiele dieser kleine Teil der Geschichte in die Rubrik falsche Heroik. Warum? Aus Scham über die Niederlage, die bereits fünf Tage später erfolgte? Oder um nur ja nicht an dem Bild des lieben, netten, ohnmächtigen kleinen Landes am Meer zu rütteln, das sich am 10. Mai 1940 völlig überrumpeln liess?

Als die sechzehn Piloten und Schützen starteten, wussten sie, dass sie nicht mehr zum grösstenteils zerstörten Flugplatz Waalhaven zurückkehren konnten. Ihre Mission würde mit einer Notlandung oder dem Tod enden: Das stand fest, als sie aufstiegen. Es kam darauf an, vorher noch möglichst viele deutsche Maschinen herunterzuholen. Das gelang ihnen aufgrund ihres – ich muss diese Worte jetzt einfach mal verwenden – Schneids und Muts. Eine einzige Fokker G-I konnte nach Beendigung ihrer Mission auf dem Militärflugplatz De Kooy bei Den Helder landen; fünf andere Jäger schlugen auf einer Wiese auf, als sie ihre letzte Munition verschossen und keinen Treibstoff mehr hatten. Ein Jäger fiel aus grosser Höhe senkrecht vom Himmel und bohrte seine Nase in die Wiese hinter Hoeve Portland! in Rhoon. Das geschah am frühen Nachmittag; die G-I hatte den ganzen Vormittag deutsche Bomber gejagt. Der Pilot und der Bordschütze waren sofort tot.

Eines konnten Dien und Sandrien unmöglich sehen, es sei denn, sie wären aufs Dach geklettert. Wout Wachtman wohnte einen Kilometer von ihnen entfernt. Er sah es, und zwar, wie er selbst glaubte, als Einziger. Wout konnte sich auch ein halbes Jahrhundert danach noch immer nicht darüber beruhigen, dass niemand gemerkt hatte, wie um Viertel nach vier Uhr morgens einer der deutschen Bomber den Flugplatz Waalhaven rechts hatte liegenlassen und nach Rhoon abgedreht war. Auf drei Seiten tippte Wout eine Erklärung («abgefasst von Wout Wachtman, am 24. Januar 1988»), die sein Sohn zwanzig Jahre später in einer Keksdose fand.

Der deutsche Bomber flog in geringer Höhe über den Rijsdijk und liess seine Ladung auf das Landhaus des Flugzeugbauers Koolhoven fallen. «Die erste Portion Bomben war für Waalhaven», tippte Wout in seiner Erklärung, «die zweite für Mijnheer Koolhoven.»

Wollten die Deutschen verhindern, dass Koolhoven sich nach England absetzte und dort wieder Flugzeuge entwarf? Es sah ganz danach aus. Die Bomben landeten übrigens neben der Villa, wo sie sich in das sumpfige Grasland bohrten, ohne zu explodieren. 1957 oder 1958 wurden sie vom Minenräumdienst entschärft: Ich stand als kleiner Junge daneben und sah zu. Niemand wusste mehr, wer Mijnheer Koolhoven gewesen war, jedenfalls keiner von meinen Freunden und ich auch nicht.

Wout Wachtman tippte: «Es ist viel mehr passiert, als gemeldet und beschrieben wurde. Ich finde, dass alles wiedergegeben werden muss. Leider ist man über bestimmte Dinge zu leicht hinweggegangen.»

Man hört noch den Protest in diesen Sätzen. Für Wout Wachtman war enorm viel vertuscht und unterschlagen worden. Doch seine Erklärung zum tatsächlichen Sachverhalt verschwand in einer Keksdose. Er schaffte es nämlich nicht, alles zu Papier zu bringen, und hörte beim Jahr 1943 auf. Wout tat sich nicht mit den Fakten schwer, wohl aber damit, sie in klare Sprache zu fassen.

Im Falle Koolhovens irrte er sich übrigens. Das Landhaus des Flugzeugkonstruktors lag an der Kreuzung von Molendijk und Groene Kruisweg. Ein herrliches Anwesen in Form eines Gehöfts. Der Kunstmalers, Zeichner, Grafiker und Umschlaggestalter Dirk Hidde Nijland hatte es 1905 erbauen lassen. Dreissig Jahre später kaufte Koolhoven das Haus. Am frühen Morgen des 10. Mai 1940 ging ein Mann am Gehöft Mariahoeve vorbei. Aart Veldman hatte vorn einen Höcker und hinten einen Buckel: Er konnte nie länger als einige Stunden schlafen und streifte, sobald der Morgen dämmerte, durch das Dorf. Wie Wout Wachtman sah er einen Bomber auf Koolhovens Haus zusteuern. Ge-

folgt von einem zweiten, einem dritten sowie einer kleinen Maschine. Das war wieder eine G-I, die Jagd auf Bomber machte. Tatsächlich liesen zwei Flugzeuge Bomben auf den Garten von Mijneer Koolhoven fallen, aber nach Aarts Meinung war das keine gezielte Aktion, sondern diente dazu, ihre Ladung abzuwerfen und dadurch schneller zu werden, sodass sie diesem verfluchten «Mäher» entkommen konnten.

Das zweite Bombardement der Luftwaffe begann um Viertel vor fünf. Es war schwerer als das erste, zerstörte die Flughafengebäude, die nach dem ersten Angriff noch stehengeblieben waren, und schaltete die Verteidigung rund um Waalhaven aus. Die Hangars, die Hallen der Flugzeugfabrik Koolhoven, das Bahnhofsgebäude und die Baracken der Luftwaffe brannten nach der zweiten Ladung Bomben lichterloh. Die sechshundert niederländischen Militärangehörigen, die in einem Kordon rund um den Flughafen lagen, mussten sich Hals über Kopf in die Umgebung von Rhoon zurückziehen. Wout Wachtman begegnete etlichen von ihnen auf dem Rijdsijk, rennend, ohne Waffen, «nur halb oder teilweise bekleidet».

Um Viertel nach fünf hörten Dien und Sandrien de Regt wieder tief fliegende Flugzeuge. Mittlerweile war es hell geworden, Sandrien sprang als Erste aus dem Bett, öffnete das Dachfenster, sah Hunderte von Taschentüchern herabflattern und rief: «Schau mal, Dientje. Schön.» Dien stellte sich neben sie und sagte, das seien Fallschirme. Nun schlüpfen auch Tobi, Geerten und Martinus, die von den ersten Bombenangriffen nichts gemerkt hatten, aus dem Bett. Und Vater und Mutter de Regt kamen die Treppe heraufgerannt. Alle drängten sich vor dem kleinen Dachfenster.

Aus schwarzen, schwer dröhnenden Junkers Ju 52 – die Deutschen nannten diese Maschine Tante Ju – sprangen insgesamt etwa siebenhundert deutsche Fallschirmjäger. Sie landeten alle auf den Wiesen vor oder hinter dem Rijdsijk. Auf Fotos, die von den Deichen aus, aus den

Häusern oder (von den Deutschen) aus der Luft aufgenommen wurden, ist zu erkennen, dass die Fallschirme im ersten Morgenlicht wirklich so weiss und harmlos aussahen, wie Sandrien sie mit ihren schläfrigen Augen wahrgenommen hatte. Wie Taschentücher, in der Tat.

Oder, wie Wout Wachtman sie in seiner getippten Erklärung beschreibt: «Wie geheimnisvolle weisse Riesenfalter.»

Der Angriffsplan der Deutschen war klug ausgetüfelt. Hitler hatte mit seinen Generälen sieben Monate daran gearbeitet. Ursprünglich hatte der Führer die Westoffensive bereits im November 1939 starten wollen. Weil das Wetter nicht mitspielte und die Organisation mehr Zeit erforderte als erwartet, verschob er das Angriffsdatum achtzehnmal, was es seinen Generälen erlaubte, den Plan zu verfeinern.

Die Deutschen griffen die sogenannte Festung Holland von drei Seiten her an: in gerader Linie quer durch die holländischen Verteidigungslinien in Richtung Regierungszentrum Den Haag, wo die Königin, die Regierung und der Armeestab so schnell wie möglich gefangengenommen werden sollten; über die nördlichen Provinzen und den Abschlussdeich in Richtung Hauptstadt Amsterdam und schliesslich über Brabant und die Moerdijk-Brücken auf das wirtschaftliche Zentrum Rotterdam zu. Sollte der Angriff auf Den Haag scheitern, könnten die Niederlande trotzdem über die Nord- und die Südflanke in die Zange genommen werden. Als das tatsächlich geschah – die Grebbelinie hielt stand, die Deutschen konnten nicht sofort nach Den Haag vorstossen, Königin und Regierung gelang es, zu fliehen –, kam der Nord- und der Südflanke entscheidende Bedeutung zu.

Bei Amsterdam traf die volle Ladung der deutschen Bomber den Flughafen Schiphol, bei Rotterdam sollte der Flugplatz Waalhaven als Erstes eingenommen werden. Er lag so nahe bei England, dass Flugzeuge der Royal Air Force ihn in fünfzig Minuten erreichen konnten. Von dem Moment an, da deutsche Truppen die Grenze überschritten und die Souve-

ränität der Niederlande verletzen, könnte England sich zu einer schnellen Aktion entschliessen, um der niederländischen Armee zu Hilfe zu eilen. Solange sich der Flugplatz noch nicht in den Händen der Deutschen befand, hatten die Engländer die Möglichkeit, Material und Leute heranzuschaffen und mit voll beladenen Transportmaschinen zu landen. Es kam zu einem erbitterten Kampf um Waalhaven.

Mal fluteten die deutschen Truppen über den Rijdsdijk, mal die niederländischen. Es ging hin und her, den ganzen Freitag über. Auf beiden Seiten gab es Dutzende von Toten.

Mitten am Nachmittag wurde ein holländischer Sergeant von vier deutschen Soldaten in das Haus der Familie de Regt getragen. Die Deutschen setzten ihn auf einen Stuhl in der Küche, wischten sich den Schweiß von der Stirn und baten um Wasser. Mutter de Regt füllte eine Kanne mit Leitungswasser, nahm vier Gläser, schenkte das erste voll und gab es einem der Soldaten. Der schüttelte energisch den Kopf und sagte mit schnarrendem R: «Errrst sollen Sie trrrinken.»

«Was will er?», fragte Alie de Regt ihre Kinder. Dien, Martinus, Sandrien und Tobi standen dabei und schauten zu.

Martinus hatte vor einigen Monaten in der Zeitung gelesen, dass Slowaken und Tschechen Gift ins Wasser gaben, wenn deutsche Soldaten um etwas zu trinken baten.

«Du sollst erst selbst was von dem Wasser trinken.»

Tobi, damals acht Jahre alt, sah mit grossen Augen zu.

«Dass sie meiner Mutter nicht trauten», sagte er mir siebzig Jahre später, immer noch leicht fassungslos, «das konnte ich nicht glauben!»

Mutter de Regt setzte demonstrativ das Glas an ihre Lippen. Als sie nicht bewusstlos zu Boden fiel, nahm der Deutsche einen ersten, vorsichtigen Schluck. Es ging ganz nach Dienstvorschrift: Als auch er gesund blieb, löschten die anderen Soldaten ebenfalls ihren Durst.

«Sie sind gut ausgebildet», konstatierte Martinus laut.

Die deutschen Fallschirmjäger gehörten tatsächlich zu den Elitetruppen, die mindestens drei Jahre Ausbildung hinter sich hatten.

Der holländische Sergeant war ein im August 1939 eingezogener Volksschullehrer. Er sass schwankend auf seinem Stuhl. Seine Uniformjacke war zerrissen, aus der Brust lief Blut. Er schnappte nach Atem, bekam keine Luft. Eine Kugel war in den rechten Lungenflügel eingedrungen.

«Ich muss mich übergeben, Mevrouw», stammelte er und blickte Mutter de Regt verzweifelt an. «Was ist in meiner Situation das Beste, was meinen Sie? Spucken oder nicht?»

Tochter Dien musste über die Schulmeistersprache des Sergeanten kichern. Es war, als sagte er die ersten Sätze eines Diktats auf. «Was ist in meiner Situation das Beste ...»

Alie de Regt-de Tonge sah den Sergeanten mit einem sehr liebevollen Blick an, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: «Machen Sie nur. Ich weiss es nicht, ich bin keine Krankenschwester, aber mein Gefühl sagt mir, es ist besser, das Blut auszuspucken.»

Sie nahm eine Abwaschschüssel und hielt sie ihm hin. Der Sergeant brauchte den Kopf kaum zu neigen. In einem Schwall schoss das Blut über seine Lippen.

Martinus rannte zum nächstgelegenen Haus mit Telefon. Eine Stunde später erreichte eine Ambulanz den Rijdsdijk quer durch die feindlichen Linien. Der Lehrer wurde ins Zuiderkrankenhaus in Rotterdam gebracht, wo die Kugel operativ entfernt werden konnte.

Nach dem Krieg schrieb er Mevrouw de Regt eine Karte. «Ich glaube, es war vor allem Ihre Ruhe, die mir das Leben gerettet hat.» Alie schrieb zurück: «Werter Herr, ich glaube, es ist eher der Ambulanz zu verdanken.»

Oder etwas in der Richtung. Tobias sagte nur zu mir: «Meine Mutter antwortete mit einer nüchternen Karte.»

Dieser Sergeant bestätigt wieder einmal das Bild von der holländischen Unbedarftheit. Dabei war der niederländische Verteidigungsplan gar nicht mal so schlecht. Anstatt Truppen und Material in grosser Zahl entlang der 225 Kilometer langen Grenze zwischen den Niederlanden und Deutschland zu stationieren, entschied man sich, das zu verteidigende Gebiet so klein wie möglich zu halten. General Henri Winkelman, Oberbefehlshaber der Land- und Seestreitkräfte, konzentrierte sich auf das Viereck Rotterdam-Den Haag-Amsterdam-Amersfoort. In dieser sogenannten Festung Holland befanden sich sämtliche lebenswichtigen Funktionen der Niederlande. An der Südflanke lagen 7'100 Mann. Nicht wenig. Obwohl: Sie waren nicht adäquat ausgerüstet, und es fehlte vor allem an vollautomatischen Waffen.

Vater de Regt war an jenem Morgen des 10. Mai wie gewohnt zur Arbeit gegangen. Das bedeutete, dass er nahe dem brennenden Flugplatz Waalhaven entlanggeradelt war, um in das Dorf Heijplaat zu gelangen. Dort arbeitete er für das Gartenamt der Gemeinde. Ich finde es schwer vorstellbar, dass er an jenem Morgen Hecken geschnitten, Rasen gemäht und Rosensträucher hochgebunden hat. Aber es wäre gut möglich.

Jenseits des Flugplatzes standen etwa vierzig Männer und Frauen dicht gedrängt auf dem Sluisjesdijk in Rotterdam-Charlois und sahen sich die brennenden Baracken, Explosionen und russschwarzen Rauchschwaden an. Das zeigt ein Foto in dem Standardwerk *Rotterdam in de Tweede Wereldoorlog* (Rotterdam im Zweiten Weltkrieg) von J.L. van der Pauw. Ich habe mir dieses Foto bestimmt hundertmal angesehen. Obwohl man die Zuschauer nur von hinten sieht, spürt man die Angst und die Bedrohung. Die Männer mit den grauen oder schwarzen Hüten auf dem Kopf könnten die Väter meiner Jugendfreunde Peter und Henk sein. Die Frauen, in langen Regenmänteln, halten ihre Fahrräder fest und scheinen sich zu fragen, ob sie flüchten sollen oder nicht.

In Rhoon hatte man noch nicht den Eindruck, an der Schwelle zu einer Katastrophe zu stehen. Alles ist eine Frage des Windes auf den süd-

holländischen Inseln: An jenem Tag (und an allen nachfolgenden Tagen) kam er von Westen und trieb den Rauch und den Brandgeruch in die andere Richtung.

Erst auf dem Rückweg wurde es Vater de Regt mulmig. Von drei, vier Seiten wurde geschossen. Ein paarmal hörte er eine Kugel über seinen Kopf pfeifen, dicht über seine Baskenmütze hinweg.

Als er nach Hause kam, berichtete ihm Martinus von den deutschen Soldaten, die dachten, «dass Mama Rattengift ins Wasser getan hat», und von dem holländischen Lehrer, der fast gestorben wäre. Vater schüttelte den Kopf und sagte: «Wir warten noch einen Tag ab. Und sonst gehen wir.»

Am nächsten Morgen beschloss er, jedenfalls nicht zur Arbeit zu gehen. Seine Arbeitswoche endete samstags um ein Uhr mittags – wie bei jedem, der damals im Lohndienst stand. Sein Chef hatte ihm gesagt, wegen dieser paar Stunden brauche er kein Risiko einzugehen, er solle besser zu Hause bei seinen Kindern bleiben. Die hatten schulfrei wegen der Pfingstferien.

Daheim nagte es doch an de Regt, dass er nicht gefahren war. Er lief von unten nach oben und von oben wieder nach unten. Männer seiner Generation taten sich schwerer mit Nichtstun als mit Arbeit.

Am späten Nachmittag stand er gerade vor dem Dachfenster, als er ein brennendes Flugzeug direkt auf den Rijsdijk zufliegen sah.

«Bücken!»

«Das hat keinen Sinn», rief Dien von unten. Sie hatte natürlich recht: Wenn das Flugzeug das Haus traf, würde keiner der Bewohner später davon berichten können, ob sie sich jetzt bückten oder nicht.

Die Maschine flog dicht über das Haus, hustete wie ein todkrankes Schwein und explodierte ein Stück weiter auf der Wiese.

Zach de Regt lief die Treppe hinunter und musste sich gut am Geländer festhalten. Ihm schlotterten die Knie.

«Nur das Allernötigste mitnehmen», rief er mit unsicherer Stimme. «Geld, Papiere und eine saubere Unterhose.»



Die «saubere Unterhose» ging im Rattern von Maschinengewehren unter. Vor und hinter dem Deich krachten Schüsse. Die Fensterscheiben klirrten in den Rahmen, ein Dachziegel wurde getroffen und zerbarst.

Zwanzig, dreissig Jahre später, als er ein paar Geschichtsbücher las, begriff Tobi erst das Ausmass des Kampfes. An der Südflanke wurden 1750 deutsche Soldaten ausgeschaltet. Getötet, so schwer verwundet, dass sie nicht mehr kämpfen konnten, oder gefangengenommen. Man muss schon ordentlich kämpfen, um 1750 gut bewaffnete Soldaten auszuschalten, auch wenn dies nur zehn Prozent der auf Rotterdam vorrückenden Deutschen waren.

Im letzten Licht sahen Tobi und Martinus de Regt wieder, wie grosse, schwarze Maschinen Bomben auf den Flugplatz Waalhaven abwarfen. Aber es waren keine deutschen Heinkel. Sie kamen in gerader Formation von Westen. Konnten es Maschinen der Royal Air Force sein? Das würde bedeuten, dass der Flugplatz in die Hände des Feindes gefallen war.

Die letzten vier Angriffe wurden tatsächlich von Bombern der niederländischen Luftwaffe und der englischen RAF geflogen, mit dem Ziel, Waalhaven so nachhaltig zu zerstören, dass die deutschen Transportmaschinen dort nicht mehr landen konnten.

Von Waalhaven flogen vier Bomber – zwei niederländische und zwei englische – zum Zentrum von Rotterdam weiter, wo sie versuchten, die Maasbrücken zu zerstören. Der Versuch scheiterte. Zwei andere englische Bomber wurden knapp nördlich des Rijdsdijk von deutschen Luftabwehrgeschützen getroffen: Der eine stürzte brennend ab, der zweite flog noch ein paar Hundert Meter weiter und landete auf einem Haus am Heysedijk.

«Wir gehen morgen früh», beschloss Mutter de Regt, als sie die schweren Explosionen hörte. «Dann ist ausserdem Sonntag.»

Gutchristliche Menschen glaubten, dann würde nicht gekämpft.

An jenem frühen Sonntagmorgen dann standen sie vor der Frage, wohin sie flüchten sollten. Zu Jan de Regt, einem Bruder von Zach, der am Mo-

lendijk wohnte, nahe dem Dorfkern? Oder zu Huib de Tonge, einem Bruder von Mutter de Regt, der Anfang des Jahres mit Frau und Kindern in ein Häuschen am Dorpsdijk gezogen war? Jans Haus war etwas größer als das von Huib, aber Jan hatte fünf Kinder; unmöglich, eine ganze Familie dazuzustecken. Ausserdem mochte Zach diesen Bruder nicht, er nannte ihn Jan den Lügner.

Jedenfalls mussten sie möglichst weit vom Flugplatz weg, wo die Kämpfe immer wieder aufflammten. Sie gingen den Rijsdijk hinunter. Je näher sie dem Dorf kamen, umso mehr deutsches Militär sahen sie. «Luftlandekorps», sagte Martinus, der sich mit seinen siebzehn Jahren bestens mit der Organisation der deutschen Streitkräfte auskannte. Das meiste hatte er von seinem Bruder Chiel gelernt, der im August 1939 eingezogen worden war und lange Briefe nach Hause schrieb. Chiel sollte erst im Juni nach Rhoon zurückkehren.

Kräder mit Seitenwagen schossen dicht an ihnen vorbei. Die Fahrer schrien einander zu, sie sollten so schnell wie möglich zur «Brücke». Die Kämpfe um die Maasbrücken hatten begonnen, doch möglicherweise meinten sie andere Brücken. Im Delta wimmelte es nur so davon, und die Deutschen mussten sie alle erobern, damit die Panzerdivisionen ins Herz der Festung Holland vorstossen konnten.

Sandrien graute es vor den Kradfahrern in ihren langen Ledermänteln. Wegen deren Staubbrillen waren von den Augen nur die schwarzen Pupillen zu sehen. Die Gesichter hatten unter den Helmen nichts Menschliches mehr. Sie sah gern Unterschiede zwischen jungen Männern – bei diesen Soldaten musste man sogar raten, ob sie blond oder dunkelhaarig waren.

Martinus hatte nur Augen für die Maschinengewehre, die mit ihren drei Beinen auf den Seitenwagen montiert waren. Die Gewehrläufe schimmerten in der Morgensonne: ein Zeichen, dass sie gut geputzt worden waren.

Dien hielt Ausschau nach Bekannten. Die Moffen waren ihr völlig

egal, sie hoffte, jemandem zu begegnen, der ihnen Unterschlupf gewähren würde. Sie sah schwarz, ihr Haus am Rijdsijk würde sicherlich in Trümmer geschossen werden, und wo sollten sie dann schlafen?

Vielen Dorfbewohnern begegneten sie nicht, dazu war es zu früh. Sie erfuhren, dass die Deutschen Rotterdam-Zuid und einen Teil des Zentrums fest in der Hand hatten, dass die holländischen Marinesoldaten bei den Maasbrücken jedoch standhielten, sodass die Deutschen nicht weiter nach Den Haag vorrücken konnten. Dien glaubte alldem nicht so recht. Von wem hatten sie diese Information? Was wussten sie darüber? Sie glaubte nur Rieke Baars, die bei Jacques Pijnacker am Kleidijk arbeitete. Auf dem Kleidijk pfften einem die Kugeln nur so um die Ohren, sagte sie. «Man kann hören, wie sie von den Gewächshäusern der Gärtner abrallen.» Dien nickte: Das war eine präzise Information, das konnte sie sich vorstellen.

Im Dorfzentrum hatte es am frühen Freitagmorgen bereits Tote gegeben. Drei deutsche Fallschirmjäger, die etwas westlich von Rhoon gelandet waren, hatten einen Lastwagen requiriert und waren, eine Generalstabskarte in der Hand, in Richtung des Flugplatzes Waalhaven losgefahren. Entweder hatten sie nicht genau hingeschaut, oder die Karte taugte nichts: Sie fuhren die Laning entlang am Schloss vorbei. Jeder Dorfbewohner wusste, dass diese Strasse wie ein Trichter an einer schmalen Brücke endete, über die man nur mit dem Fahrrad kam. Das musste der Deutsche, der den Lastwagen fuhr, ebenfalls feststellen. Behutsam setzte er auf der beidseits mit Bäumen bestandenen Laning zurück.

Im Rhooner Schloss waren seit der Mobilmachung vom August 1939 dreissig Marinesoldaten stationiert. Einer von ihnen wartete geduldig, bis er einen deutschen Kopf ins Visier bekam. Dann eröffnete er aus dem grossen Seitenfenster im ersten Stock das Feuer. Der Soldat, der rechts in der Fahrerkabine sass, war sofort tot. Der Scharfschütze zielte erneut und schaltete auch den neben dem Fahrer sitzenden Fallschirmjäger mit

einem einzigen Schuss aus. Daraufhin liess sich der Fahrer aus dem Wagen in den Graben neben der Laning fallen. Durch das modderige Wasser robbte er bis zu Coeberghs kleinem Bauernhof am Dorpsdijk. Triefend nass klingelte er und befahl der ganzen Familie Coebergh, aus dem Haus zu kommen. Der Gemeindebote Teeuwisse, der auf dem Weg zum Rathaus war und ahnungslos nachschauen wollte, was da vor sich ging, durfte sich sofort zu den Geiseln stellen. «Vorwärts, marsch!» Mit diesem aus fünf Menschen bestehenden Schutzschild ging der Fahrer auf die Wiese, war aber so dumm, wieder auf die kleine Brücke an der Laning zuzusteuern, sodass er erneut ins Schussfeld des Marinesoldaten geriet. Trotz der Geiseln tötete dieser den Deutschen mit einem einzigen Schuss in den Kopf.

Haben die de Regts dies in allen Einzelheiten mitbekommen? Dann müssen sie Hein van de Griend getroffen haben, den Küster und Organisten der reformierten Kirche sowie Bestattungsunternehmer des Dorfes. Oder seinen Sohn Hein junior, der von einem kleinen Tor neben der Küsterwohnung am Dorpsdijk alles beobachtet hatte. Van de Griend senior hatte etwas später am Vormittag die Leichen der toten Fallschirmjäger mit einem Handkarren abgeholt und ins Leichenhaus auf dem Allgemeinen Friedhof gebracht.

Der Scharfschütze war möglicherweise Jan Münsterman, der mit einer Tochter des Anstreichers Pelle am Dorpsdijk verheiratet war. Nach seinem Husarenstück verschwand Sergeant Münsterman aus dem Dorf und schaffte es, die Maasbrücken zu erreichen, wo er am 13. Mai zusammen mit dreissig anderen Marinesoldaten heroisch kämpfte.

Vater, Mutter und die Kinder de Regt müssen über das gewaltige militärische Treiben im Dorf erschrocken gewesen sein. Nach der Soloaktion des Marinesoldaten eroberten deutsche Landtruppen das Schloss und erklärten es sofort zum Luftwaffenhauptquartier an der Südflanke. Sie nahmen auch die Villa Johanna am Dorpsdijk in Besitz – die Bewoh-

ner, der alte Herr van Opzeeland und seine Frau, befanden sich im Urlaub. In der Villa richteten die Deutschen ihre Ortskommandantur ein, und um sich nicht noch einmal von einem Scharfschützen überraschen zu lassen, sägten sie ein Stück aus dem Dach und installierten dort auf einem hohen Holzgestell ein Maschinengewehr. Nach den Bombenangriffen der britischen RAF erhielt der Ortskommandant vom Generalkommando XXXIX den Auftrag, rund ums Dorf Luftabwehrgeschütze aufzustellen. Auf den Deichen wimmelte es von grauen Uniformen.

Vater de Regt beschloss, mit seiner Familie weiter nach Westen, ins nächste Dorf, zu gehen.

«In die Kirche von Poortugaal», sagte er. «Dort kommt man bestimmt unter.»

Von Rhoon nach Poortugaal sind es keine drei Kilometer. Der Turm der reformierten Kirche rückte rasch näher, die Glocke schlug einmal kurz, es musste halb zehn sein, der Gottesdienst würde um zehn beginnen. Doch die Tür war geschlossen. Sogar abgeschlossen, stellten Vater Zacheus und Sohn Martinus fest, als sie dagegedrückten.

Das niederländische Militär hatte alle Gottesdienste am ersten und zweiten Pfingsttag verboten, um die Menschen von der Strasse fernzuhalten und Aktionen der Fünften Kolonne zu verhindern. Über diese Fünfte Kolonne kursierten die abwegigsten Gerüchte. Demnach hielten sich überall Spione, Infiltranten, Verräter, Handlanger des Feindes auf oder deutsche Fallschirmjäger, die als Pfarrer oder Priester verkleidet vom Himmel gefallen waren. Die niederländische Polizei war samstags und sonntags vor allem damit beschäftigt, Meldungen über Aktivitäten der Fünften Kolonne nachzugehen. Zivilisten durften sich an jenem Sonntag zwar auf der Strasse bewegen, allerdings nicht mit den Händen in den Taschen oder auf dem Rücken.

Kirchen hatten auf den Inseln Zuid-Hollands und Zeelands eine doppelte Funktion. Sie dienten als Gotteshaus und bei Stürmen oder Über-

flutungen als Auffangzentrum. Bei Deichdurchbrüchen oder grossen Bränden wurde die Alarmglocke geläutet, und die Kirche blieb Tag und Nacht geöffnet, um Schutz und Obdach zu bieten. Es war eine selbstverständliche Reaktion der Familie de Regt, die Geborgenheit eines Kirchengebäudes aufzusuchen. Dass sie die Tür verschlossen fanden, war für sie das erste Zeichen dafür, dass die Welt, die sie kannten, dabei war, einer anderen zu weichen.

Sie überquerten den Groene Kruisweg und gingen ins Dorf. Hier und da klingelten sie an Häusern, solchen, die eine grosse Familie aufnehmen konnten. Es gab nicht viele herrschaftliche Häuser im Dorf; Rhoon war reich, Poortugaal arm; so war es schon seit Jahrhunderten. Niemand öffnete ihnen. Manchmal sahen sie ein erschrockenes Gesicht hinter einem Fenster, manchmal hörten sie hinter der Haustür ein gedämpftes «Nicht aufmachen!». Bei schmalen Häusern mit Satteldach – da wohnten meist Gemüsebauern – und bei kleinen Bauernhöfen wagten sie nicht zu klingeln. Poortugaal war bekannt als NSB-Dorf.

Sie gingen bis zu dem kleinen Hafen an der Oude Maas. Die Häuser waren hier noch winziger als ihr eigenes am Rijdsdijk. Kurz hinter dem letzten winkte ihnen ein Mann mit dichtem, glänzendem schwarzem Haar. Sie trauten ihren Augen nicht. Er winkte noch einmal und deutete auf seine Eingangstür: die Tür eines Wohnwagens.

Zögernd traten sie ein. Eine Frau gab ihnen zu trinken. Tobi bekam kaum einen Schluck hinunter. Gebannt starrte er auf die faustgrossen Locken der Frau und auf ihre Augenbrauen, die noch viel dicker und schwärzer waren als die seiner Schwestern. In der Mitte des Wohnwagens, vor der Anrichte und etwas, das aussah wie eine Küchenzeile, krochen drei, vier Kinder auf dem Boden herum. Der Mann deutete auf die Garderobe, sie könnten ihre Mäntel ausziehen, sie könnten bleiben.

«Bleiben?», fragte Vater de Regt ungläubig.

«Das sind Zigeuner», sagte Martinus.

Tobi de Regt erzählte mir diese Episode von der Flucht mit seinen Eltern und seinen Geschwistern fast wie eine Parabel. Hilfe erhält man oft von Menschen, die man nicht kennt. Menschen, die einen kennen, bekommen es fertig, alle möglichen Gründe anzuführen, weshalb sie einem, leider, nicht behilflich sein können.

Ich wusste nicht, dass sich in den Dörfern entlang der Oude Maas für kürzere oder längere Zeit Zigeuner niedergelassen hatten, in meiner Kindheit und Jugend habe ich nie einen einzigen gesehen. Wohnwagenbewohner, das ja, bei der Müllverbrennungsanlage am Essendijk. Aber Zigeuner?

«Die waren alle schon ermordet, als du jung warst», belehrte mich der alte Tobias. «Glaub mir, bei den kleinen und grösseren Häfen an der Maas haben immer Fremde gewohnt. Ein Hafen ist eine Freistadt, dort konnte man als Flame, Elsässer oder Zigeuner hin. Hast du nie auf die Form eines Hafens geachtet? Die ist offen.»

Nach dem Gespräch mit Tobi versuchte ich herauszubekommen, wo die Zigeuner aus Poortugaal geblieben waren. Ein Euphemismus für: in welchem Konzentrationslager sie umgebracht worden waren. Der Prozentsatz der Zigeuner, die den Zweiten Weltkrieg überlebt haben, ist noch kleiner als der Prozentsatz der Juden. Die meisten in den Niederlanden lebenden Zigeuner wurden auf dem Weg über das Lager Westerbork nach Auschwitz deportiert. Auf den Opferlisten habe ich keine Zigeuner aus Poortugaal gefunden. Sie hatten sich wahrscheinlich nicht in der Gemeinde registrieren lassen, sondern hielten sich illegal in ihrem Wohnwagen am Hafen auf.

Vater und Mutter de Regt, Dien, Sandrien, Tobi, Martinus und Geerten glaubten, sie müssten für Wochen ihrem Haus fernbleiben. So lange würden die Kämpfe bestimmt noch andauern.

Es kam der 13. Mai. Pfingstmontag – auch wieder mit herrlichem, sonnigem Wetter. In den Obstgärten entlang dem Albrandswaardsedijk entfalteten sich die Blüten.

Tobi konnte sich nicht erinnern, ob sie an dem Tag im Radio hörten,

dass es der Regierung und der Königin gelungen war, sich nach England abzusetzen. Er meinte, nein, denn sein Vater hätte die Flucht der Königin als feiges Davonlaufen betrachtet und wäre aus der Haut gefahren. Königin Wilhelmina stand bei Vater und Mutter de Regt in hohem Ansehen. Vater de Regt schloss sein Dankgebet nach dem Abendessen nie ab, ohne den Herrgott um Unterstützung und Weisheit «für unsere Monarchin» zu bitten. Diese hochverehrte Monarchin war um die Mittagszeit in Hoek van Holland an Bord eines britischen Torpedobootzerstörers gegangen, der ursprünglich nach Breskens fahren sollte, wegen der schweren Luftangriffe auf Zeeland jedoch nach Harwich auswich. Prinzessin Juliana, Prinz Bernhard und die Prinzessinnen Beatrix und Irene waren bereits am Abend zuvor von einem britischen Zerstörer in IJmuiden an Bord genommen worden. Am Abend des 13. Mai setzte sich auch das Kabinett nach England ab. Die Regierungserklärung, die der Welt die Abreise «an einen anderen Ort» kundtat, wurde am Morgen des 14. Mai im Rundfunk verlesen. Der «andere Ort» war England, das meldeten ausländische Rundfunksender bereits am Abend des 13. Mai.

Ob sie etwas von dem Gerücht gehört hatten, wonach englische Truppen an der Küste gelandet seien, wusste Tobias auch nicht mehr. Die Meldung machte Hitler nervös und Hermann Göring, den Oberbefehlshaber der Luftwaffe, rasend. Der Angriff auf die Niederlande und Belgien diente lediglich dem grossen Ziel jenes Jahres 1940: dem Überfall auf den Erzfeind Frankreich. An ebenjenem 13. Mai durchbrachen deutsche Truppen die französische Front bei Sedan; die deutsche Armee konnte sich keine zweite Front auf der rechten Flanke in den Niederlanden erlauben, eine Front, die durch die Hilfe und Unterstützung englischer Truppen von Stunde zu Stunde bedrohlicher würde. Mochte Deutschland in den Worten Hitlers auch unbesiegbar sein, an ein und demselben Tag den Kampf gegen Frankreich und England aufzunehmen bedeutete auch für eine gut geölte Kriegsmaschinerie eine Überforderung. Der Kommandeur der Luftlandetruppen, General Karl Student,



glaubte tatsächlich, die Engländer stünden bereits in Den Haag. Daher drängte Hermann Göring auf eine Radikallösung.

Auch an all diese Gerüchte über eine englische Beteiligung am Kampf erinnerte sich Tobias nicht mehr. Als Erklärung führte er an, die Zigeunerfamilie habe kein Radio im Wohnwagen gehabt.

Die Bombardierung von Rotterdam, Hermann Görings Radikallösung, sahen die Mitglieder der Familie de Regt als Luftspiegelung. Das heisst, am Dienstagnachmittag rannten eine Menge Leute auf den höchsten Deich von Poortugaal – darunter auch sie – und sahen eine riesige weisse Kugel am Horizont. Man würde erwarten, dass sie spürten, wie die Erde von den Explosionen erzitterte, und die dumpfen Einschläge der Bomben hörten, doch nichts von alledem. Sie sahen nur den weissen Ballon, der aus Kalk und Staub bestand, nicht aus Rauch. Das finde ich noch immer unbegreiflich.

Die Entfernung zwischen Poortugaal und dem Zentrum von Rotterdam beträgt neun Kilometer Luftlinie. Dann hört man offenbar nicht einmal den kleinsten Rums, wenn 90 schwere Heinkelbomber 1'300 Sprengbomben abwerfen, die innerhalb von dreizehn Minuten (von 13.27 bis 13.40) nahezu 25'000 Wohnungen zerstören, 2'400 Geschäfte, 1'500 Büros, 1'200 Fabriken und Werkstätten, 526 Kneipen und Esslokale, 256 Pensionen, 184 Garagen, 69 Schulen, 26 Hotels, 21 Kirchen, 12 Kinos, 4 Krankenhäuser, 4 Bahnhofsgebäude, 2 Theater und 2 Museen – die Zahlen verdanke ich dem Buch *Rotterdam, mei '40* (Rotterdam, Mai 1940) von Aad Wagenaar. Achthundertfünfzig Menschen fanden den Tod, so viele Tausende erlitten schwere Verletzungen, dass die Chirurgen fünf Tage danach noch immer wie am Fließband operierten, 79'600 Menschen wurden obdachlos. Und davon fällt einem nicht mehr auf als ... ein weisser Ballon.

Es war wieder einmal der Wind, der den Sinnen einen Streich spielte: Weil er von Westen kam, schrak man in Gouda vom dumpfen Poltern

einstürzender Gebäude auf, hörte man in Capelle das Tosen der Flammen, sah man in Utrecht, wie der Himmel pechschwarz wurde, roch man in Arnhem starken Brandgeruch. Die Feuersbrünste sogen ausserdem Hunderttausende von Litern Sauerstoff an; der Wind begann zu tosen wie bei einem Orkan. In Rhoon jedoch, das noch etwas näher an Rotterdam liegt, hörte man wegen dieses Westwinds überhaupt nichts, und in Poortugaal achtete man mehr auf die dicken Rauchwolken im Nordwesten als auf den weissen Ballon im Nordosten. Die Raffinerie bei Pernis brannte.

Am Nachmittag des 10. Mai war ein Sabotagegrupp der britischen Armee in Hoek van Holland eingetroffen. Er sollte sich für die Zerstörung der Raffinerie und der Erdölvorräte bereithalten. Die brandneuen Anlagen – mit dem Bau der Raffinerie war 1936 begonnen worden – und die Vorräte an Heizöl, Benzin und Kerosin durften nicht in die Hände des Feindes fallen. Am frühen Morgen des 13. Mai, als die deutschen Truppen von Brabant aus in Richtung Rotterdam vorrückten, erteilte General Winkelman den Auftrag, die Raffinerie zu zerstören. Um vier Uhr nachmittags standen die Destilliertürme und Vorratstanks in Flammen. Der Rauch war so schwarz, dass er die Sonne verdunkelte.

Zacheus und Martinus de Regt hörten erst am Abend, dass die gesamte Rotterdammer Innenstadt brannte oder in Trümmern lag und dass lediglich der Turm der Laurenskirche noch stand. Sie hörten es von einigen Männern, die vom Südufer der Maas aus die Zerstörungen beobachtet hatten.

Oft kamen die de Regts nicht ins Zentrum von Rotterdam. Es bedeutete eine gut zweistündige Reise, ob sie nun das Fahrrad nahmen (und an der Mole von Charlois die Fähre) oder die RTM-Strassenbahn (dann mussten sie in der Rosestraat umsteigen und über die Willemsbrug ins Zentrum fahren). Mitunter vergingen zwei Jahre, bis sie den Coolsingel wiedersahen. Aber Rotterdam war die einzige Grossstadt, die sie kannten, war *ihre* Stadt.

Als sie zum Wohnwagen der Zigeunerfamilie zurückgingen, erfuhren sie, dass die Niederlande kapituliert hatten. Der Beschluss von General Winkelman war an diesem Abend um Viertel nach sieben im Rundfunk bekannt gegeben worden.

Göring hatte mit einer zweiten Bombardierung Rotterdams gedroht, die zwischen 17.20 und 18.20 Uhr erfolgen sollte und die um 17.43 Uhr, kurz bevor die deutschen Bomber die im Norden der Stadt gelegenen Wohngebiete erreichten, dadurch verhindert werden konnte, dass die Piloten funktelegrafisch den Befehl erhielten, zur Basis zurückzukehren. Der Oberbefehlshaber der Luftwaffe hatte auch mit der Bombardierung Utrechts gedroht – er hatte über der Stadt bereits Flugblätter mit dieser Botschaft abwerfen lassen – sowie von Haarlem, Den Haag, Amsterdam.

Göring und Hitler hatten es eilig: Der Widerstand in den Niederlanden hatte lange genug gedauert. General Winkelman blieb kaum etwas anderes übrig, als die Kapitulation zu unterzeichnen.

Das tat er am nächsten Morgen, am Mittwoch, dem 15. Mai, um 10.05 Uhr in der christlichen Grundschule von Rijsoord. Ihm gegenüber sass als Vertreter Deutschlands General Georg von Kuchler. Um 10.15 Uhr waren die Niederlande offiziell ein besetztes Land.

Vater de Regt beschloss um elf Uhr, mit seiner Familie nach Hause zurückzukehren. Er wollte der Zigeunerfamilie nicht länger zur Last fallen, sie hatten bereits dreimal bei ihnen mitgegessen und den halben Wohnwagen mit Beschlag belegt. Vater de Regt war ganz durcheinander. Er konnte es immer noch nicht fassen: Flugplatz Waalhaven, die Landung der Fallschirmjäger über den Poldern von Rhoon, die Kämpfe an der Südflanke, die Raffinerie bei Pernis in Flammen, die Bombardierung von Rotterdam, die Kapitulation in Rijsoord ... Es schien, als spiele sich dieser ganze von den Moffen entfesselte Krieg rund um sein Bett ab. Normalerweise sagte er nie mehr als zehn Worte am Stück, jetzt aber musste er seinem Herzen Luft machen, gegenüber Dien, Sandrien, Martinus und dem kleinen Tobi.

«Als Junge fuhr ich gern nach Rijsoord. In Rijsoord wurde viel Flachs angebaut. Nach der Ernte wurde er mit Pferd und Wagen nach Rhoon gebracht, in die Flachsfabrik bei Het Sluisje. Ich fuhr auf einem leeren Wagen hin und auf einem vollen zurück. Der Rückweg war schöner, dann lag ich schön weich auf dem Flachs, hoch oben auf dem Wagen. Schönes Dorf, Rijsoord. Da gibt es wie in Rhoon einen kleinen toten Waal-Arm. Daran liegt ein Hotel. Die hätten die Kapitulation besser dort im Hotel Warendorp unterzeichnen sollen als in der christlichen Schule. Mit den Niederlanden ist es aus und vorbei, aber muss das denn in einer christlichen Schule bekräftigt werden? Wenigstens ist der Krieg zu Ende. Wir müssen jetzt keine Angst mehr vor Bomben haben, wir können wieder normal an die Arbeit.»

Tobias erinnerte sich, dass sein Vater plötzlich genauso flammend gesprochen hatte wie der Zigeuner, der ihnen Obdach in seinem Wohnwagen gewährt hatte.

In Rotterdam ging es ans Aufräumen. Fünf Millionen Kubikmeter Trümmer mussten weggeschafft werden. Nur wenige Männer aus Rhoon oder Poortugaal beteiligten sich daran. In Rhoon gehörten sie zum Bauern- oder zum Mittelstand. Die Ackerbauern, Milchbauern, Obstbauern, Gemüseanbauer kehrten aufs Land zurück. Hier und da stiessen sie auf eine Granate oder eine nicht explodierte Bombe. Dann sagten sie den Jungs von der Luftwaffe Bescheid, die ihre vorübergehende Unterkunft im Schloss zu einer endgültigen Bleibe gemacht hatten.

Es kamen auch nicht viele Obdachlose ins Dorf. Rotterdamer bezeichneten die Stadtteile südlich des Flusses herablassend als «die Bauernseite». Die Dörfer südlich von Rotterdam-Zuid fanden sie noch rückständiger. Die Überlebenden aus den am schwersten getroffenen Vierteln Krälingen und Zentrum zogen nach Delft, Den Haag oder Leiden.

«Stadtmenschen bleiben Stadtmenschen», sagte man in Rhoon abschätzig.

Auf dem Flugplatz Waalhaven rissen deutsche Pioniereinheiten die Reste der ausgebrannten Baracken und Hangars ab. Auf der Landebahn – damals noch ein Grasstreifen – stellten sie meterhohe Holzkreuze auf. Entlang der Bahn rollten sie kilometerweit Stacheldraht aus. Rings um den Flugplatz wurden Minenfelder angelegt. Kein Huhn konnte hier mehr herumlaufen. Ein Jahr später war das Gebiet so, wie es in den vorangegangenen Jahrhunderten gewesen sein musste: eine Sandfläche mit blühender Erika. Bis auf den Rijsdijk roch man den Ginster.

Das kleine Haus der Familie de Regt hatte keine nennenswerten Schäden erlitten, wie sich zeigte. Sandrien ärgerte sich zum ersten Mal nicht über die Dunkelheit in der Küche und über die geringe Höhe des Dachbodens. Zwei Nächte später träumte sie jedoch schon wieder von einem grossen Haus mit hohen Räumen, grossen Fenstern und Panoramablick.

Viele Nachbarn vom Rijsdijk, so stellte sich heraus, waren geflüchtet. So zum Beispiel die Pekelaars, die ärmste Familie, die in Het Sluisje wohnte. Vater Pekelaar wählte die kommunistische Partei und machte daraus kein Hehl. 1937 hatte er ein Wahlplakat der CPN ans Fenster geklebt, was im streng christlichen Rhoon für Aufregung gesorgt hatte. Sein dritter Sohn, Vladimir Iljitsj, verteilte am Tor der RDM-Werft Flugblätter der CPN und verkaufte die kommunistische Tageszeitung *De Tribune*. Die Pekelaars waren am ersten Kriegstag zu Verwandten in den Hoekse Waard geflüchtet. Sie befürchteten, auf einer schwarzen Liste der Gestapo zu stehen. Nicht zu Unrecht, die Gestapo und der Sicherheitsdienst hatten bereits ein Jahr vor Kriegsbeginn die CPN infiltriert. Während Hunderte von Fallschirmjägern zur Erde schwebten, radelten die Pekelaars zum Fährhaus an der Oude Maas, wo sie den Fährmann anflehten, sie überzusetzen. Erst zwei Monate später sollten sie nach Het Sluisje zurückkehren. Obwohl heftige Nazigegner, sollten sie sich während des gesamten Krieges bedeckt halten.

Wout Wachtman streifte über die Polder auf der Suche nach den Waffen deutscher Fallschirmjäger, die sich beim Absprung den Hals gebrochen hatten oder in der Luft abgeschossen worden waren. Ein halbes Jahrhundert später schrieb er auf seiner Maschine: «Die Deutschen haben an alles gedacht. Flugblätter wurden fertig gedruckt mitgebracht. Sie werden an die hölzernen Telefonmasten genagelt. Jeder Niederländer muss seine Waffe abliefern. Auf ihren Besitz steht die Todesstrafe. Ich verstecke die Waffen gut. Aber das normale Leben geht trotzdem weiter.»

Wout versteckte die Waffen in kleinen Höhlen, die er in die Böschungen von Wassergräben grub. Er nahm getöteten deutschen Soldaten die Uniform ab. Allmählich legte er eine kleine Sammlung an – Wehrmacht, Luftwaffe, SS –, in der festen Überzeugung, die Uniformen würden ihm noch einmal nützen. Unmittelbar nach der Kapitulation war Wout bereits dabei, sich auf die wichtige Rolle vorzubereiten, die er im bewaffneten Widerstand spielen wollte. Dass er es damit so eilig hatte, lag zum Teil an seiner persönlichen Frustration: Mit achtzehn war er für wehruntauglich erklärt worden, weil er mit seinen eins vierundfünfzig zu klein war. Folglich war er ein Jahr vor Ausbruch des Krieges auch nicht eingezogen worden, und das hatte er kaum verwinden können.

Martinus de Regt wollte sich eigentlich auch sofort der Widerstandsbewegung anschliessen. Er ärgerte sich über die auf Deutsch verfassten Verordnungen an den Telefonmasten und hatte den Eindruck, von einem Tag zum anderen ein Fremder im eigenen Land zu sein. Es sollte jedoch noch zweieinhalb Jahre dauern, bis der Widerstand in Rhoon Gestalt annahm, und da war Martinus bereits zum Arbeitseinsatz geschickt worden. Bis Ende 1944 sollte er in Deutschland arbeiten.

Chiel de Regt hingegen schloss sich dem Widerstand an. Er muss gute Arbeit für die Inländischen Streitkräfte geleistet haben, denn Prinz Bernhard nahm ihn im Juni 1945 in seinen persönlichen Stab auf. Chiel

entdeckte erst spät, dass zwei seiner Schwestern ein Verhältnis mit einem deutschen Soldaten hatten. Obwohl er doch den grössten Teil des Krieges ganz in der Nähe war: Er arbeitete in der Flachsfabrik.

Den ganzen Sommer 1940 über blieb das Wetter so schön wie während dieser Maitage. Nach besonders langen Sommerferien kehrten Sandrien und Tobi de Regt in der dritten Augustwoche in die Schule zurück. Tobi bemerkte da zum ersten Mal grosse Veränderungen. Er war noch ein Rotzbengel – acht Jahre –, hatte aber auch schreckliche Angst. Seit die deutschen Soldaten den heftig blutenden holländischen Sergeanten in ihre Küche getragen hatten, hatte er kaum noch ein Auge zugetan. Getrieben von seiner Angst, nahm er mehr wahr als seine Geschwister und als die meisten seiner Altersgenossen.

«Pa hatte uns vor dem Satan aus dem Osten gewarnt», erzählte er mir mit zittriger Stimme in der Annie Romein-Verschoorstraat in Amsterdam-Slotermeer. Wir sassen uns gegenüber. Tranken ein Fläschchen Schokomilch – wie sein Vater war Tobi sein ganzes Leben lang Abstinenzler geblieben. Er sah mich heftig an. «Dann kam Satan über die Grenze, und wir bekamen Vitamintabletten.»

Infolge des Krieges verzögerte sich Tobis schulischer Werdegang. Im ersten Kriegsjahr blieb er in der dritten Klasse sitzen, vielleicht auch weil er zu wenig Unterricht gehabt hatte: Von November 1940 bis Ende März 1941 hatten die Deutschen das Gebäude der «Schule mit der Bibel» am Rijdsdijk requiriert. Im dritten Kriegsjahr beschlagnahmten sie das Schulgebäude erneut. Tobis Klasse bekam Unterricht in der reformierten Kirche, auf der Empore neben der Orgel; Sandriens Klasse sass unten. Quer durch die Kirche Papierkugeln schiessen: jeden Tag wieder eine Gaudi. Viel gelernt wurde nicht. Im Hungerwinter 1944/45 und im Frühjahr 1945 gab es gar keine Schule. Nach der Befreiung absolvierte Tobi die sechste Klasse, im Jahr darauf die siebente. Jungen und Mädchen aus armen Familien durchliefen die siebte Klasse auf der Volksschule, manche sogar auch noch die achte; danach begann sofort die Ar-

beit bei einem Bauern oder im Haushalt. Tobi ging 1947 in die Berufsfachschule am Hillevliet in Rotterdam. Da war er fünfzehn. 1949 konnte er mit seinem Abschlusszeugnis in der Tasche beim Bauunternehmer Cisse in Rhoon als Zimmermann anfangen. Schon bald erwies er sich als Ass in seinem Beruf. Man bat ihn, praktischen Unterricht im Zimmer an der Berufsfachschule am Parallelweg in Rotterdam zu geben. Er blieb in Rhoon wohnen.

«Eines Tages jedoch bin ich weg. Ich bin mehr oder weniger geflüchtet.» Geflüchtet vor dem Dorf, geflüchtet vor der Gemeinschaft der Gläubigen. Tobi wollte vom streng calvinistischen erneuerten Glauben nichts mehr wissen. Er sagte zu seinem Vater («obwohl der ein guter Mann war»): «Wenn es einen erneuerten Himmel gibt, möchte ich da auf keinen Fall rein.» Von den elf De-Regt-Kindern war er das einzige, das dem Glauben den Rücken kehrte.

1944, auf dem Höhepunkt des Krieges, trieb Professor Klaas Schilder noch einen theologischen Streit auf die Spitze, hetzte Menschen gegeneinander auf und verursachte eine Kirchenspaltung. Schilder legte die protestantische Lehre von der Taufe anders aus als die erneuerte Synode. Es ging um die Frage, ob beim Gnadensprechen Gottes während der Taufe die Rede ist von innerer Heiligung. Ein gefundenes Fressen für Theologen, riesig interessant als Disput, aber musste das unbedingt 1944 sein, als auf Europas Schlachtfeldern Millionen von Soldaten fielen und die Niederlande sich für den Endkampf gegen den deutschen Besatzer rüsteten? Die Beschwerdeführer beriefen sich auf Artikel 31 der Kirchenordnung, wonach Beschwerde gegen eine Entscheidung der Synode zulässig ist, die gegen das Wort Gottes verstößt. Professor Schilder weigerte sich, das Kampfbeil zumindest für die Dauer des Krieges zu begraben, und rief dazu auf, sich von der erneuerten Kirche zu trennen.

«Was für ein Schurke», ruft Tobi. Es wurmt ihn noch immer. Von der Familie de Regt schloss sich der älteste Sohn Jacob den abgespaltenen



Erneuerten an und weigerte sich, noch irgendeinen Kontakt zu seinen Eltern und Geschwistern zu pflegen. Die Spaltung der Familie vollzog sich in der letzten Septemberwoche 1944 und war so radikal, dass Jacob sogar zwanzig Jahre später noch an seinen Eltern vorbeiging oder vorbeiradelte, ohne sie zu grüssen.

Der direkte Anlass zu Tobis «Flucht» war ein anderer: Er lebte mit einer Frau zusammen, ohne verheiratet zu sein. Für Erneuerte war das gleichbedeutend damit, das Tor zur Hölle aufzustossen. Tobi siedelte nach Amsterdam um, wo er Kulissenbauer bei einer Filmproduktionsgesellschaft wurde. Nach fünfzehn Jahren wechselte er den Job und baute Stände für Möbel-, Automobil- oder Flugzeugmessen im In- und Ausland.

Seine Geliebte war ein «jüdisches Mädle», Sarah. Sie hat ihr ganzes Leben lang nach ihrem Vater gesucht, der im Krieg verschwunden war. «Das arme Kind.» Wenn Tobi von ihr spricht, steigen ihm automatisch Tränen in die Augen. «Ihre ganze Familie ermordet, deportiert nach Auschwitz-Birkenau, Sobibór, Treblinka oder wie diese gottverdammten Höllenorte heissen ... Sie hat das nie verwunden.» Er lebte dreissig Jahre mit ihr zusammen, bis zu ihrem Tod. Auf dem Foto von ihr, das er mir zeigt, hat sie todtraurige Augen mit einem eindringlichen Blick und dickes, lockiges schwarzes Haar. «Ich hatte Angst im Krieg, ich hab mit fünfzehn noch ins Bett gepinkelt, aber das ist natürlich nichts im Vergleich dazu, was sie mitgemacht hat.»

Derselbe Tobi sagt: «Dann kam Satan aus dem Osten, und wir bekamen auf der ‚Schule mit der Bibel‘ Vitamintabletten, Schulmilch, Gymnastik und Schwimmen im Maasoord-Bad. Und meine Mutter bekam ab 1943 Kindergeld.»

Bei den de Regts litten alle Kinder an der englischen Krankheit. An Rachitis, einer Knochenerweichung, die durch einen Mangel an Vitamin D und Kalzium entsteht. Die Krankheit lässt sich am Körperbau ablesen. Sie verursacht O-Beine, einen grossen, quadratischen Schädel, Verkrümmung der Gliedmassen, Erweichung des Rückgrats mit der Folge,

dass man schief läuft. Viel Gemüse zu essen und häufige Sonnenbäder helfen gegen die englische Krankheit, die ihren Namen den Londoner Elendsvierteln verdankt, in die im neunzehnten Jahrhundert kaum Sonnenlicht drang. Das war bei dem Häuschen am Rijsdijk nicht anders. Aber noch schlimmer war dort der Nahrungsmangel. «Wir sind schlichtweg kaputtgegangen vor Hunger, Mann», brüllt Tobi de Regt mir zu.

Denn dieser Aspekt wurde seiner Ansicht nach nie erwähnt, wenn es um den Auftakt zum Krieg ging: die bittere Armut. Am Rijsdijk 249 ging man häufig hungrig ins Bett. Der Vater hatte unterhalb des Deichs einen kleinen Gemüsegarten, nicht viel grösser als eine Decke. Im Schuppen hielt er ein Schwein. Das war nicht genug. Mit etwas Gemüse aus dem eigenen Garten, zwei dicken Schinken, gepökeltem Bauchfleisch und dem Wochenlohn eines Arbeiters bekam man nicht jeden Tag dreizehn Mäuler satt. Dien brachte vor dem Krieg auch noch etwas Geld nach Hause: Sie arbeitete sechs Tage die Woche von sieben Uhr morgens bis sieben Uhr abends als Haushaltshilfe und verdiente zwei Gulden pro Woche. Die Armeleutkrankheit hielten sie damit nicht fern; bei den de Regts hatten alle O-Beine, alle hatten einen quadratischen Schädel, ausgenommen *ein* ausnehmend kräftiges Mädchen: Tochter Aleida.

Dank der Vitamintabletten und der Schulmilch waren die jüngsten Kinder, Tobi und Sandrien, innerhalb von zwei Jahren von der englischen Krankheit geheilt. Durch die korrigierenden Gymnastikübungen bekamen die beiden einen schönen geraden Rücken. Sandriens Gesicht wurde breit, aber nicht so kantig wie das von Dien.

An jedem Samstagmorgen zwischen dem 1. Mai und dem 1. Oktober gingen die Kinder aus den oberen Klassen der Volksschule zum Maasoord-Bad. Eine Stunde hin und eine Stunde zurück, ein ganz schöner Fussmarsch in der Sonne. Um keinen Unterschied zwischen Kindern aus armen und aus wohlhabenden Familien zu machen, bekamen alle Jun-

gen an den Umkleidekabinen von Maasoord die gleiche Badehose und alle Mädchen den gleichen Badeanzug. 1942 und 1943 sahen die Dorf-kinder bereits deutlich besser aus als 1939.

Tobi sagt bitter: «Satan brachte nicht nur die schwarze Pest. Er konnte auch gute Dinge bringen.»

Schuld an der Armut gibt Tobi «einzig und alleinig», wie man auf den Inseln sagt, Colijn, dem «grossen» Staatsmann der Dreissigerjahre und, in Tobis Worten, «dem grossen erneuerten Knauser». Kein Land auf der ganzen Welt hatte umfangreichere Goldreserven als die Niederlande. «Aber wir», sagt Tobi, «bekamen daheim nichts zu fressen.»

Von Tobis Klassenkameraden in der Volksschule konnte ich einen ermitteln. An die Vitamintabletten und die Schulmilch kann Klaas Zuiderent sich nur schwach erinnern. Gymnastik, Schwimmen im Maasoord-Bad... ja, aber fing das nicht erst 1943 an?

Klaas Zuiderent stammt aus einer Mittelstandsfamilie mit wesentlich weniger Kindern als bei den de Regts. Er wuchs in einem Einfamilienhaus am Rijsdijk auf mit Blick auf die Villa eines im Ruhestand lebenden Grossbauern. Sein Vater arbeitete bei der BPM, der Vorläuferin von Shell.

Ich vermute, dass Erinnerung in erster Linie von den sozialen Verhältnissen gefärbt wird. O-Beine und hungrig zu Bett gehen vergisst man weniger schnell als die deutschen Soldaten, mit denen die eigenen Schwestern ein Techtelmechtel hatten. Mit der «bitteren Armut» vertrieb Tobi seine dunkelsten Ahnungen davon, was Dien und Sandrien während der Kriegsjahre getan hatten. Vor allem am Bild seiner jüngsten Schwester wollte er nicht rütteln: Für ihn war sie das hübscheste Mädchen am Deich, erst recht nachdem sie gerade Beine bekommen hatte.

## DREI

Arend-Jan Veth war ein Kämpfer. Selbst nach der Niederlage der niederländischen Armee gab er sich nicht geschlagen, sondern setzte sich auf einem der letzten Schiffe ab, die den Hafen von Hoek van Holland noch verlassen konnten. In England zog er seine Uniform wieder an.

Seinen Militärdienst hatte Arend-Jan 1930 beim 3. Infanterieregiment geleistet. Es war seine Begegnung mit der weiten Welt gewesen: zum ersten Mal aus dem Dorf hinaus. Er hatte sein Jahr unter Waffen genossen. Um nur ein Beispiel zu nennen: Bevor sein Kasernenleben begann, hatte er noch nie einen Wald gesehen.

Das 3. Infanterieregiment gehörte zum stehenden Heer; bei drohender Kriegsgefahr war man dran. Arend-Jan Veth wurde im April 1939 einberufen, vier Monate vor der allgemeinen Mobilmachung. Seinen dreissigsten Geburtstag feierte er mit seinen Regimentskameraden in Brabant; zwei Wochen später brach der Krieg aus.

Die Kompanie von Arend-Jan verteidigte die Peel-Raam-Stellung nahe dem kleinen Ort Mill. Es wurde eines der heftigsten Gefechte an der Südflanke. Als die Deutschen die Stellung durchbrachen, konnten sie zu den Moerdijk-Brücken und nach Rotterdam vorstossen. Allerdings um den Preis zweitägiger Kämpfe und schwerer Verluste – an die fünfhundert Mann.

Mit ein paar Kameraden aus seiner Kompanie gelang es Arend-Jan, der deutschen Kriegsgefangenschaft zu entgehen und sich nach Hoek van Holland durchzuschlagen. Am Morgen des 15. Mai gingen sie an Bord eines Trawlers. Sie gehörten zu den zwölfhundert niederländischen Armeeangehörigen, die sich, wie es offiziell hiess, «nach England zurückzogen». Die Männer stammten aus sämtlichen Waffengattungen, Infanterie, Kavallerie, Zweiradkorps, Artillerie, Pioniere bis hin zu Polizeitruppen und Feldjägern. Ein sonderbares Sammelsurium, das die Niederländische Legion bilden sollte, später die Königlich-Niederländische Brigade und ab dem 27. August 1941 die Königlich-Niederländische Brigade Prinzessin Irene.

Unter den geflohenen Militärangehörigen befanden sich nicht wenige Offiziere, die beim ersten Gewehrschuss die Waffen gestreckt und das Weite gesucht hatten. Prinz Bernhard missbilligte ihre Hasenherzigkeit so sehr, dass er und Prinzessin Juliana sich noch am 23. März 1941 weigerten, der Brigade den Namen ihrer Tochter Irene zu geben, «solange», schrieben sie in einem Brief, «die Offiziere im Dienst bleiben, die in Kriegszeiten aufgrund ihres Defätismus den Respekt der Truppen verloren haben». Königin Wilhelmina zweifelte genauso stark am Kampfesmut der Brigade. Ein halbes Jahr später überreichte sie dennoch die Fahne an die Prinzessin-Irene-Brigade und ihren Kommandeur, Oberst A. C. de Ruyter van Steveninck. Eine gründliche Reorganisation erfolgte erst 1943.

Auf der Liste der Offiziere fanden sich auffallend viele Doppelnamen. Mit dem internen Streit – die alte aristokratische Garde gegen die jungen, nach Effizienz strebenden Militärs – hatte Arend-Jan Veth wenig am Hut. Er war ein einfacher Bauernsohn und stolz darauf, bei der Prinzessin-Irene-Brigade zum Obergefreiten befördert worden zu sein.

In Congleton und Wolverhampton wurde er vier Jahre lang für die alliierte Invasion ausgebildet. Über diese Zeit seines Lebens ist wenig be-

kannt; er führte kein Tagebuch, und sofern er Briefe nach Hause schrieb, ist nicht bekannt, ob sie ankamen und erhalten geblieben sind.

Die meisten englischen Damen im südlich von Birmingham gelegenen Wolverhampton hatten erlebt, wie ihr Freund, Verlobter oder Mann bei der allgemeinen Mobilmachung einrückte. Die Verlockung war gross für die niederländischen Soldaten. Einer von ihnen schrieb später in seiner Autobiografie: «Abends fehlte es nie an Frauen, auch wenn es anfangs manchmal schwierig war. Die niederländischen Jungs merkten jedoch rasch, dass dieselben Mädchen, die sich zunächst sehr kühl und viktorianisch gaben, deutlich lockerer wurden, je später es wurde und je mehr Alkohol floss. ‚At night they’re alright‘, lautete die Devise.»

Auch der «Englandfahrer» Rudi Hemmes, der sich 1942 zur Prinzessin-Irene-Brigade meldete, wunderte sich darüber, wie «die englischen Damen, völlig hemmungslos, sich mit allen möglichen Burschen einliessen». In Wolverhampton musste er sich bereits an einem seiner ersten Abende von seinen zwanzig angeheiterten Barackenkameraden anhören, mit welchem «wildfremden Fräulein» sie angebandelt und was sie mit ihm getrieben hatten.

Im Lager der Prinzessin-Irene-Brigade in Wolverhampton wurden die Kondome in runden Döschen verkauft. Auf dem Deckel prangte ein Aufkleber mit einem sich aufrichtenden Oranierlöwen und den Worten «Die Niederlande werden wiedererstehen».

Das war die Umgebung, in der sich Arend-Jan befand. Ich nehme an, dass er nicht vier Jahre lang ein Ausbund an Keuschheit war. Dass der Rest seiner Kameraden es tat, ist natürlich kein Beweis: Arend-Jan kann die eine Ausnahme gewesen sein. Man hätte ihn dann aber wohl aufgezogen, was zweifellos mit einiger Schadenfreude in einem der vielen Tagebücher erwähnt worden wäre, die im Archiv der Irene-Brigade erhalten geblieben sind. Ich bin nirgends auf etwas Derartiges gestossen.

Im Frühjahr 1944 lag die Landung der Alliierten in der Luft. General Montgomery besuchte am 11. März die Irene-Brigade und rief den Männern zu: «Der Deutsche ist ein sehr guter Soldat, aber der alliierte Soldat

ist noch viel besser. Zuerst Deutschland bombardieren, danach ist es ein *easy job*. Ich wünsche Ihnen allen *good luck*.» Nach dieser simplen Kriegsrhetorik mussten die Männer noch fünf Monate warten, bis sie in Aktion treten konnten. Monty hatte nämlich auch mit einem Blick gesehen, dass die Brigade unterbesetzt war und nicht tauglich für die Schwerarbeit in den vordersten Linien.

Erst am 7. August, gut zwei Monate nach dem D-Day, landete Arend-Jan Veth mit der 2. Kampfgruppe der Prinzessin-Irene-Brigade unter dem Kommando von Major F. Loringh van Beeck in der Normandie, unweit des kleinen Ortes Arromanches. Die Küste war zwar von den Alliierten eingenommen worden, doch überall in der Normandie und anderen Teilen Nordfrankreichs hielten sich noch deutsche Truppenteile von bis zu fünfzigtausend Mann Stärke, die verbissen weiterkämpften, um den alliierten Vormarsch zu stoppen.

Am 12. August kam der Einsatz für Arend-Jan bei Ouistreham und Saint-Come. Die Umgebung dieser Dörfer sollte nach Deutschen durchkämmt werden. Nach der Eroberung von Pont-Audemer rückte die Irene-Brigade über Amiens, Douliens, Arras, Douai, Tournai nach Sint-Pieters-Leeuw vor, südlich von Brüssel gelegen.

Über Leuven und Beringen erreichte die Brigade Nordbrabant. Sie wurde bei Grave in schwere Kämpfe verwickelt und befreite Ende Oktober Eindhoven und Tilburg. «Fünf Mann hatten eine *battle exhaustion*», notierte ein Obergefreiter nach der Einnahme von Tilburg in seinem Tagebuch, «einen *shell shock*. Ihre Augen zeigten Angst, sie redeten stotternd und konnten ihre Hände nicht stillhalten. Sie wurden zur Erholung nach Eindhoven geschickt.» Die übrigen Angehörigen der Brigade wurden nach der Schlacht um Tilburg unverzüglich nach Zeeland dirigiert, um die Deutschen aus Walcheren zu vertreiben, Arend-Jan als «driver i/c (spare) no. 1142» und etwas später als Ersatzfahrer auf einem Dreitonner.

An allen Aktionen der Prinzessin-Irene-Brigade war er beteiligt. Obergefreiter Veth war von August 1944 bis zur Befreiung Den Haags im Mai 1945 fast ununterbrochen im Einsatz. Wenige niederländische Soldaten konnten das von sich behaupten. Nach dem Krieg wurden ihm daher alle Auszeichnungen angeheftet, die ein Soldat dieses Dienstgrads der Prinzessin-Irene-Brigade erringen konnte.

Dieser tapfere Mann hatte nur einen Makel: 1940 hatte er seine Frau Dirkje und seine drei Kinder ihrem Schicksal überlassen. Daheim, am Rijdsdijk in Rhoon.

Nun gut, Makel, das hängt davon ab, wie man darüber denkt, wenn jemand für sein Vaterland kämpft. Als Arend-Jan und die Männer der Prinzessin-Irene-Brigade die Brücke bei Pont l'Évêque einnahmen, bekamen sie Camembert und Calvados von der Bevölkerung geschenkt, und man sang für sie das Partisanenlied, das täglich über Radio Londres, das französische Äquivalent von Radio Oranje, zu hören gewesen war. Dieses Lied begann mit: *J'ai changé cent fois de nom/fai perdu femme et enfants / mais j'ai tant d'amis/et j'ai la France entière*. Frau und Kinder im Stich gelassen, aber stattdessen so viele Freunde und das gesamte befreite Frankreich.

Ich zitiere dieses Lied, weil die von Leonard Cohen gesungene Version (*The Partisan*) mir immer wieder eine Gänsehaut verursacht. Die Melodie stammt übrigens von Anna Marly, die eigentlich Anna Betulinskaja hiess und sich von einem russischen patriotischen Lied inspirieren liess. In der englischsprachigen Version von Leonard Cohen kommen zwei Zeilen vor, die, glaube ich, Arend-Jan Veths Zustimmung gefunden hätten: *Freedom soon will come/it will come from the shadow*. Freiheit kommt längst nicht immer aus dem vollen Licht hervor, sondern oft aus der Schattenzone. Der Zone, in der sich Arend-Jan jahrelang aufhielt.

Ich spiele jetzt mal den *Advocatus Diaboli*. Arend-Jan Veth ist schon sehr lange tot, er starb am 31. März 1962 mit zweiundfünfzig Jahren, kann sich also nicht mehr selbst verteidigen. Es kostet mich nicht beson-



ders viel Mühe, mich in ihn hineinzusetzen. Ich denke, er hätte Folgendes gesagt: «Als ich in Hoek van Holland das letzte Schiff in Richtung England bestieg, konnte ich nicht wissen, dass der Krieg fünf Jahre dauern würde. Ich sah es als meine Pflicht an, bei den Männern meiner Einheit zu bleiben. Die Alternative war, als Kriegsgefangener der Nazis hinter Stacheldraht zu verschwinden. Ich habe aus Überzeugung gekämpft. Seit Anfang der Dreissigerjahre habe ich Hitler gehasst. Nach der Kristallnacht war mir klar, wozu seine Marionetten imstande waren. Ich war ein Mann mit Prinzipien, mit protestantisch-christlichen Prinzipien. In Hitler sah ich den Antichrist. Gegen die Mobilmachung hatte ich nichts, nur gegen die untauglichen Waffen, die wir erhielten. Als ich in England ankam, dachte ich, ich würde innerhalb der nächsten drei Monate zusammen mit zwölfhundert niederländischen Soldaten und Zehntausenden freier Franzosen, freier Dänen, freier Norweger, Polen, Tschechen aufs Festland geschickt, um es zu befreien. Ich musste aber bis August 1944 warten.»

Kriege werden stets leichtherzig begonnen. Rechnet man die Mobilmachung mit, sollte Arend-Jan sechs Jahre und zwei Monate von zu Hause fort sein.

Nach der Einnahme von Den Haag fuhr er zufrieden zu seiner Wohnung in Rhoon zurück, nach den Worten seiner Töchter Magda und Winnie in einem amerikanischen Schlitten; in einem *weissen* amerikanischen Schlitten laut den Dorfbewohnern, die ihn den Groene Kruisweg entlangfahren sahen; in einem amerikanischen Armeejep nach Aussage von Joop van der Vaart, der ihn auf dem Rijdsdijk anhielt und ihm riet, nicht nach Hause zu fahren, sondern kehrtzumachen. Alle Zeugen waren sich in dem Punkt einig, dass die Rückbank mit Süßigkeiten und Geschenken bedeckt war. Arend-Jan glaubte, von seinen Dorfgenossen als Held und von Frau und Kindern als Wohltäter empfangen zu werden.

Es kam anders.

Als Dirkje de Ruyter jung war, fanden sich samstags die Jungs aus Barendrecht in Pernis ein, um dort mit den Mädchen zu knutschen. Pernis war strenggläubig, aber Barendrecht war noch eine Stufe strenger. In Pernis konnte man dann und wann noch lachen, etwas, was in Barendrecht von Gott verboten zu sein schien.

Arend-Jan Veth war ein christlich-reformierter Junge aus Barendrecht. Von den Christlich-Reformierten hiess es auf den Inseln: feurig im Glauben, feurig im Bett. Auf Arend-Jan traf das jedenfalls zu: Er musste Dirkje de Ruyter in grösster Eile heiraten. Fünf Monate später wurde ihre Tochter Maartje (Magda) geboren.

Wäre Dirkje nicht schwanger geworden, hätte Arend-Jan sie trotzdem geheiratet. Er scheint vernarrt in ihren Körper, ihre Erscheinung, ihren langen Hals, ihren geraden Rücken gewesen zu sein, in den Stolz, den sie ausstrahlte. Am meisten liebte er das fröhliche Lachen, mit dem Dirkje aus allen Problemen Lappalien machte.

Die Liebe war gegenseitig. 1946 sagte Dirkje zu dem Richter, der ihr nicht glauben wollte und sie einem scharfen Verhör unterzog: «Arend-Jan Veth ist der einzige Mann, den ich geliebt habe.» Und zu ihrer ältesten Tochter sagte sie, als diese so gut wie erwachsen war: «Magda, was auch immer man über deinen Vater und mich sagt, vergiss nie, dass du aus Liebe geboren bist.»

Nach ihrer Hochzeit zogen Arend-Jan und Dirkje Veth nach Rhoon um, erst in ein kleines Haus am Tijesdijk, später in ein etwas grösseres am Rijsdijk. Dreieinhalb Jahre nach Magda wurde Sohn Harmanus geboren. Harm war körperlich und geistig nicht normal, schon bald entpuppte er sich als schwer behindert und musste in eine Anstalt in Noordwijk. Trotzdem traute sich Dirkje, ein drittes Kind zu bekommen. Das Mädchen wurde Willempje getauft und von ihrer Mutter Winnie genannt.

Winnie hat sich von klein auf gefragt, ob Arend-Jan Veth ihr richtiger Vater war. Ihre Mutter hat immer behauptet, dass sie erst vier Jahre nach Arend-Jans Fortgang Interesse an anderen Männern zu entwickeln begann. Winnie, am 30. September 1938 geboren, dachte als fünf-

sechsjähriges Mädchen offenbar anders darüber, obwohl sie nie eine Bestätigung dafür erhielt, dass Arend-Jan Veth nicht ihr richtiger Vater war. Ihre Schwester Magda ist da entschiedener: Ihre Mutter hat vor dem Krieg keine ausserehelichen Beziehungen gehabt. Sie war eine ausserordentlich hübsche und sich jugendlich gebende Frau, die sich gern in grosser Gesellschaft aufhielt, doch nach den Worten Magdas wollte sie von Avancen anderer Männer nichts wissen.

In den Dreissigerjahren kam Arend-Jan Veth als Gemüsehändler so gerade eben über die Runden. Dirkje musste zu Beginn ihrer Ehe häufig aus dem Haus, um etwas dazuzuverdienen. Sie arbeitete regelmässig in einem Gartenbaubetrieb am Rijsdijk. Die kleine Magda wurde dann in einer Obstkiste auf die Erde gestellt, sodass sie nicht weglaufen konnte.

Diese Tätigkeit griff Dirkje im Sommer 1940 wieder auf, nachdem ihr klar geworden war, dass ihr Mann sich nach England abgesetzt hatte und dass die Ehefrau eines desertierten Soldaten – denn als solcher wurde Arend-Jan nach seiner Flucht bezeichnet – keinen Sold erhält. Dirkje hatte auch kein Anrecht auf eine Unterstützung vonseiten des Reichs oder der Gemeinde: Ihr Mann war nicht gefallen, nicht krank und auch nicht für erwerbsunfähig erklärt worden. Die Einkünfte der Familie Veth beliefen sich ab dem Mai 1940 auf null.

Dieses Schicksal teilte Dirkje mit den Frauen der achtzehntausend Seeleute, die nach Kriegsausbruch nicht in die Niederlande hatten zurückkehren können und in den Dienst der Alliierten getreten waren. Allerdings erhielten diese Familien bald danach Unterstützung. Im Dezember 1940 errichtete der ehemalige Marineangehörige Iman Jacob van den Bosch einen Hilfsfonds, den Tromp Fonds. Zudem zahlten die meisten Reedereien die Heuer an die Familien des Handelsschiffahrtspersonals weiter aus. Als der Besatzer das im April 1941 untersagte, rief Abraham Filippo, ein Kapitän der Holland-Amerika Lijn, einen Hilfsfonds ins Leben, die sogenannte Seemannskasse. Bei der Gründung ört-

licher Komitees erfuhr er grosse Unterstützung vonseiten des Bankiers und ehemaligen Handelsschiffahrtsoffiziers Walraven van Hall. Gemeinsam mit van den Bosch gelang es Wally van Hall, die einzelnen Fonds, Komitees und Gruppierungen zum Nationalen Unterstützungsfonds (NSF) zusammenzufügen. Durch die Bemühungen und das Geschick beider Männer in Finanzfragen entwickelte sich der NSF zu einer Bank der Widerstandsbewegung und der Bank für Untergetauchte. Im Laufe des Jahres 1942 begann der Fonds, untergetauchte Juden und die Familien untergetauchter Berufsoffiziere finanziell zu unterstützen.

Doch Arend-Jan war kein Berufsoffizier und auch nicht untergetaucht. Er war ein mobilisierter Soldat einer einsatzbereiten Truppe.

Ob Dirkje von dem Nationalen Unterstützungsfonds wusste, konnten ihre Töchter nicht sagen. In anderen Fällen wurde der Fonds in Rhoon tätig: Zum Beispiel unterstützte er zehn bis zwölf am Eisenbahnstreik Beteiligte, die von Herbst 1944 an am Oud-Rhoonsedijk untergetaucht waren. Sicher ist, dass Dirkje während der fünf Kriegsjahre nie irgendeine finanzielle Zuwendung empfangen hat.

Von ihren Eltern konnte sie wenig Hilfe erwarten. Ihr Vater war ein liebenswürdiger Mann, der aber als Küster der reformierten Kirche in Pernis schon zwei Nebentätigkeiten ausüben musste, um finanziell über die Runden zu kommen: als Leichenbestatter und als Eintreiber der Kirchensteuer. Ihren Schwiegereltern ging es besser: Am Voordijk in Barendrecht hatten Bauer Veth und seine Frau fünf Schränke voll mit Leinenwäsche, getauscht gegen Nahrungsmittel aus dem eigenen Speicher. Sie boten Dirkje Arbeit an: Strümpfe stopfen. Die geflickten Strümpfe verkauften sie zum Preis von neuen. Dirkje stopfte sackweise.

Zu Anfang des Krieges kam sie gerade so über die Runden. 1942 und 1943 wurde es dann schwieriger. Eines Tages versprach sie ihren Töchtern, etwas Leckeres nach Hause zu bringen. Sie stieg auf ihr Fahrrad ohne Reifen und fuhr mit zwei Säcken gestopfter Strümpfe zum Voordijk

in Barendrecht. An der Tür nahm ihre Schwiegermutter die Säcke in Empfang. Dirkje bat sie um etwas zu essen für die Kinder, die immerhin ihre Enkelinnen waren. Sie bekam zu hören: «Aber Dirkje, das kannst du doch nicht bezahlen.»

Mit leeren Taschen fuhr sie über den Essendijk und den Oudeweg zum Rijdsijk zurück. Irgendwo auf dieser Strecke muss etwas in ihr geplatzt sein. Als sie, noch ausser Atem vom Fahrradfahren, die Küche ihres Hauses betrat, sah Magda eine flammende Wut in ihren Augen.

Dennoch klopfte Dirkje noch bei acht Bauern an und fragte nach Arbeit. Arbeit auf dem Feld, Arbeit im Haushalt, egal was. «Wenn einer dieser Bauern mich, notfalls für einen Hungerlohn, eingestellt hätte, wäre nicht passiert, was passiert ist», rief sie 1946 ihrem Richter zu. Worauf dieser gönnerhaft lächelte.

1944 verschlechterte sich der Gesundheitszustand ihres kleinen Sohnes. Sie nahm Harm aus der Anstalt in Noordwijk zu sich nach Hause. Schon bald brauchte er wieder dringend professionelle Pflege und musste in die Anstalt zurück. Er starb im Sommer.

An dem Punkt sank Dirkjes Widerstand auf null. Auf Anraten von Aardje de Ruyter-Roetman meldete sie sich im Schloss. Ihre Schwägerin arbeitete bereits für die Luftwaffe. Oder, wie der Richter zwei Jahre später urteilte: «Durch ihre Schwägerin wurde die Angeklagte zu falschen Dingen verleitet.»

Der Richter hatte wenig begriffen: Sie wurde von ihren hungrigen Kindern zu «falschen Dingen» gezwungen.

Oder soll ich doch eher Jaap de Buizerd, Dirkjes Nachbar in Het Sluisje, Glauben schenken? Er sagte: «Dirkje konnte nicht ohne Mann sein. Sie musste einen Mann im Haus haben. Eines konnte sie nicht verstehen: dass niemand ihr zu essen gab. Sie selbst war ein herzlicher Mensch: Sobald sie Essen oder Kohle für den Ofen hatte, teilte sie mit den Nachbarn.»

Diese wiederum taten das nicht.

Im September schrubkte Dirkje die Bunt- und Weisswäsche der Herren Offiziere und kam jeden Abend mit einer Tasche voll Essen nach Hause. Mit den Resten aus dem Offizierskasino bewahrte sie ihre Töchter vor permanenter Unterernährung. Im Oktober zeigten die Wangen von Magda und Winnie zum ersten Mal seit Jahren wieder ein wenig Farbe.

Ich betrachte die vierzig Fotos, die ein Wehrmachtssoldat zwischen 1940 und 1943 in Rhoon und Umgebung gemacht hat. Eine surreale Erfahrung. Die Schwarz-Weiss-Fotos im Kartenformat sind aus unerfindlichen Gründen im Gemeindearchiv von Rotterdam gelandet. Ich durfte sie auf eine CD-ROM kopieren. Seitdem kann ich, wann immer ich will, eine Zeitreise unternehmen.

Soldat Rudolf Paul Koch fotografierte alles, was ihm lohnend erschien. Er interessierte sich genauso für einen abgeschossenen englischen Bomber wie für ein Rhooner Mädchen, das in einem weissen Sommerkleid zuschaut, wie acht deutsche Soldaten einen riesigen Suchscheinwerfer umstellen, der bei der Luftabwehr benutzt wird.

Surreal sind diese Fotos für mich vor allem, wo sie Häuser und andere Gebäude zeigen. Ich kenne die Villa Johanna als freundlich wirkendes Landhaus, erbaut für einen Privatier, der seine alten Tage weiterhin in einer Atmosphäre des neunzehnten Jahrhunderts verbringen wollte. Am Mast im Vorgarten hängt die Hakenkreuzfahne; auf der Veranda sitzen steif uniformierte Offiziere, die von ihrer Haltung und der zur Schau gestellten Missbilligung her Ähnlichkeit mit SD-Koryphäen wie Heydrich, Rauter oder dem in Rotterdam operierenden Wölk aufweisen. Auf einem anderen Foto wieder die Ortskommandantur Villa Johanna und auf dem Hof ein offener Mercedes-Benz der Art, wie Goebbels oder Himmler ihn benutzten. Vor der Villa steht Tag und Nacht ein Wachtposten. Ich sehe ihn den Arm zum Hitlergruss heben, wenn ein hohes Tier vorfährt.

An der weissen Aussenmauer des Rhooner Schlosses hängen Fahnen,

die mich an *Triumph des Willens* denken lassen, den Dokumentarfilm, den Leni Riefenstahl über den Reichsparteitag der NSDAP in Nürnberg gedreht hat. Neben dem Eingang zwei Hakenkreuzfahnen, am Schlossgraben eine Fahne mit dem Emblem von Hitlers Luftwaffe. Auf diesen Fotos hat mein Dorf seine langweilige Unschuld verloren: Es ist ein Nazi-Dorf.

Es ist in weit grösserem Ausmass ein Nazi-Dorf, als ich je vermutet habe. Was mich noch mehr in Erstaunen versetzt – weil ich nie etwas darüber gehört habe –, ist die Zahl der Wehrmachtsangehörigen im Dorf. Auf einem Foto stehen zehn deutsche Soldaten neben einem abgeschossenen Jäger, auf einem anderen, bei dem abgeschossenen englischen Bomber, zwölf, und auf den Fotos beim Schloss sind es zwanzig: In Rhoon wimmelt es von Militär.

Ich frage Berry Hersbach danach. Während meiner ganzen Jugend habe ich ihm gegenüber gewohnt. Er war ein langweiliger Biedermann, nicht unnett, nicht nett, verschlossen, distanziert, ein versierter Elektriker – wenn man Probleme mit dem Radio, dem Transistorgerät oder dem Plattenspieler hatte, musste man sich an ihn wenden. Er reparierte sie im Handumdrehen, aber ohne ein Wort zu sagen. Dreissig Jahre nachdem ich das Dorf verlassen hatte, wurde mir erst bewusst, welche wichtige Rolle Berry Hersbach im Untergrund gespielt hat. Ich suche ihn auf und höre ihn zum ersten Mal sprechen.

In Rhoon wimmelte es von Militär? O ja. Im Schloss waren die Offiziere der Luftwaffe untergebracht. Unter den Ulmen vor dem Schloss standen die Zelte der Mannschaften. Links von der Auffahrt die Baracken und Schlafzelte, rechts die Kantine und die Feldküche. Um die hundert Offiziere und Soldaten der Luftwaffe verbrachten hier den grössten Teil des Krieges. Nach der Invasion in der Normandie sank ihre Zahl auf zehn; die Einheit wurde in den Nordwesten Frankreichs dirigiert. Im Sommer 1944 war die Einheit jedoch wieder in voller Stärke präsent, weil das deutsche Oberkommando eine Landung der Alliierten auf den Inseln Zeelands oder Zuid-Hollands erwartete. Keiner dieser hundert

Männer hatte je auch nur eine Minute in der Luft verbracht an Bord eines Bombers, Jägers oder Aufklärungsflugzeugs. Alle gehörten zu den Landtruppen, die für die Flugabwehrkanone zuständig waren.

Das Schloss war eine Truppenunterkunft. Noch weit mehr Militärs wohnten bei Privatleuten. 1942 begann die Einquartierung, 1943 verdreifachte sie sich. 1944 wurden fünf- bis sechsmal so viele Offiziere, Unteroffiziere und einfache Soldaten bei Privatleuten untergebracht.

Bei Berry Hersbach wohnte ein Hauptmann im grössten Zimmer des Obergeschosses, er hatte den Befehl über die Flugabwehrkanone. Vor dem Krieg hatte er mit einem anderen Ziel zum Himmel hinaufgespäht: als Astronom bei der Sternwarte in Berlin. Aus Angst, wegen illegalen Radiobesitzes festgenommen zu werden, wagte Berry es manchmal tagelang nicht, über Kurzwelle die BBC zu hören – er hatte drei Empfänger im Haus. Dann sagte der Hauptmann am Ende der Woche: «Hersbach, Nachrichten hören, sonst wissen wir nicht Bescheid.» Er hörte auf der anderen Seite der Wand mit; im Schloss empfing er lediglich die Meldungen der deutschen Heeresleitung, die von Heroik und Propaganda nur so strotzten. Später wurde bei Berry noch ein Oberleutnant einquartiert, ein Hitzkopf, der im Zivilleben bei der Post gearbeitet hatte. Er schrie aus geringstem Anlass herum; bei ihm war Vorsicht geboten.

In einer Villa am Anfang des Rijsdijk wohnte ein General. Als zugelassener Elektriker musste Berry jeden Monat den Zähler ablesen. Eines Tages gegen Kriegsende sah er einen Mann mit roten Streifen an der Hose am Fenster stehen und dachte: Verdammte, ein echter General. In dessen Arbeitszimmer lagen die Zeichnungen von Schouwen-Duiveland ausgebreitet, «Sehen Sie sich das ruhig an», sagte der General, die Pfeile gaben die Vormarschbewegungen der Engländer an.

In Rhoon mit seinen 2'200 Einwohnern waren zwischen drei- und vierhundert deutsche Wehrmachtsangehörige stationiert.



Zwei Drittel von ihnen waren nicht älter als fünfundzwanzig. Die Rhooner Mädchen, denen nach Ablenkung war, hatten grosse Auswahl.

Um Theater zu vermeiden, fotografierte der Soldat Rudolf Paul Koch die Mädchen nur von hinten in der Wirtsstube oder auf der Terrasse des Gasthofs Het Wapen van Rhoon, der dem Schloss schräg gegenüberlag und den es dort immer noch gibt.

Berry mied Het Wapen. Die Mädchen umschwirrten die Soldaten wie Bienen und sprachen sich untereinander über die Verteilung ab: für die jungen Damen aus den besseren Kreisen die Offiziere, für die Mädchen aus dem Mittelstand die Unteroffiziere und für die Bauernmädchen die einfachen Soldaten. Berry konnte das nicht mit ansehen und wusste genau, er würde dumme Dinge tun, wenn er öfter Het Wapen besuchte.

Das hatte er mit ein paar anderen jungen Männern gemeinsam, die auf eine Bestrafung sann.

Dirkje de Ruyter ging nicht mehr oft in die Kirche. Und wenn, dann in die reformierte in Pernis, wo ihr Vater Küster war. Nur zu den Feiertagen wie Weihnachten, Silvester, Neujahr, Ostern und in den Wochen davor, in der Advents- und Passionszeit, fuhr sie mit dem Fahrrad in die reformierte Kirche von Rhoon, und zwar des Chorgesangs wegen. Pernis hatte keinen Chor, Rhoon dagegen schon. Nichts fand Dirkje schöner als das aus dreissig Kehlen gesungene «Gloria in excelsis Deo». Sie nahm ihre Töchter mit, Magda hinten auf dem Gepäckträger, Winnie im Kindersitz vorn am Lenker. Winnie schlief fast während des gesamten Gottesdienstes, den Kopf auf dem Schoss ihrer Mutter, doch wenn der Chor sang, richtete sie sich auf: Auch sie fand es wunderbar.

Der Chor wurde nicht von der Orgel begleitet, sondern von einem Klavier, gespielt vom Dirigenten. Oft dirigierte er mit der linken Hand und spielte die Begleitung mit der Rechten. Dirkje hatte nie ein Konzert erlebt oder eine Musikdarbietung anderer Art; dieser zwei-, drei- oder vierstimmige Chorgesang mit Klavierbegleitung war die einzige Musik,

die sie kannte. Bei «Stille Nacht» konnte sie ihre Tränen kaum unterdrücken, und auch nicht bei «Als ik maar weet» (Wenn ich nur wüsst!) oder bei «Kommt ihr Töchter, helft mir klagen» aus dem Eröffnungsschor der *Matthäuspassion*. Aber sie nahm sich zusammen, gehörte sie doch nicht zu den Menschen, die ihre Tränen zeigen.

Dachte sie an Arend-Jan? Das wird zweifellos so sein. Es sei denn, sie wäre schon zu Beginn des Krieges zornig gewesen über seinen unüberlegten Entschluss, nach England zu fliehen. In dem Fall wird sie sich vielleicht nur gefragt haben, ob Vaterlandsliebe ihn über die Nordsee getrieben hatte oder der Wunsch, ein neues und abenteuerliches Leben zu beginnen, ohne die Kinder und ohne sie.

Zu den Dingen, die ich nicht herausfinden konnte, gehört der Zeitpunkt, zu dem Dirkje erfuhr, dass ihr Mann in den Dienst der Prinzessin-Irene-Brigade getreten war. Ihre Tochter Magda konnte sich nicht genau erinnern. Irgendwann. Aber wann? Und wer hat Dirkje davon unterrichtet? Arend-Jan selbst? Durch einen mithilfe des Roten Kreuzes gesandten Brief?

Dirkje muss lange in Ungewissheit gelebt haben. Wo war ihr Mann? Wie weit von ihr entfernt? Nur wenn sie in der Kirche sass, auf der linken Seite, in einer der mittleren Reihen, von wo aus sie den Chor am besten sehen konnte, muss sie Arend-Jan ganz nahe bei sich gespürt haben.

In den ersten Jahren ihrer Ehe, als sie noch am Tijesdijk wohnten, gingen sie zusammen in die Kirche. In Sonntagskleidern, Arend-Jan in dem haarigen fischgrätgrauen Mantel, der ihm so gut stand, sie in dem Mantel mit dem Kaninchenfellkragen, der, so billig er auch war, vornehm wirkte und gut zu ihrem dunkelbraunen Filzhut passte. Es war ein halbstündiger Weg, der sie mitten durch das Dorf führte. Er reichte ihr seinen Arm, sie hakte sich unter und drückte seinen Oberarm an sich. Er beeilte sich nicht; sie hatte sogar den Eindruck, dass er absichtlich etwas kleinere Schritte machte, damit sie ruhig und elegant gehen konnte. Auf

dem Platz vor der Kirche blieb er manchmal kurz stehen, um andere Kirchgänger zu grüssen. Er achtete dann vor allem auf die Blicke, die sie auf seine Frau warfen: Dirkje spürte, dass er stolz auf sie war.

Während sie so den Liedern von Bach, Beethoven («Die Ehre Gottes aus der Natur») oder einem anderen grossen Komponisten lauschte, dessen Namen sie nicht kannte, und dabei ihren Gedanken nachhing, beobachteten die Männer auf der rechten Seite der Kirche sie heimlich. Dirkje zog allein schon durch ihre Grösse die Blicke auf sich: Sie überragte die anderen Kirchenbesucher um Haupteslänge. Was aber in erster Linie wie ein Magnet wirkte, war die Hingabe, die sie zeigte. Wenn sie dem Chor lauschte, lauschte sie mit ihrem ganzen Wesen, und wenn sie kurz darauf ihre Hand durch Winnies Haar gleiten liess, schenkte ihr ganzer Körper Liebe.

Sobald der Pastor mit der Predigt begann, verspürte Dirkje die starke Neigung, aufzustehen und die Kirche zu verlassen. Aber sie konnte natürlich nicht nur des Chorgesangs wegen kommen. Während der Predigt rief sie sich einen trägen Nachmittag am Fluss in Erinnerung, mit Arend-Jan auf einem der kleinen Strände zwischen dem Weidengebüsch, und hörte trotzdem die eigenartigsten Ideen, verkündet mit einer Stimme, die wie ein schnell näher kommendes Gewitter über die Köpfe der Gottesdienstbesucher rollte. Wenn Dirkje es richtig verstand, gab es viel Gutes am Faschismus.

Pastor de Vos van Marken stand auf der falschen Seite, sowohl vor dem Krieg als auch während des Krieges. Dass er Deutsch für die schönste aller Sprachen hielt, die deutsche Philosophie und Theologie für die scharfsinnigste unter allen Argumentationstraditionen und die deutsche Pflanzen- und Kräuterkunde für die heilkräftigste aller Behandlungsmethoden, war ihm nicht anzulasten – viele Theologen hatten einen deutschen Tick. Aber dass er alles, was deutsch war, immer noch rühmte, als Hitlers Truppen schon in die Niederlande eingefallen waren, und dass er

von der Kanzel herab die edle germanische Rasse als Vorbild hinstellte, nachdem die Luftwaffe die Innenstadt von Rotterdam dem Erdboden gleichgemacht hatte, liess selbst bereits fast eingenickte Gottesdienstbesucher aufschrecken. Der reformierte Pastor vergiftete das Denken im Dorf mit seinen in erbauliche Predigten verpackten Ideen, und niemand schien etwas dagegen unternehmen zu wollen oder zu können.

Mit 1450 getauften und konfirmierten Mitgliedern waren die Reformierten weit in der Mehrheit. Die erneuerte Kirche zählte 170 bekennende Mitglieder, die römisch-katholische 180. Die Reformierten hatten das Sagen, auch im Gemeinderat und in den Vorständen der meisten Vereine. Sie bestimmten, welche Fahne man in Rhoon aufzog. Dass ihr geistlicher Führer am liebsten ein Hakenkreuz auf dieser Fahne sah, beeinflusste in nicht geringem Masse die Haltung der meisten Dorfbewohner gegenüber den Besatzern.

Ouwe Carel Willem van Marken kam 1928 nach Rhoon. Das Dorf hatte einen aristokratischen Anstrich durch das Schloss, die ehemalige Schlosskirche aus dem Jahr 1430, das Pastorat mit den grossen Zwölf-Scheiben-Fenstern zu beiden Seiten der Haustür, die herrschaftlichen Häuser entlang dem Dorpsdijk, das Jagdschloss Reesteyn, die vierzehn Gehöfte, die Villen Hendrina und Johanna, die genauso gut an einer schattigen Gracht in einer Stadt hätten stehen können. Van Marken legte Wert auf Distinktion: 1929 änderte er seinen Namen in de Vos van Marken. Das kostete ihn 372 Gulden. «Viel Geld für einen Fuchs (vos)», spottete man im Dorf.

Der Pastor war ein kleiner Mann, der, die Daumen unter den Achseln, auf der Kanzel in einem blumigen Niederländisch salbaderte, das im einen Moment zur Sprache der «Statenbijbel» aus dem siebzehnten Jahrhundert tendierte und im nächsten zu den schwülstigen Metaphern des Dichters Tollens. Die Dorfbewohner nannten ihn Napoleon. Dieser Spitzname trug dem blonden Haarschopf und den grossen, lebhaften blauen Augen keine Rechnung, doch nach grossen Taten lechtzte der

kleine Mann tatsächlich. Er besass paramedizinische Gaben, heilte durch Handauflegen und zog Heilpflanzen im grossen Gemüsegarten hinter dem Pastorat. Pastor de Vos van Marken veröffentlichte zwei parapsychologische Studien, *Parapsychologie en haar betekenis voor het geloof* (Parapsychologie und ihre Bedeutung für den Glauben) und *Parapsychologische beschouwingen over leven en dood* (Parapsychologische Betrachtungen über Leben und Tod), von denen so viele Exemplare verkauft wurden, dass man die Bücher auch heute noch mühelos im Internet erstehen kann. Ersteres ist für 4 Euro erhältlich, Letzteres für 3,50. Er erteilte Religionsunterricht an zwei höheren Schulen in Rotterdam und veröffentlichte Kolumnen – Betrachtungen, sagte man damals – in der christlich-sozialen Tageszeitung *De Amsterdammer*, einer Regionalausgabe der konservativen protestantischen Zeitung *De Standard*. Mit vier studierenden Kindern war er auf diese Nebeneinkünfte dringend angewiesen. Der Kirchenvorstand warf ihm vor, infolge seines Publizierereifers die Arbeit in der Gemeinde zu vernachlässigen, und hielt seine Bezüge so niedrig wie möglich.

Fünf Monate nach Kriegsausbruch gab O.C.W. de Vos van Marken seine Tätigkeit als Kolumnist in *De Amsterdammer* auf und wechselte zu *De Weg*, einer Wochenzeitung der faschistischen Partei Nationaal Front.

Die erste Ausgabe von *De Weg* war am 25. Mai 1940 erschienen; die Nationaal Front war aus der 1934 von Arnold Meijer, einem relegierten Seminaristen aus Brabant, gegründeten Zwart Front (Schwarze Front) hervorgegangen. Die Zwart Front bezog ihr Gedankengut eher aus dem faschistischen Italien als aus dem nationalsozialistischen Deutschland. Die etwa zehntausend Anhänger betrachteten sich selbst als die reinen, aufrechten Faschisten, nicht zu verwechseln mit den engstirnigen Schalterbeamten, Buchhaltern und Krämern der NSB. Arnold Meijer war ein Faschist, wie ein Comiczeichner ihn darstellen würde: gross, kräftig, blond, blauäugig, prägnante Gesichtszüge. Das Gegenteil des gedrungen-

nen Anton Mussert. In Uniform und mit erhobenem rechtem Arm strahlt Mussert noch eine gewisse Kraft aus, doch auf dem 1941 in der Berliner Reichskanzlei aufgenommenen Foto verblasst er zwischen Adolf Hitler und Seyss-Inquart zu einem Kellner. Der Wasserbauingenieur Mussert konnte auf den Respekt seiner Anhänger zählen: Er war ein fähiger Mann, der den Amsterdam-Rhein-Kanal geplant hatte. Doch Arnold Meijer hatte stets eine Schar von Bewunderern um sich. Wie Mussolini zog er unausweichlich die Aufmerksamkeit auf sich und konnte seine Zuhörer stundenlang in seinem Bann halten. Die glühendsten Anhänger fand er in Brabant, die Zwart Front war eine überwiegend katholische Bewegung. Die NSB dagegen fand mehr Anklang im protestantischen Westen und Norden des Landes.

Mochte die Nationaal Front auch ein in erster Linie brabantisches Phänomen sein, so kam ihr ein reformierter Pfarrer aus einem südholändischen Dorf doch sehr gelegen, um an Macht und Einfluss zu gewinnen. Die Beiträge von O.C.W. de Vos van Marken – theologische Betrachtungen mit nicht misszuverstehenden politischen Verweisen – erhielten folglich einen prominenten Platz in *De Weg*.

«Aus den Händen dessen, der alles regiert», schrieb er am 12. Oktober 1940, «akzeptieren wir die jetzige Wende in der Geschichte des niederländischen Volkes und nehmen gegenüber allen, die Macht über uns erlangt haben, eine Haltung an, welche uns als Christen geziemt. Das Heil des Volkes geht in allem vor. Und wo die Nationaal Front Raum lässt für die Entwicklung dieser Gedanken, mit dem neutralen Staate brechen will, für autoritäre Staatsgewalt kämpft, die christlichen Traditionen unseres Volkslebens wahrt, Respekt bezeigt, vor allem nach dem Wohle von Land und Volk trachtet, habe ich Zugang zu dieser Bewegung gesucht und erhalten.»

Die Sprache ist grossspurig, der Stil nebelhaft, und auch der dahinstehende Gedanke zeichnet sich nicht gerade durch Klarheit aus. Dennoch war de Vos van Marken als talentierter Mann bekannt. Gerade

das machte seine Betrachtungen so beängstigend: Nach und nach schien er nicht mehr imstande zu sein, klar zu denken und nüchtern zu formulieren.

Der reformierte Pastor aus Rhoon blieb *De Weg* verbunden, bis das Wochenblatt 1941 von den Besatzern verboten wurde. Die Nationaal Front wollte nämlich eine eigenständige niederländische Bewegung bleiben und weigerte sich, sich dem Naziregime und der SS zu unterwerfen.

Die meisten Dorfbewohner konnten zu diesem Zeitpunkt den Gedankengängen von de Vos van Marken schon nicht mehr folgen. Der Pastor wurde von einem nicht geringen Teil der Kirchenbesucher vergöttert, doch niemand verstand, weshalb er dem Kirchenchor zu Beginn des Jahres 1942 verbot, noch länger auf Deutsch zu singen. Bachkantaten und Brahmslieder mussten fortan auf Niederländisch zu Gehör gebracht werden. Den ganzen Winter 1941/42 verbrachte Fien den Otter-Lodder damit, Texte für die anderen Chormitglieder abzuschreiben, die der Pastor eigenhändig übersetzt hatte. Das Problem war, dass er keinerlei Gespür für Takt hatte und die Strophen, so bildhaft sie auch übersetzt waren, nicht mit dem Rhythmus der Musik übereinstimmten. Fien, die mir das erzählte, meinte, der Pastor sei in jenem Winter antideutsch geworden.

Ganz so verhielt es sich aber nicht. Die Nationaal Front war eine stark nationalistische Bewegung, die sich zum grossniederländischen Gedanken bekannte. Die Niederlande und Flandern sollten gemeinsam einen neuen, starken faschistischen Staat bilden. Diese Vorstellung sagte Reichskommissar Seyss-Inquart nicht zu, genauso wenig wie Mussert: Der NSB-Führer und der Repräsentant Hitlers in den Niederlanden wollten ihren grossdeutschen Traum verwirklichen. Das war der Grund, weshalb die Nationaal Front und die Wochenzeitung *De Weg* Ende 1941 verboten wurden. Von diesem Zeitpunkt an veröffentlichte Pastor de Vos van Marken seine Gedanken nur noch in dem lokalen reformierten Kirchenblättchen *De Tarwekorrel* (Das Weizenkorn), Gedanken, die zwar

noch latent faschistisch waren, aber weniger prononciert und ohne Lob für alles, was deutsch war.

Die Zwart Front mochte zwar eine andere Sicht der Zukunft Europas haben, war aber in ihrem Antisemitismus noch weitaus rabiater als die NSB. Die Wochenzeitung *De Weg* triefte nur so von Judenhass. Das muss für de Vos van Marken mit seiner sehr orthodoxen Glaubensüberzeugung schwer in Einklang zu bringen gewesen sein. Für seine Predigten wählte er vorzugsweise einen Text aus dem Alten Testament. Er war, wie die meisten dogmatischen Calvinisten, vom alttestamentarischen Judentum durchdrungen. Was seiner politischen Anschauung offenbar nicht im Wege stand.

Wäre er imstande gewesen, Juden zu denunzieren? Dieses Dilemma begegnete ihm nie. In Rhoon lebten keine Juden, mit Ausnahme eines Mädchens, von dem de Vos van Marken nie etwas gehört haben kann. Die Nationale Organisation Hilfe für Untergetauchte (LO) hielt es für nicht sicher genug, Juden in der Nähe der grossen Städte im Westen des Landes zu verstecken. Die Rhooner Abteilung der LO hielt sich strikt an diese Linie. Ihr Führer Hendrik Kwist machte eine einzige Ausnahme: Er nahm selbst ein jüdisches Mädchen zu sich ins Haus. Er besorgte falsche Papiere für sie und adoptierte sie.

Im Herbst 1943 waren fast alle in Rotterdam lebenden Juden verschwunden: Sie waren entweder in die Konzentrationslager deportiert worden oder fern der Stadt untergetaucht, zumeist in Friesland oder Drenthe. Von den elftausend Juden, die in Rotterdam wohnten, überlebten 6'300 den Krieg nicht. Das jüdische Mädchen bei Kwist überstand zwar den Krieg, aber es hatte eine schwache Gesundheit und starb kurz nach der Befreiung.

Die reformierten Grossbauern interessierten sich wenig für politische Ideologien, seien es Faschismus oder Kommunismus. Sogar der kapitalistische Liberalismus behagte ihnen nur zur Hälfte – wenn die Getreidepreise erschreckend sanken, rechneten sie mit staatlicher Unterstützung. Pastor de Vos van Marken war ihnen zu demagogisch. Er rief auf



zu Ultrationalismus, Korporativismus, autoritärem Führertum und sogar zu Intoleranz gegenüber Menschen, die sich von «allerlei Instinkten minderwertiger Qualität» leiten liessen. Obwohl er in seinen Artikeln etwas deutlicher und freimütiger war als in seinen Predigten, machte er insgesamt aus seiner unverfälscht faschistischen Überzeugung keinen Hehl.

Die Grossbauern wollten jedoch keinen offenen Konflikt über das, was der Pastor verkündete. Schwarz auf weiss zu behaupten, dass er mit den Besatzern paktierte, provozierte Schwierigkeiten mit ebendiesen Besatzern. Sie warteten lieber geduldig darauf, dass der Pastor einen Fehler machte, der mit Glauben oder mit politischer Überzeugung nichts zu tun hatte. Diese Gelegenheit ergab sich Ende 1943. Der Pastor liess zum Garten führende Türen im Pastorat einbauen, ohne die zuständigen Kirchenältesten um ihre Zustimmung zu bitten, und reichte eine ziemlich hoch ausgefallene Rechnung ein. Nun konnte man dem Pastor die Dauerschrauben anlegen. De Vos van Marken musste fortan leiser auftreten, auch auf der Kanzel.

Den grössten Widerstand erfuhr er jedoch im eigenen Haus. Das zweitjüngste seiner vier Kinder schlug sich auf die Seite der Widerstandsbewegung. Reinbert, 1943 dreiundzwanzig Jahre alt, noch im Pastorat wohnend, aber schon angehender Notar in Rotterdam, wurde stellvertretender Führer der LO in Rhoon. Vor dem Krieg war er genauso rechts gewesen wie sein Vater, und zu Beginn des Krieges arbeitete er in einer Rotterdamer Notariatskanzlei, die mit der Verwaltung und dem Verkauf jüdischen Eigentums befasst war. 1942 sagte er sich von seinem Vater los und wurde im folgenden Jahr einer der führenden Köpfe bei der Unterstützung Untergetauchter. Anfangs traute ihm niemand, doch die anderen Führer der Organisation erkannten rasch, dass es ausserordentlich praktisch war, von Reinberts Diensten Gebrauch zu machen. Wenn die Deutschen irgendwo nicht nach gefälschten Personalausweisen, illegal gedruckten Stammkarten, Lebensmittelmarken, Ausgaben der *Trouw* oder anderer Widerstandszeitungen suchen würden, dann im

Hause des faschistischen Pastors. Reinberts Zimmer im Pastorat wurde zum idealen Ort, um heikles Material zu lagern. Manche Mitglieder des Widerstands hielten das trotzdem weiterhin für riskant: Reinbert konnte ein Verräter sein oder ein Doppelagent. Aber er war integer. 1944 und 1945 erwies er sich als eines der aktivsten und zuverlässigsten Mitglieder der LO; im letzten Kriegsjahr war er täglich zwanzig Stunden in Aktion, ohne auffällig zu werden oder Fehler zu machen. Auch nach dem Krieg wurde nichts Belastendes gegen Reinbert gefunden.

Es stellt sich die Frage, weshalb er 1943 seine Meinung so radikal änderte und öffentlich mit seinem Vater brach. «Öffentlich» insofern, als er den (gekauften) Namen seines Vaters nicht mehr führen wollte: Reinbert de Vos van Marken liess sich fortan Reinbert van Marken nennen. Nach dem Krieg hatte er nicht gleich Geld für eine offizielle Namensänderung; den Antrag darauf reichte er erst 1964 beim Rotterdamer Amtsgericht ein. Reinbert muss nicht nur leichte Differenzen mit seinem Vater gehabt haben, sondern einen gewaltigen, grundlegenden Konflikt. Über ... ja, worüber?

Ich nehme an, dass er mir das erzählen wollte, als er sich im Herbst 2005 telefonisch an mich wandte. Sein Vater war 1951 emeritiert worden, mein Vater wurde 1952 dessen Nachfolger als niederländisch-reformierter Pfarrer in Rhoon. Über meine Kindheit und Jugend als Pfarrerssohn und über die Konflikte mit meinem Vater schrieb ich ein halbes Jahrhundert später eine Autobiografie, die Reinbert van Marken berührt haben muss. Er rief mich an und fragte, ob ich für ein Gespräch nach Breda kommen könnte. Dort hatte er sich nach dem Krieg angesiedelt und eine blühende Kanzlei als Notar aufgebaut. Er selbst konnte nicht mehr reisen, nach einer missglückten Operation waren seine Beine gelähmt.

Er bat mich, vor unserem Treffen den Bericht zu lesen, den er über die LO in Rhoon und über die Situation im Dorf während des Zweiten Weltkriegs verfasst hatte. Diesen Bericht hatte er im Rhooner Gemeindegarchiv deponiert, doch daraus war er aus unbekanntem Gründen ver-

schwunden. Zum Glück besass er noch eine Kopie. Sobald ich den ganzen Bericht gelesen hätte, könnten wir miteinander sprechen. Er würde mir dann seine Haltung während des Krieges erläutern und auch den Konflikt mit seinem Vater.

Ich studierte die vierzig eng getippten Seiten – studieren ist das richtige Wort, der Jurist van Marken setzte vieles als bekannt voraus und gab keine Erläuterungen zu Vorkommnissen und Namen – und rief dann an, um mich mit ihm zu verabreden. Ich erfuhr, dass van Marken verstorben war, plötzlich, im Alter von neunundachtzig Jahren.

Bei seiner Beerdigung war niemand von der LO zugegen und schon gar niemand aus Rhoon. Wegen seines Vaters, der auf der falschen Seite gestanden hatte, haftete Reinbert offenbar doch immer noch ein Makel an.

Van Marken sah in mir eine Wiederholung seiner selbst: den rebellischen Pfarrerssohn. Ich bin mir so gut wie sicher, dass er die Entscheidungen, die sein Vater während des Krieges traf – Beitritt zur faschistischen Nationaal Front und Veröffentlichungen in der Wochenzeitung *De Weg* – genau für die Schritte hielt, mit denen dieser die Grenze des noch Vertretbaren überschritten hatte. Reinbert akzeptierte einen rechts denkenden und orthodoxen Vater, nicht aber einen faschistischen und extremistischen. Doch das hätte ich gern noch aus seinem Mund gehört.

Von 1938 an hielt der Postbote von Rhoon fest, wer *Volk en Vaderland* (Volk und Vaterland) abonniert hatte. Während des Krieges gab er seine Liste an den erneuerten Pfarrer J. J. Kloosterziel weiter, der dabei war, den Widerstand zu organisieren.

Die Sympathisanten der Nazis waren wie Gift in alle Gruppierungen und Bevölkerungsgruppen gesickert. Auf der Liste des Postboten standen ein Pacht- und ein Grossbauer, zwei, drei Gärtner, ein Obstbauer mit lediglich einigen wenigen Apfel- und Birnbäumen und ein Obstbauer mit einer grossen Plantage, ein Beamter, ein Geschäftsinhaber, ein Hafenaar-

beiter und ein ehemaliger Fischer. Unter den NSBlern waren Protestanten, Katholiken, Kommunistenhasser und ehemalige SD A Pier.

Bei der Organisation der LO erhielt Pfarrer Kloosterziel Unterstützung vom ehemaligen ARP-Gemeinderatsmitglied Hendrik Kwist, dem achtzehnjährigen Sohn des Rektors der öffentlichen Volksschule, Jan Jongepier, dem Zimmermann und Bauunternehmer Chiel Lodder, dem Elektriker Berry Hersbach und dem angehenden Notar Reinbert van Marken. Landwirte fehlen in dieser Reihe, sie gewährten untergetauchten Personen Unterschlupf, aber mischten sich nicht in die Organisation ein.

Die LO-Leute wussten genau, wer Mitglied der NSB war. Berry Hersbach sagte mir, unter ihnen wären keine wirklichen Verräter gewesen. Der Verräter ist hinterhältig, er hält es mit beiden Parteien. Man musste Mut haben, sich von der Mehrheit der Bevölkerung zu lösen und der NSB beizutreten. Berry respektierte Menschen, die sich offen für den Nationalsozialismus entschieden. Wen er fürchtete, waren die Denunzianten, die Heimtücker, die Leute anonym anzeigten. Aber zum Beispiel nicht Markus van den Oever, ein Grossbauer, der NSB-Plakate auf das vordere Fenster seines Hofes klebte und selbstverständlich *Volk en Vaderland* abonniert hatte.

Berry irrte sich, wie ich später während meiner Nachforschungen merken sollte. Einige NSBler wurden doch des Verrats verdächtigt, unter anderem van den Oever, der einen Untergetauchten denunziert haben soll. Einige NSBler unterstützten die Deutschen auch aktiv. Hersbach hatte jedoch insofern recht, als dass dies Ausnahmen waren.

Unter den auf der falschen Seite Stehenden waren auch gute Menschen in dem Sinn, dass sie niemanden denunzierten und niemandes Leben gefährdeten. Andererseits gab es unter den Guten auch welche, die nicht ganz unbescholten waren: Reinbert van Marken arbeitete zu Beginn des Krieges in einer Notariatskanzlei, die sich mit der Verwal-

tung und dem Verkauf von jüdischem Besitz befasste, und auch Hendrik Kwist, der Anführer der Widerstandsbewegung, war nicht ganz lupenrein.

Kwist, Sohn eines Gärtners, kannte jeden Strauch, jede Kopfweide und jeden Wassergraben des Dorfes. Hier war er aufgewachsen und umhergestreift. Mit dreissig hatte er immer noch etwas Jungenhaftes. Er heiratete spät, eine elf Jahre jüngere Frau, die mit dem Dorf ebenfalls stark verwoben war: Ihr Vater war «Preisjäger» in den Weidenbrüchen entlang der Oude Maas. Preisjäger schossen Enten für ihren Lebensunterhalt.

Wie viele Männer seiner Generation sah Kwist keine Zukunft mehr in der Landwirtschaft. Er suchte sich Arbeit in der BPM-Raffinerie, die sich damals noch am Sluisjesdijk in Rotterdam-Charlois befand. Von 1936 an radelte er nach Pernis, wo die neue Raffinerie entstand. Kwist sass vier Jahre für die ARP (Antirevolutionäre Partei) im Gemeinderat, doch bei der Gemeinderatswahl von 1939 stand sein Name nicht mehr auf der Kandidatenliste. Er hatte bei der Rotterdamer Ortsgruppe des Christelijk Nationale Werkmansbond, der protestantischen Bau- und Industriearbeitergewerkschaft, einen Griff in die Kasse getan. Nicht für sich selbst (zumindest führte Kwist das später zu seiner Verteidigung an), sondern zugunsten der Wahlwerbung für die ARP. Es waren allerdings fast tausend Gulden, ein gewaltiger Betrag in jener Zeit und viel mehr, als ein Ortsverein für eine Wahlkampagne ausgeben konnte. Ende des Krieges beging er erneut einen Verstoss. Bei der LO, deren Schatzmeister er war, fehlten nach der Befreiung neunhundert Gulden in der Kasse. Das wiederum war ein Klacks im Vergleich zu den Zehntausenden von Gulden, die die Unterstützung der Untergetauchten erforderte. Trotzdem wurde es ihm von seinen Kampfgefährten vorgehalten.

Hendrik Kwist verliess das Dorf 1946. Er kehrte nie mehr zurück, nicht einmal anlässlich der alljährlichen Totengedenkfeier am 4. Mai, wenn sich die alten Kameraden aus dem Widerstand trafen. Seinem Sohn Johan erzählte er nichts über seine Jahre in Rhoon und auch nichts

über seine Rolle im Widerstand. In den Siebzigerjahren liess er sich in Spanien nieder, wo er 1986 starb. In Rhoon erinnert nichts mehr an Kwist, keine Strasse und kein Gebäude ist nach ihm benannt.

Berry Hersbach zufolge war Kwist die Schlüsselfigur der Widerstandsgruppe. Ein grosser, kräftig gebauter Mann, der Autorität ausstrahlte, ein tapferer Mensch, gewitzt, und vor allem ein Mann mit einem ausgezeichneten Informationsnetz. Nicht weniger als dreimal warnte er vor einer Razzia innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden, und dreimal hatte er recht. Die wichtigsten Informationen erhielt er von einem in Rotterdam arbeitenden, aber in Rhoon wohnenden Polizisten, der mit dem SD zusammenarbeitete.

Berry Hersbach lernte aus Erfahrung, dass der Anführer einer Widerstandsgruppe besser ein gewitzter Bursche war als ein Grosstuer. Ihm selbst vertraute Kwist zum Beispiel, weil er so wenig redete und dadurch schwerlich in Versuchung kommen konnte, mit irgendetwas anzugeben. Eine weitere Eigenschaft, die Kwist verlangte, war Durchhaltevermögen. Es war ungeheuer aufreibend, hundertfünfzig bis hundertsiebzig Untergetauchte am Leben zu erhalten. Da hatte man Tag und Nacht zu tun.

Vom Ausmass der Operation könne ich mir keine Vorstellung machen, sagte Berry zu mir. Er hatte recht. Hilfe für Untergetauchte klingt ein wenig nach einer Wohltätigkeitsaktion. Ich hatte mir nie klargemacht, dass alle diese Menschen ernährt werden mussten, dass es Nahrungsmittel aber nur auf Bezugsschein gab. Diese Bezugsscheine mussten also gefälscht oder aus einer Zuteilungsstelle entwendet werden. Genauso wenig war mir bewusst, dass diese Untergetauchten nicht eineinhalb oder zwei Jahre lang untätig herumsitzen konnten. Man musste ihnen zu einer Arbeit bei Bauern, Gärtnern, Obstbauern oder bei einem Zimmermann im Dorf verhelfen. Sie mussten mit falschen Papieren ausgestattet werden, damit sie nicht bei der erstbesten Kontrolle aufflogen. Sie brauchten auch alle ein Versteck, in einem Schrank, einem Keller, hinter einem Schornstein oder einer doppelten Wand auf dem

Dachboden. Besser noch war ein unterirdischer Verschlag auf dem Feld oder ein in den Weidenbrüchen verborgener kleiner Schuppen. Für bewaffnete Aktionen mussten junge Männer ausgebildet werden: Sie erhielten Schiessunterricht in einer Halle am Hafen. Diesen Ort hatte man gewählt, weil die Katholiken des Dorfs, die hauptsächlich im Bereich des Hafens wohnten, illegal Nahrungsmittel herbeischafften und in den Weidenbrüchen oder auf der unbewohnten kleinen Insel De Beer in der Oude Maas lagerten. Das war nicht ungefährlich, daher waren sie bewaffnet. Im Laufe des Jahres 1943 begannen die Brüder Meeze, ermuntert von Pfarrer van Tilburg, Waffen und Munition an den Rhooner Aktionstrupp der LO zu liefern, den Wout Wachtman aufstellte. Die Aktionstrupps operierten im Auftrag der LO, waren aber auf örtlicher, regionaler und landesweiter Ebene eigenständige Organisationen.

Die Niederlande wären nicht die Niederlande, wenn nicht auch bei der LO Glaubensfragen für Probleme gesorgt hätten. Ein Katholik konnte natürlich unmöglich bei einer Familie erneuerten Glaubens untertauchen. Ein erneuerter Schutzsuchender passte nicht in eine reformierte Familie. Sogar unter den Reformierten selbst musste man noch aufpassen: Ein orthodoxer Reformierter, der dem erneuerten Bund angehörte, konnte nicht bei einem freisinnig Reformierten untergebracht werden. Der niederländische Protestantismus zählte in jener Zeit achtzig unterschiedliche Strömungen, es war ein gewaltiges Puzzlespiel.

Viele Familien waren zwar bereit, eine oder mehrere Personen bei sich aufzunehmen, konnten das aber nicht bezahlen. Daher wurde ein Fonds ins Leben gerufen, den diese Familien in Anspruch nehmen konnten. Innerhalb der Ortschaft wurden keine Menschen untergebracht, das war zu brenzlich, dort war schon zu viel deutsches Militär einquartiert. Alle Untertauchadressen befanden sich im sogenannten Buytenland, an den Deichen ausserhalb des Dorfkerns. Daher waren es in erster Linie die Bessergestellten aus dem Dorfzentrum, die die Kasse des Untertauch-

fonds füllten. Alles in allem war der Organisationsaufwand enorm hoch und nervenaufreibend.

Am Rijdsdijk und am Westrand des Dorfes, am Oud-Rhoonsedijk, waren zehn bis zwölf am Eisenbahnstreik Beteiligte untergetaucht. Nach einem Aufruf der niederländischen Regierung in London über Radio Oranje hatten am 17. September 1944 dreissigtausend Angestellte der Niederländischen Eisenbahn die Arbeit niedergelegt. Der Streik sollte bis zur Befreiung andauern. Die Streikenden mussten für ein dreiviertel Jahr untertauchen. Über den Nationalen Unterstützungsfonds konnte die Exilregierung den Streik finanzieren. Das Geld für die in Rhoon lebenden «Leute von der Bahn» kam aus Enschede. Geld für Essen, Kleidung, Brennstoff. Die Verteilung lief über die LO, insgesamt handelte es sich um Hunderttausende von Gulden.

Nach Rücksprache mit Pfarrer Kloosterziel nahm Kwist sich der Sache an und koordinierte die Aktionen. Zuweilen wilde Aktionen: Ein Aktionstrupp requirierte mitten in der Nacht bei einem Gemüsebauern sieben Kisten Chicoree und bei einem Obstbauern acht Kisten Goldnetten. Die erbeutete Nahrung – die Gemüse- und Obstbauern sagten: gestohlene Ware – brachte der Trupp zum Vorratsschuppen auf der unbewohnten Insel in der Oude Maas.

Der Pfarrer konnte schwerlich auf Raubzug gehen. Jacob Jacobus Kloosterziel übernahm die vorbereitende Arbeit im Hintergrund und hielt den Kontakt zu anderen Ortsgruppen der LO. Er konnte Treffen mit Sitzungen in Rotterdam oder Dordrecht verbinden, ohne dass es auffiel – Erneuerte hielten unaufhörlich Sitzungen ab –, und er konnte zu den «Börsen» gehen, die in der norwegischen Seemannskirche in Rotterdam, im Pastorat in Alphen aan den Rijn und an vielen anderen Orten im Land stattfanden. Auf diesen Börsen wurden Angebot und Nachfrage von Untertauchadressen aufeinander abgestimmt und gefälschte Personalausweise ausgegeben.

In Rhoon warnte Kloosterziel zweimal von der Kanzel herab vor einer



Razzia. Er tat das mit einem Bibeltext, der unter den untergetauchten Menschen als Code galt. Im Januar 1945 tat er es offen. Der Pfarrer hatte kurz vor dem Gottesdienst einen Tipp erhalten und forderte die Untergetauchten nach dem Gelübde und Gruss auf, sich so schnell wie möglich aus dem Staub zu machen. Zwanzig Männer verliessen die Kirche. Ein aus Zuidland Evakuierter sah erstaunt zu: Durch den Appell des Pfarrers wusste jeder in der Kirche, wer ein Untergetauchter war.

Kloosterziel war ein genauso gewitzter Bursche wie Kwist, dachte und sprach schnell – so schnell, dass er über seine eigenen Worte stolperte – , doch in einer Hinsicht war er zu gutgläubig: Er ging davon aus, dass man allen Erneueren trauen konnte. Ein Fehler, den Kwist nicht machte. Argwohn bewahrte den Anführer der LO davor, mit van Aspen vertraulich zu werden, der nahe der Gabelung von Essendijk und Oudeweg wohnte, einem besonderen strategischen Punkt. Wenn man dort genau beobachtete, wer vorbeikam, wusste man so ungefähr, was auf den Poldern vor sich ging. Van Aspen war Erneuerer. Und: Informant des SD. Er lieferte eine Liste mit den Namen der Männer zwischen achtzehn und vierzig, die am Rijdsdijk untergetaucht waren, woraufhin die erste grosse Razzia durchgeführt wurde. Kwist erfuhr von seinem Polizisten, dass diese Razzia bevorstand, und konnte rechtzeitig Alarm schlagen. Die Untergetauchten versteckten sich in Schuppen und Hütten auf entfernt liegenden Äckern oder in den Weidenbrüchen am Fluss. Ohne Kwists rasche Aktion hätte die Razzia verheerende Folgen haben können, mit hundert Festnahmen. Kwist mochte zwar in der Nähe einer Kasse lange Finger bekommen, doch dank seines geschickten Operierens kamen alle Rhooner LO-Mitglieder ungeschoren durch den Krieg, und es gab keine Verhaftungen.

Falls das Kappen des Stromkabels bei der Flachsfabrik in Het Sluisje ein Sabotageakt war, dann hatte Hendrik Kwist mit Sicherheit nichts damit zu tun. Er hätte eine solche Aktion höchst unvernünftig gefunden

und, vier Wochen nach dem «Verrückten Dienstag», in einer Zeit, als die Deutschen nervös zu werden begannen, sogar lebensgefährlich.

Hendrik Kwist ist in den Achtzigerjahren gestorben. Um jeden Verdacht einer Beteiligung auszuräumen, liess er im letzten Kriegsjahr eine Untersuchung durch die Widerstandsbewegung vornehmen. Kurz bevor er Rhoon 1946 verliess, erweiterte er diese Untersuchung um einen gründlichen Bericht. Die übrigen LO-Führer – Berry Hersbach, Jan Jongepier und Reinbert van Marken – bestätigten mir (Letzterer telefonisch), dass von der Gruppe zu keiner Zeit eine Direktive ergangen sei, gegen bestimmte Personen in Het Sluisje vorzugehen. «Falls es sich hierbei um einen Sabotageakt handelt, so geht es um eine individuelle Aktion, für die niemand die Leitung des organisierten Widerstands um Erlaubnis gefragt hat und für die auch niemand gewagt hat, die Verantwortung zu übernehmen», lautete das abschliessende Urteil des Berichts der Widerstandsbewegung.

Nachdem Dirkje de Ruyter endlich Arbeit bei der Luftwaffe im Schloss gefunden hatte, lud sie deutsche Soldaten zu sich nach Hause ein. Damit begann sie in der letzten Septemberwoche des Jahres 1944. Schon bald kamen jeden Abend Deutsche zu ihr ins Haus.

Um die Männer zu amüsieren, lud sie auch Dien de Regt ein, die zwar ein sprödes Wesen hatte, aber alle Scham an den Nagel hängte. Zu Dirkjes Überraschung und vielleicht auch zu ihrem Schrecken brachte Dien ihre Schwester Sandrien mit, die allerdings sehr jung war, mindestens vier Jahre jünger als die anderen Frauen vom Rijdsdijk, die Dirkje de Ruyter bei sich daheim empfing.

Mit Dien de Regt hatte Dirkje sich zu Beginn des Krieges angefreundet. Sie bot ihrer Freundin gern die Gelegenheit zu einem intimen Beisammensein mit Walter Loos, in den diese sich von Tag zu Tag heftiger verliebte. Sie mochte Dien, und das war gegenseitig, andererseits betrachtete sie diese ziemlich unwirsche junge Frau auch als Rivalin. Bes-

ser, sie behielt sie gut im Auge, und wo ist das einfacher als im eigenen Haus? Dirkje fand es auch sicherer, wenn Walter Loos zu ihr kam. Er war der Ranghöchste am Rijsdijk und konnte ihr Schutz bieten.

Die Nachbarn sahen sich das mit scheelen Blicken an. Het Sluisje war ein kleiner Weiler, in dem eine noch dörflichere Mentalität herrschte als in Rhoon. Man behielt einander im Auge, wusste fast alles voneinander, es wurde getratscht, aber man bezog nie offen Stellung gegen einen Nachbarn und hielt gegenüber Aussenstehenden den Mund. Dass Dirkje mit deutschen Offizieren und Unteroffizieren ins Bett ging, darüber sah man hinweg. Dirkje hatte es ohnehin schwer genug, sie liess sich mit Deutschen ein, um ihre Kinder ernähren zu können.

Für alle ehemaligen Bewohner von Het Sluisje, mit denen ich sprechen konnte, war Dirkje anfangs eine fröhliche, herzliche Frau, die tapfer gegen alle Widrigkeiten kämpfte. Alle Männer fanden sie zudem noch attraktiv, «nich hässlich, nee», wie man auf den Inseln sagte. Doch im Herbst 1944 konnten die Nachbarn bestimmte Dinge nur noch schwer ertragen. Dass Dirkje ihr Haus zu einer Absteige machte, war eine Sache, nur – warum tat sie das im Beisein ihrer Töchter? 1944 war Magda elf und Winnie gerade sechs geworden. Manchmal wurden sie für ein paar Tage zu ihren Grosseltern nach Pernis geschickt, aber nicht immer. Oft auch waren sie tagsüber bei den Nachbarn, bei der Familie de Buizerd, aber genauso häufig waren sie zu Hause (sonst hätte Dirkje nicht um Essen betteln müssen) und sahen oder hörten dann, was dort abends vor sich ging.

Gefragt nach ihrem Urteil über die Kriegsjahre, antwortete Magda gut sechzig Jahre später mit einem alten jüdischen Sprichwort: Leg als Eltern keine Steine hin, über die Kinder stolpern können. Das taten sie aber, zuerst Dirkje, später Arend-Jan. Über diese Steine sollten ihre Töchter bös fallen und für ihr ganzes Leben Narben davontragen.

Dirkjes Tun und Treiben rief nach und nach immer mehr Ärger unter

den Bewohnern des Weilers hervor. Die einfachen Soldaten mochten zwar jung sein, doch die Offiziere waren durchweg älter als vierzig. Die meisten von ihnen hatten daheim in Deutschland eine eigene Familie. Das Risiko, dass sie ein Mädchen schwängerten, war gross; binnen Jahresfrist würden die Offiziere verschwunden sein. Von den Unteroffizieren und den einfachen Soldaten wurden die ersten bereits nach Russland geschickt, ihren potenziellen Sohn beziehungsweise ihre potenzielle Tochter würden sie nie sehen und nie anerkennen. Ich nenne hier keine hypothetischen Fälle – mehrere Rhooner Mädchen wurden von einem deutschen Wehrmachtsangehörigen schwanger, und letztendlich sollte es auch Dirkje so ergehen.

Am schlimmsten fanden die Bewohner von Het Sluisje, was vor ihren Augen mit Sandrien de Regt geschah. So ein nettes, lustiges Mädchen von vierzehn Jahren, so ein hübsches Püppchen ... Dirkje, die sich auf einmal Nel nennen liess, musste es mit ihren zweiunddreissig Jahren doch besser wissen, oder? Anscheinend war die Kleine bis über beide Ohren in den Soldaten Ernst Friedrich Lange verliebt. Aber vierzehn Jahre waren vierzehn Jahre. Das war doch Unzucht mit einer Minderjährigen?

Was die Bewohner des Weilers möglicherweise am stärksten irritierte, war, dass es bei Dirkje so fröhlich zuing. An Alkohol mangelte es nicht, an Zigaretten auch nicht. Eines warmen Abends im September, als ein paar Fenster geöffnet wurden, hörten sie Musik. Bei Dirkje wurde sicher getanzt, gefeiert.

Die Empörung stieg auf ein beunruhigendes Mass. In Wieger Mantz Gasthof sann man offen auf Rache. Eine Tat, die die Mofen Mores lehren sollte. Eine Aktion, die die Mädels ein für alle Mal im eigenen Haus halten würde, weil sie den Schreck ihres Lebens bekämen.

Die Jungs der Familie de Kooning taten sich am lautesten hervor. Söhne von Bauer Aalbert de Kooning, Bären von Kerlen mit Rücken, die krumm waren vor aufgestauten Aggressionen. Der Zweitälteste trug den Spitznamen Kommandant von Het Sluisje.

Job de Kooning hatte damit angefangen, kleine Steine auf die Moffen zu werfen, und wurde dafür von seinen Brüdern Darius und Amos bewundert. Die Robbemoond-Jungs waren ihrem Beispiel schon bald gefolgt.

Das war aber nur Kinderkram. Sie mussten auf unmissverständliche Weise zeigen, dass es jetzt reichte, dieses Herumgemache der Mädels. Sie hatten sie bestimmt schon zwanzigmal als Moffenhuren beschimpft. Die Antwort war Gekicher oder Achselzucken gewesen. Es hatte alles nichts genützt. Vielleicht, sagten sie nach dem dritten Genever, würde es Tote geben. Vielleicht würde einem der Mädels etwas Ernstes zustossen. Schade, aber die wussten schliesslich, was sie taten. Jedes Mal, wenn sie gewarnt worden waren, hatten Dien, Sandrien, Emma, Corrie, Riet, Ans, Gertie nur hochmütig gegrinst, immer glaubten sie, sie könnten sich alles erlauben, weil sie so viel Anklang bei den Moffen fanden. Damit musste Schluss sein. Ein für alle Mal.

Wer hochschaute, sah, dass auf der Mauer der Flachsfabrik, dort, wo die über den Deich gespannte Stromleitung in die Halle führte, ein porzellanener Isolator zerbrochen war. Zerbrochen während eines Herbststurms. Drei Viertel des Isolators hingen ausserhalb der Mauer. Man brauchte nur kurz am Kabel zu ziehen, um es loszureissen.

## VIER

Walter Loos drehte durch. Der Bootsmann war der Ranghöchste am Rijdsdijk. Er hatte seine Pflicht verletzt. Hatte sich mit Mädchen vergnügt, anstatt zu patrouillieren, ihm blühte eine Disziplinarstrafe. Degradierung zum Obergefreiten, binnen einer Woche die Ostfront; so etwas stand ihm bevor. Wo würde er landen? In der Slowakei, wo man auf einen Sudetendeutschen gerade noch gewartet hatte? Oder in Ostpolen? Jedenfalls tief im Schnee. Und tief in der Scheisse. Davor konnten ihn jetzt nur noch wohlüberlegte Schritte bewahren.

Er ging zum nächstgelegenen Haus, das Wijnand Wagenmeister gehörte, einem Maschinisten beim Schöpfwerk und Fahrradschlosser. Er klingelte und befahl Wagenmeister, die Stromleitung, an der Matrose Lange hing, so schnell wie möglich zu kappen. Der sich zur erneuerten Kirche bekennende Mann, der den Deutschen so feindselig gegenüberstand, dass er jeden Moffen am liebsten vom Deich geprügelt hätte, weigerte sich. Es sei ihm nicht gestattet, an einer Stromleitung zu hantieren, führte er zur Begründung an. Schliesslich sei er kein Elektriker von Beruf und habe ausserdem nicht das richtige Werkzeug. Im Stockfinstern an einer Hochspannungsleitung zu manipulieren fand er lebensgefährlich.

Loos setzte ihm die Pistole auf die Brust, um ihn dazu zu zwingen, die

Leitung zu kappen. Das tat Wagenmeister nicht, doch es gelang ihm, Ernst Lange mithilfe eines Jutesacks von dem Kabel zu lösen.

Für Ernst kam jede Hilfe zu spät. Er hatte fünfundzwanzig bis dreissig Minuten an einer 500-Volt-Leitung gehangen, und das überlebt niemand.

Wagenmeesters anfängliche Weigerung war für Bootsmann Loos der Beweis, dass es sich hier um Sabotage handelte. Er beschloss, nicht nur Wijnand Wagenmeister festzunehmen, sondern auch dessen zwei älteste Söhne: Tijmen, der Tijnm genannt wurde und mit seinen einundzwanzig Jahren gerade volljährig geworden war, und Wim, fast sechzehn. Zusammen mit ihrem Vater wurden sie in die Ortskommandantur in Hoogvliet gebracht.

So zumindest lautet die Fortsetzung der offiziellen Version. Der Version, die im Dorf als die einzig wahre galt und die ich als Schuljunge alljährlich aus dem Mund von Juffrouw Corthals oder Rektor Brons beziehungsweise ihren Nachfolgern zu hören bekam. Der Version, die zur einzig wahren wurde und Eingang in Gedenkartikel regionaler Tages- und Wochenzeitungen fand sowie in Bücher über den Krieg in Rotterdam und den Dörfern der Umgebung. Der Version, an die sich Journalisten und Fachhistoriker hielten. Doch sie stimmt nicht. Bedauerlicherweise, möchte ich fast hinzufügen. Bedauerlicherweise für mein Dorf, für Het Sluisje, für die Hinterbliebenen und die Kinder der Opfer, die ihr ganzes weiteres Leben lang unter einem gewaltigen Trauma standen. Und ja, bedauerlicherweise auch für Ernst Lange, der, wenn sein Vorgesetzter tatsächlich sofort zu Wijnand Wagenmeister gegangen wäre, vielleicht hätte gerettet werden können.

Das tat Loos aber nicht. Bevor er sich an Wagenmeister wandte, klingelte er bei drei anderen Häusern, nur von dem Gedanken besessen: Wie rette ich meine Haut? Es war sicherlich nicht Wijnand Wagenmeister,

der den Bootsmann auf den Gedanken brachte, es könnte sich hier um Sabotage handeln: Walter Loos glaubte das vom ersten Moment an. Mit zu Tode erschreckter Stimme hatte er dem Soldaten Heinz Willems sowie Dien und Sandrien zugerufen, sie seien in einen Hinterhalt geraten. Sein nächster Gedanke war, die Mädchen müssten so schnell wie möglich vom Unglücksort weg und er müsse Verstärkung holen.

Aus allen Zeugenaussagen geht hervor, dass sich keine Viertelstunde später, gegen zehn Uhr, vier, fünf Soldaten und manchen Aussagen zufolge sogar sieben oder acht Soldaten in Het Sluisje befanden. Niemand scheint sich die Frage gestellt zu haben, woher sie so plötzlich kamen.

Loos hat, denke ich, im ersten Haus, an dem er klingelte, zum Telefonhörer gegriffen und Jan Krijn Jabaaij oder Arie van den Akker angerufen, um Verstärkung anzufordern. Die bei Jabaaij und van den Akker einquartierten Soldaten sprangen auf ihre Fahrräder und waren innerhalb von fünf Minuten in Het Sluisje. Vielleicht hatten sie nicht alle ein Rad im Dorf gestohlen – requiriert hiess das im beschönigenden Besatzerjargon; wer zu Fuss kam, brauchte dafür höchstens eine Viertelstunde.

Das erste Haus, bei dem Loos und Willems klingelten, lag der zerrissenen Leitung am nächsten: Landwirt Kees Blekemolen wohnte genau gegenüber der Halle der Flachsfabrik. Kees hatte aus den Geräuschen draussen – dem Schrei des Soldaten, den eiligen Schritten danach – geschlossen, dass irgendetwas nicht stimmte. Er schickte seine Frau an die Tür. Sie öffnete, sah die deutschen Militärs und drehte sich halb um, sodass der schwache Schein, den die Glühbirne im Flur verbreitete, auf den Aufschlag ihrer Weste fiel. Gertie Blekemolen-Wiessner trug das Abzeichen der Nationalsozialistischen Frauenorganisation (NSVO).

Ich bezweifle, dass Loos dafür ein Auge hatte, aber er erkannte Gertie Blekemolen. Sie verwöhnte gern deutsche Soldaten, die so fern der Heimat und so mutterseelenallein waren: Sie kam zu Jan Krijn Jabaaij ins Haus und war auch schon ein paarmal bis zum späten Abend bei Dirkje



de Ruyter gewesen. Lautete das Motto der NSVO nicht: Heilig das Feuer im Herzen, behütet das Feuer im Herd?

Der Frauenbund der NSB war im dritten und vierten Kriegsjahr dabei, sich stark zu radikalisieren, und orientierte sich immer stärker an der niederländischen SS. In der Panik des «Verrückten Dienstags» organisierte die Abteilung «Hilfe und Beistand» des Bundes die Evakuierung von NSB-Mitgliedern in den Osten des Landes. Der Bund riet seinen Mitgliedern, ihre Türen deutschen Wehrmichtsangehörigen weit zu öffnen, die infolge «der angespannten internationalen Lage» von Monat zu Monat grössere Schwierigkeiten bekamen.

Das alles wusste Loos nicht, aber er erkannte Gertie Blekemolen und schloss aus ihrer Haltung, dass sie ihm helfen wolle. Möglicherweise griff er daher in der Diele ohne zu fragen nach dem Telefon und rief an.

Die andere Möglichkeit ist, dass Heinz Willems das tat, doch ihn sehe ich eher nach einer Isolierzange fragen, weil ihm, mehr als Loos, das Schicksal seines Kameraden am Herzen lag. Für die Zange verwies mevrouw Blekemolen ihn an die Nachbarn.

Vielleicht tat sie das auch in Bezug auf das Telefon. Denn niemand konnte mir bestätigen, dass es 1944 bei Blekemolens ein solches gab. Die beiden Töchter zweifelten: 1947 hatten sie Telefon. Aber 1944? Nur wenige besaßen in jener Zeit einen Anschluss. Im Fährhaus hing ein Apparat an der Wand, ein zentraler Anlaufpunkt, von dem verschiedene Familien Gebrauch machten.

Sicher ist, dass Loos und Willems kurz darauf bei Piet Osseweijer im Fährhaus klingelten. Piet Osseweijer arbeitete in der Flachsfabrik, war Vater einer grossen Familie, von der noch zwei Töchter und ein Sohn daheim wohnten. Die ältere der beiden Töchter öffnete. Auch sie verwies ihn an Wagenmeister.

Loos und Willems kannten sich in Het Sluisje noch nicht sehr gut aus, zumal bei Dunkelheit. Für Fremde war es das reinste Labyrinth, die Häuser drängten sich um das grosse Fährhaus, das von mehreren Familien

bewohnt wurde. Der Bootsmann und der Soldat vertaten sich und klingelten bei der Familie van Deutekom.

Van Deutekom! Ich sehe ihn vor mir: Riek van Deutekom, borstiger Schnäuzer, sanfte Augen. Verheiratet mit einer etwas herrischen, aber gastfreundlichen Flämin. Vier Söhne. Der älteste sollte Oberst bei der Luftwaffe werden, der zweite nach Südafrika auswandern, der dritte nach Australien, und der jüngste, Oscar, sollte Hausarzt werden. Er ging mit mir in die Volksschule und in die höhere Schule. Obwohl er ein paar Jahre älter war als ich, hatte ich doch ziemlich viel Kontakt mit ihm und radelte auch gelegentlich mit ihm zur Oberrealschule in Rotterdam. Ein liebenswerter Junge, der wie seine Mutter das weiche flämische G sprach. Ihn frage ich vierzig Jahre später, was sein Vater in jener bewussten Kriegsnacht getan hat.

Er schrieb mir: «In der Tat, ich kenne die Sache, die du da untersuchst. Der Vorfall hat sich gegenüber meinem Geburtshaus am Rijdsdijk ereignet. Ich habe die Geschichte wiederholt von meinem Vater gehört. Meine älteren Brüder haben sie selbst miterlebt. Ich fahre demnächst in Urlaub nach Südafrika; ich werde meinen Bruder Cyriel danach fragen.»

Nach diesem Konklave: «Zwei deutsche Wehrmachtsangehörige kamen zu meinen Eltern an die Tür und fragten, ob mein Vater eine Isolierzange hätte, um eine Elektroleitung durchzuschneiden. Mein Vater hatte keine und schickte sie weiter zu Wagenmeister. Von Wagenmeister war bekannt, dass er solche Sachen hatte und technisch versiert war.»

Galt das nicht auch für Vater van Deutekom? Er arbeitete im Zeichenbüro der städtischen Verkehrsbetriebe RET (Rotterdamse Elektrische Tram). Zugegeben, Hochspannungsleitungen zu zeichnen bedeutet noch nicht, dass man sie anlegen, ausschalten oder kappen kann.

Oscar fährt fort: «Wagenmeister hat sich geweigert, ihnen zu helfen. Er und seine Söhne haben das später büßen müssen. Mein Vater ist mit heiler Haut davongekommen. Möglicherweise weil er sich hilfsbereit ge-

zeigt hat. Er fand, man dürfe einen Menschen in Lebensgefahr nicht krepieren lassen, auch wenn es ein Deutscher war. Ansonsten war er auch kein Held und dachte an die Interessen seiner Frau und seiner vier Kinder.»

Und verwies die Deutschen an Wagenmeister weiter.

Die Wagenmeesters waren «kleine Leute», die sich innerhalb von zwei, drei Generationen hochgearbeitet hatten. Die meisten Wagenmeesters kenne ich genauso gut wie die van Deutekoms. Mees, der jüngste Sohn von Wijnand, war der beste Freund meines ältesten Bruders Bert. Mees kam täglich zu uns nach Hause. Samstagsabends, wenn bei uns indonesisch gekocht wurde, blieb er zum Essen da. Er ass dann mit meinem Vater um die Wette Sambal. Teelöffelweise schluckten sie das scharfe Gewürz hinunter. Mees verlor jedes Mal, bekam Schluckauf, sass zwanzig Minuten später immer noch mit hochrotem Gesicht am Tisch, liess sich die Woche darauf aber erneut darauf ein. Er musste und würde meinen Vater besiegen. Doch leider hatte der fünfzehn Jahre lang auf Java und Celebes *pedis* (scharf) gegessen und davon eine Lederzunge bekommen.

Ich besitze ein Foto, auf dem Mees, ein kleiner Mann mit grossem Kopf, neben dem Klavier steht und «Summertime» schmalzt: Sein ganzes Gesicht strahlt vor Vergnügen. Ich weiss, dass es «Summertime» ist, mein Bruder Bert spielte die Melodie schwülstiger als einen Blues, und Mees konnte nie anders, als es mit etwas heiserer Stimme mitzusingen. Heute frage ich mich, wie er so fröhlich und unbeschwert sein konnte.

Mees war ein Technikfreak. Wie mein Bruder besuchte er die höhere technische Schule und die technische Fachhochschule. Gemeinsam träumten sie von kleinen Maschinen. Die Idee, einen Solexmotor in ein zweisitziges Kanu einzubauen, stammte von Mees. Zusammen mit meinem Bruder arbeitete er ein ganzes Jahr daran.

Die Wagenmeesters haben immer mit Motoren zu tun gehabt.

Der Opa von Mees verlor seine Eltern, als er noch ein kleines Kind war. Er hatte das Glück, in eine Familie aufgenommen zu werden, die nur aus Töchtern bestand. Der Vater bediente das Schöpfwerk von Ouderkerk aan den IJssel, bis er um 1880 eine lukrativere Doppelposition angeboten bekam: als Fahrradschlosser und Maschinist des Dampfschöpfwerks auf dem Polder Het Binnenland van Rhoon. Er lernte seinen Stiefsohn für die gleiche Position an.

Meindert Wagenmeester wurde ein wichtiger Mann in Rhoon: Maschinist des Schöpfwerks, Berater des Wasseramts und der Polderverwaltung, Mitglied im Vorstand der erneuerten Kirche und Mitglied des Gemeinderats für die ARP. Seit der Einführung des allgemeinen Männerwahlrechts im Jahre 1919 bis 1935 sass er im Gemeinderat. Aus den Sitzungsprotokollen geht er als äusserst hartnäckig und als Idealist hervor, der aufsprang, sobald er soziale Ungerechtigkeit witterte, und dann wie Abraham Kuyper vom Heiligen Geist erleuchtet wurde. Wegen seines Rednertalents und seiner Überzeugungskraft wurde Kuyper «der Donnerer» genannt – und genauso war es bei Wagenmeester; wenn er das Wort hatte, musste man eine Kanone abschiessen, um es ihm wieder zu nehmen.

Meindert gründete eine Familie, die man nicht übersehen konnte. Er wurde Vater von – es ist kaum zu glauben – siebzehn Kindern. Sie zeichneten sich alle durch Fleiss, Disziplin und Lerneifer aus. Der älteste Sohn wurde Rektor der «Schule mit der Bibel» in Poortugaal, zwei andere Söhne gründeten Autofirmen: Han Wagenmeester wurde *der* Opel-Händler von Rotterdam und Gerard Wagenmeester *der* Peugeot-Händler.

Hart arbeitende, strenge, gescheite, sparsame Männer, von denen es in der Gegend hiess: echte Erneuerte. Wijnand konnte keine ganz so glänzende Karriere aufweisen: Ein Sohn musste die Nachfolge seines Vaters als Fahrradschlosser und Maschinist im Schöpfwerk antreten, und das war er, der jüngste.

Das Schöpfwerk pumpte das überschüssige Wasser aus dem Polder Het Binnenland van Rhoon in ein hinter Het Sluisje gelegenes Auffang-

becken. Die Pumpen wurden durch den Druck des Dampfes angetrieben, der aus den bauchigen Kupferkesseln kam. Kinder und Erwachsene konnten Stunden bei «der Wassermaschien» zubringen. Rieke Baars erinnert sich, wie herrlich warm es dort immer war. Die Kinder spielten zwischen den Maschinen, die wie Schiffsmotoren stampften, die Männer hatten sich auf dem gefliesten Fussboden neben den Kesseln ausgestreckt, unterhielten sich und rauchten. Für Rieke war das Schöpfwerk wie der Speisesaal König Sauls aus der Bibel. In dessen Palast lagen die Männer auch: in diesem Fall bei Tisch.

Wijnand Wagenmeister schickte nie jemanden weg, das machte ihn zu einem beliebten Mann. Während der Kriegsjahre, als es Kohle nur auf Bezugsschein gab und viele Menschen den Ofen herunterdrehen mussten, wurde das Schöpfwerk mit seiner fast tropischen Wärme zum idealen Ort, um sich zu erholen. Wijnand wurde später als Sturkopf dargestellt, der schnell in Wut geriet; Rieke zufolge war er ruhig und heiter. Ein kleiner Mann mit einem grossen Kopf und kurzen blonden Locken. Wie Mees, dachte ich, als ich das einzige Foto sah, das von ihm erhalten ist, ein Foto, aufgenommen im Schöpfwerk.

Er konnte die Mofen partout nicht ausstehen, besonders seit sie ihm das Radio weggenommen hatten, aber es wäre doch wirklich absurd, wollte man das 1944 einem Patrioten zum Vorwurf machen. Dennoch sollte das geschehen: Die meisten Dorfbewohner waren der Meinung, Wijnand hätte am Abend des 10. Oktober etwas feiger und zugleich entgegenkommender sein sollen.

Bis zu jenem Abend fanden die Nachbarn ihn unheimlich nett.

Seine Frau konnte mit weniger Sympathie rechnen; sie stand im Ruf, «eine Böse» zu sein. In meiner Erinnerung ist Mevrouw Wagenmeister eher verschlossen. Den Ruf, böse zu sein, verdankte sie ihren ersten Ehejahren. Basje van der Sar war niederländisch-reformiert, als sie Wijnand Wagenmeister heiratete. Sie weigerte sich, der erneuerten Kirche beizu-

treten, wie es der erneuerte Pfarrer bei jeder Mischehe forderte. Für den jungen Pfarrer J. J. Kloosterziel gab es keinen Unterschied zwischen Reformierten und Heiden; nach dem Krieg wurde er nachgiebiger. Basje Wagenmeester-van der Sar gab sich nicht so leicht geschlagen, was ihr den lebenslänglichen Ruf eintrug, schwierig und querköpfig zu sein. Erst nach der Geburt ihrer jüngsten Tochter trat sie mit ihren fünf reformiert getauften Kindern der erneuerten Kirche bei.

Sie bekam zwei weitere Kinder. Die Familie zählte bei Kriegsausbruch vier Mädchen – Aaf, Bertie, Carla, Hillie – und drei Jungen – Tijmen, Wim und Mees. Der älteste Junge arbeitete im Schöpfwerk und sollte die Nachfolge seines Vaters als Maschinist antreten. Nach seinem achtzehnten Geburtstag entzog sich Tijmen wiederholt dem Arbeitseinsatz, für den er eigentlich nach Deutschland hätte gehen sollen, doch die deutschen Militärs im Dorf begriffen rasch, dass man ein reibungslos funktionierendes Schöpfwerk benötigte, um im südholländischen Polderland trockene Füße zu behalten. Wijnand und Tijn arbeiteten im Wechselschichtdienst, wie Maschinisten auf Schiffen. Tijn blieb vom Arbeitseinsatz verschont.

Ende 1941 wurde die Lage dann aber doch zu brenzlich für ihn. Sein Onkel Han hatte gute Kontakte zu den Deutschen. Tijn begann in der Opel-Werkstatt seines Onkels zu arbeiten und erhielt den dafür erforderlichen speziellen Ausweis. Bootsmann Loos hasste ihn deshalb nicht weniger: Tijn war einer der Steinewerfer am Rijdsdijk.

Ein Automechaniker, der von 1941 bis 1944 mit Tijn zusammenarbeitete, erzählte mir, dieser habe ein Problem gehabt. Bis 1943 warteten sie in der Opel-Werkstatt Pkws, Firmenwagen und Militärfahrzeuge. Dann erliess der Besatzer die Verordnung, wonach sie nur noch deutsche Militärfahrzeuge reparieren durften. Das wurmte Tijn. Er wurde querköpfig, aufsässig, leichtsinnig. Den ganzen Tag lang schimpfte er in der Werkstatt auf die Moffen. Fahrer sprach er mit «Na, du Nazi» an. Aber

er kündigte nicht. Er hatte sich verlobt, wollte bald heiraten. Tijn wollte nicht riskieren, ins Gefängnis zu kommen oder nach Deutschland geschickt zu werden. Gleichzeitig fand er sich deswegen feige.

Den Entschluss, sich einer Widerstandsgruppe anzuschliessen, schob er immer wieder vor sich her. Er besass aber bereits eine Pistole, die er in der Werkstatt seines Vaters regelmässig auseinandernahm und reinigte.

Soldat Willems klingelte zu guter Letzt bei Wagenmeister, Walter Loos folgte ihm. Was passierte dann genau? Nur eine Person, die dabei war, konnte davon berichten: Wim, der Zweitälteste Sohn von Wijnand Wagenmeister.

Wim machte in den Fünfziger- und Sechzigerjahren Karriere bei der KLM. Er repräsentierte die Luftfahrtgesellschaft in Tunesien und an vielen anderen Orten der Erde. Wim lebt noch, wohnt in Amstelveen, doch über eines wollte er nie mehr sprechen: Het Sluisje.

Im Lichte der späteren Ereignisse ist das verständlich. Den Wagenmeesters wurde irgendwann alle Schuld in die Schuhe geschoben, für Wim eine unerträgliche Verkehrung der Dinge.

Jahrzehntelang enthielt er sich jeden Kommentars und verwies auf die beiden Aussagen, die er unter Eid gemacht hatte. Die erste vor drei Ermittlern des Politischen Fahndungsdienstes des Reichskriminalamts, am 24. September 1945, nachdem seine Mutter Klage gegen ihren Nachbarn Aalbert de Kooning eingereicht hatte, der in der Öffentlichkeit gerufen hatte, «Die Wagenmeesters trifft die Hauptschuld an dem, was in Het Sluisje passiert ist». Die zweite am 15. Januar 1946: Er war zu diesem Zeitpunkt siebzehn und wurde als Zeuge gehört, nachdem die Untersuchungen zu Kriegsverbrechen angelaufen waren. Die Aussagen widersprechen einander nicht, die zweite ist lediglich ausführlicher und vollständiger als die erste.

Gegen zehn Uhr am Abend des 10. Oktober kam ein deutscher Wehrmachtsangehöriger – Wim kannte seinen Namen nicht, aber es handelte sich eindeutig um Heinz Willems – zu ihrem Haus und bat seinen Vater, den elektrischen Strom abzuschalten. Der Soldat sagte nicht genau, worum es sich handelte und weshalb der Strom gesperrt werden sollte.

Ich denke, Heinz Willems hatte sich noch nicht von seinem Schreck erholt und sprach verworren. Schliesslich hatte nicht viel gefehlt, und er selbst hätte an der Leitung gehangen.

Wims Vater machte deutlich, dass er den Strom nicht einfach abschalten dürfe. Er nannte keine weiteren Einzelheiten, aber tatsächlich: Dafür war das EBR zuständig, das Elektrizitätswerk Rotterdam. Nur ein vom EBR anerkannter Elektriker durfte im Notfall eine Hochspannungsleitung kappen.

Wenige Augenblicke später kam ein anderer deutscher Soldat. Des- sen Namen kannte Wim: Bootsmann Walter Loos. In seinem Brabbelniederländisch sagte Loos zu Wims Vater: «Wenn Wijnand Wagenmeester nichts vom Strom versteht – wir verstehen etwas vom Schies- sen.» Wijnand sah daraufhin seine Söhne erstaunt an.

Als Maschinist des Schöpfwerks und als Fahrradschlosser verstand Vater Wagenmeester tatsächlich nicht sonderlich viel von Elektrizität. Im Übrigen sagte Loos noch immer nicht, was genau vor sich ging. So stand es auch in dem Bericht, den die Untergrundbewegung nach eigen- en Erkenntnissen erstellte: «Er fragte, ob Herr Wagenmeester den Strom abschalten würde, ohne jedoch zu sagen, weshalb das erforderlich war.»

Bootsmann Loos nahm Vater Wagenmeester, Tijmen und Wim mit. Wim: «Wir kamen zu der Stelle, an der offenbar etwas passiert war.» Noch immer wussten sie nicht, dass Matrose Ernst Lange sich in Todes- not befand. Wim: «Dort standen einige Soldaten um einen Soldaten herum, der am Boden lag. Er hatte ein Stromkabel in beiden Händen und war offenbar rückwärts umgefallen.»

Um Ernst standen «einige Soldaten» herum. Hat Wim richtig gese- hen? Ja, Ernst Lange sollte kurz danach von vier Soldaten weggetragen



werden. Heinz hatte also innerhalb einer Viertelstunde Gesellschaft von drei weiteren Soldaten bekommen.

Nicht Vater Wagenmeister kappte schliesslich die Leitung, sondern sein Sohn Tijmen. Wim in seiner Aussage: «Mein Bruder Tijmen benutzte dafür die Kombizange, die mit Stücken von Fahrradreifen isoliert war, und trug Gummistiefel. Ob er die Zange und die Stiefel von Anfang an mitgenommen hatte oder ob er zurückgegangen ist, um sie zu holen, weiss ich nicht mehr.»

Im letzteren Fall wäre es zu einer zusätzlichen Verzögerung gekommen, die hätte vermieden werden können, wenn Loos und Willems den Ernst der Lage sofort klagemacht hätten. Nicht ein einziges Mal schrien Loos und Willems, dass verdammt noch mal ein Kamerad von ihnen im Sterben lag. Zumindest der die Befehle erteilende Loos hätte deutlicher sein müssen. Er war aber dermassen ausser sich, dass Wagenmeister nur ganz allmählich erkannte, worum genau es eigentlich ging.

Während sein Sohn an der Leitung hantierte, schaute Vater Wagenmeister keineswegs mit verschränkten Armen zu. Er leuchtete seinem Sohn und schob derweil dem Matrosen Lange einen Jutesack in die Hände. Wim zufolge lebte Lange zu diesem Zeitpunkt noch.

Walter Loos fragte Wagenmeister, wer einen Wagen habe. Ein solcher wurde gebraucht, um Ernst Lange abzutransportieren. Die Frage war wieder vage, bei Wagen dachte Vater Wagenmeister an Pferd- und Wagen, wohingegen Loos eine Schubkarre meinte. In Het Sluisje besass nur Aalbert de Kooning einen Pferdewagen.

«Der da», sagte Wagenmeister mit einer entsprechenden Kopfbewegung.

Begleitet von zwei Soldaten, gingen Vater, Tijm und Wim Wagenmeister zu Aalbert de Koonings Bauernhof.

Das hat Aalbert de Kooning den Wagenmeesters nie verziehen; er glaubte, von ihnen verpiffen worden zu sein. Eine Woche später begann er bereits zu murren, ein Jahr später rief er, dass «die Wagenmeesters

an allem die Hauptschuld» treffe. Er sollte das noch viele Male sagen, auch unter Eid. Von Wims Zeugenaussage hat er nie Kenntnis erlangt – sie wurde in einer Sitzung unter Ausschluss der Öffentlichkeit abgelegt. Aalbert de Kooning blieb davon überzeugt, Vater Wagenmeister und seine beiden Söhne hätten Bootsmann Loos und Soldat Willems zu seinem Haus geschickt, wo die Deutschen dann seinen Sohn festnahmen.

Wim: «Beim Hof angekommen, mussten wir sofort ins Haus gehen, wo Bo Robbemonnd und Job de Kooning anwesend waren. Darüber hinaus anwesend waren Vater Aalbert de Kooning und seine Frau, während auch ein Untergetauchter aus Hoogvliet namens Klaas hätte zugegen sein müssen. Er hatte sich offenbar verkrochen.»

Nein, Klaas Pikaar war um sechs Uhr auf sein Fahrrad gestiegen, um im Haus seiner Eltern seinen einundzwanzigsten Geburtstag zu feiern. Seine Rettung – Loos hätte ihn sonst mitgenommen.

Nach ungefähr fünf Minuten mussten die Wagenmeesters auf Veranlassung der Soldaten das Haus wieder verlassen. Auch Job de Kooning und Bo Robbemonnd wurde befohlen, aufzustehen und mitzukommen. Von einem Wagen war keine Rede mehr.

Der war auch nicht mehr nötig, Ernst Lange war tot. Wie ein Sandsack wurde er weggetragen.

Von deutschen Soldaten bewacht, mussten sich Wijnand Wagenmeister, Tijmen Wagenmeister, Wim Wagenmeister, Job de Kooning und Bo Robbemonnd, die Hände im Nacken, an die Mauer der Flachsfabrik stellen. Nach etwa zehn Minuten kam ein neuer Befehl: im Gänsemarsch zum Wartehäuschen der Strassenbahn am Groene Kruisweg.

Bootsmann Loos brüllte, dass zehn Männer erschossen würden.

Das Wartehäuschen war überdacht, hatte rundum Glasscheiben und auf der Vorderseite eine Öffnung zum Bahnsteig der Haltestelle Rijdsdijk. Sie warteten, sahen einander wortlos an und hörten Schritte.

Dries Marcelis und ein weiterer Mann, der ebenfalls Job de Kooning

hiess, wurden hereingeführt. Sie waren von Walter Loos und einem anderen deutschen Soldaten aus dem Bett geholt worden.

Wim: «Als wir von der Flachsfabrik weggingen, lag der Deutsche noch auf der Erde. Während wir im Wartehäuschen standen, unter der Bewachung eines deutschen Soldaten mit Gewehr, kam ein Krankenwagen, der normalerweise neben einem Bunker am Reedijk abgestellt war und den der deutsche Soldat offenbar geholt hatte. Ein Unteroffizier, der in dem Krankenwagen sass, fragte meinen Bruder Tijm, wie er die Leitung durchgeschnitten habe, und sagte, der Soldat sei tot.»

Das stimmte nicht. Dien und Sandrien de Regt, die nach Hause gerannt und rasch ins Bett geschlüpft waren, hörten um halb elf (laut Dien) oder um elf (laut Sandrien) lamentierende Laute von Soldaten, die den Deich entlanggingen. Als sie aus dem Dachfenster schauten, sahen sie, dass Ernst weggetragen wurde.

Wim irrte sich in der Zeit. Sie mussten stundenlang in dem Wartehäuschen ausharren. Der Krankenwagen kam erst nach Mitternacht und holte dann in der Tat den Leichnam von Ernst Lange bei Jabaaïj ab.

Wiederum merkwürdig, dass Loos so spät auf die Idee kam, den am Reedijk stationierten Rettungswagen anzufordern. Es kann sein, dass er gar nicht wusste, dass dort ein Wagen stand, und dass er davon erst um elf Uhr, in einem Telefongespräch mit seinem Vorgesetzten Oberleutnant Karl Schmitz, erfuhr.

Sieben Männer in dem Wartehäuschen. Die meisten noch jung. Tijmen Wagenmeister: 21 Jahre. Sein Bruder Wim: 16 Jahre. Bo Robbemond: 22 Jahre. Job de Kooning Azn – Sohn von Aalbert de Kooning: 21 Jahre. Job de Kooning Dzn – Sohn von Dimmen de Kooning: 29 Jahre. Dries Marcelis: 31 Jahre. Vater Wagenmeister war mit seinen 45 Jahren der Älteste. Trotzdem ein starker Mann, das reinste Muskelpaket.

Sieben stehende Männer, bewacht von einem einzigen Soldaten.

Warum haben sie sich nicht gewehrt? Warum haben sie den Soldaten nicht zu Boden geschlagen?

Vielleicht waren ihnen klar, dass sie mit einer unbesonnenen Tat noch viel mehr Leben gefährden würden. Oder waren sie nicht kaltblütig genug?

Sie hatten Angst vor Bootsmann Loos, dem ein Blutbad zuzutrauen war. Der wichtigste Grund jedoch, weshalb sie Ruhe bewahrten, lag in einer Fehleinschätzung. Einer der Überlebenden sagte später: «Im Wartehäuschen glaubten wir noch, wir würden mit einem blauen Auge davonkommen.»

Das änderte sich, als um zwei Uhr nachts ein Lastwagen vorfuhr.

Auf einmal viele Uniformierte. Schreie, Püffe. «Nach vorne, los!» Auf die Pritsche. «Nach vorne in den Eimer!» Vorwärts marsch, hinlegen, Gesicht zum Boden.

Der Lastwagen fuhr los.

Erst nach mehreren Kilometern brachte einer der Männer den Mut auf, den Kopf etwas zu heben und über die Klappe der Ladefläche zu spähen. «Hoogvliet», sagte Dries Marcelis fast tonlos, aber doch so deutlich, dass die anderen es hörten.

Sie näherten sich Hoogvliet.

In der Volksschule, die als Ortskommandantur diente, mussten sie ihre Besitztümer abgeben. Die sieben Männer wurden in den Keller gesteckt: den Kohlenkeller des ehemaligen Wohnhauses des Rektors. Direkt über ihnen residierte der Ortskommandant.

Weshalb der Bootsmann Dries Marcelis und Job de Kooning Dzn um halb elf Uhr abends brüllend und schimpfend aus dem Bett warf, bleibt ein Rätsel. Walter Loos muss wirklich nicht mehr gewusst haben, was er tat.

Die Wagenmeesters hatten zumindest noch etwas mit dem Geschehen zu tun: Nach dem Empfinden von Loos waren sie bewusst langsam in Aktion getreten. Job de Kooning Azn konnte der Bootsmann auf den Tod nicht ausstehen, ebenso die Robbemond-Jungs: Sie waren die Stei-

newerfer, auf die er mit scharfer Munition geschossen hatte. Bei Dries Marcelis war es reine Willkür. Es hätte genauso gut sein Nachbar zur Linken sein können oder der Nachbar zur Rechten. Zufällig traf es ihn.

Mit Frau und zwei Kindern wohnte Dries Marcelis erst seit Kurzem in Het Sluisje. Im Januar 1944 war er zusammen mit zweihundert anderen Dorfbewohnern aus Zuidland nach Rhoon evakuiert worden, nachdem die Deutschen die Polder ausserhalb des Ringdeichs von Zuidland unter Wasser gesetzt hatten. Dries hatte Erfahrung mit der Flachsbearbeitung, sein Schwiegervater war Direktor und Teilhaber der Flachsfabrik van Steggelen in Zuidland. Infolge der Überflutung musste die Fabrik schliessen. Der Betrieb wurde in der Flachsfabrik im Rhooner Ortsteil Het Sluisje fortgesetzt. Es war naheliegend, dass Dries dort weiterarbeitete. Auch die Schwiegerfamilie van Steggelen siedelte nach Rhoon um und bezog das Dachgeschoss eines Grossbauern. Dries Marcelis kam im Fährhaus in Het Sluisje unter.

Sein Pech war, dass er mit seiner Familie auf der Vorderseite des Fährhauses wohnte. So wurde er für Loos zur leichten Beute. Der Bootsmann trat die Tür des Fährhauses auf (eine Stunde nachdem er dort bei Osseweijer geklingelt hatte), stürmte hinein, riss den Alkoven auf und stiess Dries aus dem Bett.

Dries hatte organisatorische Aufgaben in der Flachsfabrik. Er musste die Bestellungen für die Fabrik in Zuidland und für die Fabrik in Rhoon aufeinander abstimmen. Seit so viele Äcker überflutet worden waren, war es noch viel schwieriger geworden, genügend Rohstoff zu bekommen. Im Sommer 1944 bezog Dries einen Teil des Flachses sogar vom Wieringermeerpolder. Er sass tagelang über seinen Zahlen: Die Direktion hatte beschlossen, die Buchhaltung der Rhooner und der Zuidlander Fabrik getrennt zu halten.

Dries Marcelis war kurz nach neun ins Bett gegangen, da der Wecker am nächsten Morgen wieder um sechs klingeln würde. Ein weiterer Grund für das frühe Zubettgehen war, dass er und seine Frau Alie nur im Alkoven für sich waren. Das Fährhaus war überfüllt. Wohnzimmer

und Küche mussten die vier Mitglieder der Familie Marcelis mit der Familie Osseweijer teilen, ebenso das fliessende Wasser. Nur wenn Dries die Türen des Alkovens zuzog, war er allein mit Alie.

Dort lagen sie und redeten oft noch lange im Flüsterton miteinander oder lachten unterdrückt. Sie verstanden sich gut. Auf andere machte Dries mit seinem ausweichenden Blick und der kurzen, gedrungenen Gestalt einen verschlossenen Eindruck. Bei Alie war er offen und heiter. Er hatte Humor. Alie strich ihm gern durchs Haar, wenn sie da lagen und redeten – beide auf der Seite, auf den Ellbogen gestützt. Er hatte nach hinten gewelltes Haar. Immer wieder von Neuem wunderte sich Alie, wie weich und zugleich kräftig es sich anfühlte, wie aufgedröseltes Tauwerk. «Ja», grinste er, «wie Flachs.» Alie war grösser als er. Das machte ihm nichts aus. «Ich schau gern zu dir auf», sagte er, wenn sie eine Bemerkung dazu machte.

In den Protokollen stand später hinter Dries' vollem Namen – Johannes Diederik Marcelis – die Berufsbezeichnung Fabrikarbeiter. Dries arbeitete tatsächlich in der Flachsfabrik, allerdings in der Verwaltung. In Rhoon hatte er auch eine Gärtnerei gepachtet, in der er viele Stunden am Tag zubrachte. Er war sich unschlüssig, was er nach dem Krieg tun sollte, wenn er mit Alie und seinen kleinen Söhnen nach Zuidland zurückgekehrt war: mit einer eigenen Gärtnerei beginnen oder Vorarbeiter in der Flachsfabrik seines Schwiegervaters werden. Flachs war in Zuidland von noch grösserer Bedeutung als in Rhoon, es gab drei Fabriken im Dorf, von denen die älteste, die von van Steggelen, bereits Mitte des siebzehnten Jahrhunderts errichtet worden war. Alie hatte sechs Brüder, einige von ihnen würden sicherlich gern in der väterlichen Fabrik arbeiten.

Dries und Alie wollten sich gerade zum Schlafen ausstrecken, als sie ein durchdringendes Schreien hörten.

«So», sagte Dries zu Alie, «wieder ein Mof weniger.»

«Ach, der hat doch auch eine Seele», sagte Alie.

«Dann aber eine schwarze», brummelte Dries.

Eine Stunde später riss Loos die kleinen Alkoventüren auf und erlaubte Dries gerade noch, sich anzuziehen.

«Aber schnell, Mensch. Schnell, schnell.»

Dries schoss in seine Kleider, stieg in die Holzpantinen und steckte seine Brieftasche ein. Darin befanden sich neun Hundertguldenscheine. Dries befürchtete das Schlimmste während seiner Festnahme, dass Loos dermassen tobte, fasste er zu Recht als Alarmzeichen auf. Aber, muss er gedacht haben, mit neunhundert Gulden in der Tasche ziehe ich mich schon aus der Affäre.

«So, wieder ein Mof weniger.»

«Ach, der hat doch auch eine Seele.»

«Dann aber eine schwarze.»

Ich denke mir das nicht aus.

Mit Alie habe ich dreimal gesprochen, im Frühjahr 2006. Da war sie neunundachtzig. Jedes Mal gab sie den Dialog wörtlich so wieder.

«Das wissen Sie aber noch gut.»

«Wundert dich das? Das waren die letzten Worte, die Dries und ich zueinander sagten.»

Im Falle von Dries Marcelis handelte es sich um Willkür, bei Job de Kooning Dzn wird ein Irrtum vorgelegen haben. Loos dachte: Prima, wieder ein de Kooning. Aber wenn er unbedingt einen de Kooning hätte haben wollen, dann hätte er Darius festnehmen müssen, den ältesten Bruder von Job de Kooning Azn. Darius hielt sich oft in Gesellschaft der Steinerwerfer auf, und obwohl er sich selbst kaum traute, machte es ihm Spass zuzuschauen, wie die Freunde seines Bruders die Mofen trietzten.

Job lebte noch bei seinem Vater Aalbert im Bauernhof, Darius, bereits verheiratet, wohnte ein Stück weiter am Deich, aber er arbeitete im väterlichen Betrieb und war oft auf dem Hof.

An jenem Mittwochabend sassen sie laut der späteren Aussage von

Vater Aalbert beim Kartenspiel. Job und Darius hatten Gesellschaft von Bo Robbemonde erhalten, der am Ende des Rijsdijk wohnte und in einer Gärtnerei arbeitete. Es war lange nach der Sperrstunde, und Bo musste sicherlich einen Kilometer zu Fuss zurücklegen, um nach Hause zu kommen. Aber er ging das Risiko häufiger ein und nahm dann den Weg über die Felder, nicht über den Deich. Aalbert spielte nie Karten, das erlaubte seine Frau nicht. Wie sie war auch Aalbert bereits ins Bett gegangen.

Als Bootsmann Loos und Soldat Willems mit den Wagenmeesters ins Haus traten, war Darius nicht da. Ich vermute, er hielt Ausschau und machte, dass er wegging, als er sah, wie Loos den Hof seines Vaters betrat. Es ist aber auch möglich, dass er bereits nach Hause gegangen war und längst schlief.

Es gab noch einen dritten Bruder de Kooning, der einen ebenso biblischen Namen trug wie Job und Darius: Amos. Er hatte sich zu Verwandten in Maarssen abgesetzt. Ihm war der Boden in Het Sluisje zu heiss unter den Füßen geworden, Bootsmann Loos hatte die De-Kooning-Söhne auf dem Kieker und konnte ihn jeden Moment festnehmen. Auch Amos de Kooning hätte eigentlich zum Arbeitseinsatz gemusst; er musste sich verstecken, um nicht als Zwangsarbeiter nach Deutschland geschickt zu werden.

In Het Sluisje galt Amos als Trottel. Auch sein Bruder Job genoss kein grosses Ansehen; beide Brüder waren nach den Worten eines Nachbarn «öde Arschlöcher». Von den beiden war Job der unternehmungslustigere. Im Dorf hatte er den Spitznamen «Der Kommandant von Het Sluisje».

Job besass Bravour. Er konnte gut Billard spielen, was er sonntags zusammen mit Bo Robbemonde und ein paar anderen Kneipenbrüdern im Billardcafé De Tol von Wieger Mantz tat. Seine Schnäpse verdiente Job sich ausschliesslich mit dem Queue – wer als Letzter am Billardtisch stand, musste die anderen Spieler freihalten. In den meisten Fällen brauchte Job lediglich den «Aufwärmer» selbst zu zahlen: vierzehn Cent für den ersten jungen Genever.



Genauso geschickt war Job bei einem Glücksspiel mit Korken. Auch dabei gewann er meist. Immer zu gewinnen macht einen unausstehlich. Wieger Mantz hätte Job auf den Mond schiessen können: Wenn er im Lokal war, blieben die anderen Stammgäste weg. Job ging immer häufiger ins Wirtshaus van Straaten am Groene Kruisweg/Ecke Charloisse Lagedijk.

Niemand hat Job und Amos je mit einem Mädchen gesehen. Vielleicht waren die Jungen – nun ja, Jungen, der ältere war schon über zwanzig – ja heimlich in Dien und Sandrien de Regt verliebt. Heimliche Verliebtheit kann ein explosiver Cocktail sein. Nach Aussagen der Nachbarn sah man, wie sie den Schwestern de Regt verstohlen nachschauten, nur anzusprechen trauten sie sich nicht. Sie riefen ihnen zwar «Moffenhure» nach, doch wenn Dien Job dann direkt ansah, bekam er einen knallroten Kopf.

Der älteste De-Kooning-Sohn war auch nicht gerade clever im Umgang mit Mädchen. Darius de Kooning und Bets de Rooy mussten heiraten. Bets merkte angeblich erst, dass sie schwanger war, als die Wehen einsetzten. In den neun Monaten davor war auch Darius nichts Besonderes aufgefallen.

Nur die beiden Töchter der de Koonings benahmen sich wie normale Rhooner Mädchen: Sie hatten einen Freund, verlobten sich und heirateten.

«Prima», muss Bootsmann Loos gedacht haben, als er, kurz nachdem er Dries Marcelis festgenommen hatte, in das nächste Haus ging und Job de Kooning Dzn verhaftete. «Noch ein de Kooning.»

In der Tat, wieder ein de Kooning. Aber es muss ihm doch eigentlich sofort aufgefallen sein, dass dieser de Kooning völlig andere Augen hatte als der Mistkerl, der ihn immer trietzte. Normale Augen. Der andere de Kooning hatte verschiedenfarbige Augen, ein blaues und ein braunes.

Nein, diesen subtilen Unterschied sah Loos nicht. Wahrscheinlich dachte er: «Den hätten wir. Noch ein de Kooning.»

Eine alte Rhooner Familie. In den Annalen taucht der erste de Koon-

ing im Jahr 1620 auf. Bekannt, geschätzt, eine Strasse im Dorf heisst Jacob de Kooningstraat. Für diese Geschichte ist nur von Bedeutung, dass es zwei Zweige gibt: de Kooning Aalbertzoon (Azn) und de Kooning Dimmenzoon (Dzn).

Der erste Zweig war der reiche, der zweite der verarmte. Von aussen sah man das allerdings nicht. Die Angehörigen des reichen Zweiges waren waschechte Bauern: Aalbert behielt immer die Mütze auf, auch wenn er daheim bei Tisch sass. Wohingegen die Angehörigen des verarmten Zweigs zuvorkommend und höflich mit den anderen Dorfbewohnern umgingen.

Die Grossbauern des Dorfes blickten auf Aalbert de Kooning herab, nannten ihn einen Schacherer. Aalbert besass guten Lehmboden und ein paar wertlose Heideflächen, die er günstig hatte verkaufen können, als sich herausstellte, dass sie im Bereich des Flugplatzes Waalhaven lagen. Er hatte zwei Schweine, sechs Kühe, ein paar Schafe und Hühner. Kurz vor dem Krieg machte er dreissigtausend Gulden Verlust, was ihn aber nicht lange um den Schlaf brachte. Man musste in jenen Krisenjahren schon viel Geld besitzen, um dreissigtausend Gulden verlieren zu können: Ein Landarbeiter verdiente tausend Gulden im Jahr. Das meiste Geld machte Aalbert während des Krieges, durch Schwarzhandel mit Fleisch und Gemüse.

Dimmen, der Vater des anderen Job de Kooning, war ein Bruder von Aalbert. Er verdingte sich als Knecht bei einem Bauern. Das ist natürlich hart, wenn der eigene Bruder einen Bauernhof besitzt und mit Geld nur so um sich werfen kann. Das Verhältnis zwischen Dimmen und Aalbert war nicht gut. Zwischen ihren Nachkommen sollte es sich weiter verschlechtern: Die hätten sich gegenseitig in der Luft zerreißen können.

Auch Job, der Sohn von Dimmen, arbeitete bei einem Bauern. Er heiratete Bep van der Stoep aus Heijplaat und wurde Vater von zwei Söhnen. Seine Konfession: reformiert. Viel mehr ist nicht von ihm bekannt. Ob er ein entschiedener Gegner der Deutschen war oder sich auf die sichere Seite schlug, kann niemand mehr sagen.

Er war bescheiden, fast schüchtern. Eine beeindruckende Erscheinung auf den beiden Fotos, die von ihm erhalten sind: intensiver Blick, volle Lippen, kräftige Nase, ein Wust nach hinten gekämmter Haare, im Nacken und über den Ohren hochgeschoren. Ein modernes Gesicht, man erkennt darin die Vorboten der Mode der späten Vierziger- und der frühen Fünfzigerjahre. Diese Zukunft sollte er nicht mehr erleben: Er arbeitete während des gesamten Krieges auf dem Feld und befand sich am Abend des 10. Oktober 1944 am falschen Ort, obwohl dieser Ort einfach das Bett war, in dem er seit seiner Hochzeit jede Nacht geschlafen hatte.

Der Job vom Dimmen nannte man ihn im Dorf. Oder Job der Echte, weil er wie der biblische Hiob arm war, aus seinem Unglück jedoch Weisheit bezog.

Als er festgenommen und weggebracht wurde, griff seine Frau Bep zu der Bibel, die sie bei der Hochzeit in der Kirche bekommen hatte, und unterstrich Römer 8, Vers 36 und 37.

Bep muss eine ebenso gute Menschen- wie Bibelkenntnis gehabt haben. Vers 36 lautet: «Wir sind geachtet wie Schlachtschafe.» Und genauso wurde der Job vom Dimmen tatsächlich weggeführt: wie ein Schaf zum Schlachter.

Bo Robbmond lief während des Krieges mit einer orangefarbenen Schleife am Oberarm durch Rotterdam. Frecher Blick. Eigensinnig abstehende Ohren. Er hatte das Gesicht eines Lausebengels, obwohl er 1944 dreiundzwanzig geworden war.

Sein ein Jahr älterer Bruder Mart war besonnener. Mit seiner hohen Stirn, den fast zusammengewachsenen Augenbrauen und den tief liegenden Augen sah er auch ein ganzes Stück barscher aus. Mart arbeitete zusammen mit rauen Kerlen in der Flachsfabrik. Mit seinem bösen Blick hielt er sie auf Abstand. Er war einzelgängerischer als sein Bruder Bo. Samstags oder sonntags ging er in ein und dasselbe Lichtspieltheater, das Harmonie in der Gaesbeekstraat in Rotterdam-Zuid, ein ebenso schmutziges wie kuscheliges, gemütliches Kino in einem Arbeitervier-

tel; der Portier, Dicke Arie, nahm es nicht so genau mit dem Alter, wenn man ihm ein dickes Trinkgeld in die Hand drückte. 1938 hatte Mart Robbmond dort *Robin Hood* gesehen, mit Errol Flynn in der Titelrolle, und seitdem gab er jeden gesparten Cent fürs Kino aus.

Samstagvormittags begann die Vorstellung mit einem Auftritt von Jessie and the Flaming Stars, sonntagsmorgens mit Lou Bandy. Es folgte die Wochenschau, die während des Krieges die «Erfolge» der Deutschen zeigte. Das Publikum ging dann mit viel Spektakel auf die Toilette, liess die Türen offen und begleitete das Vorrücken auf dem Schlachtfeld mit Rülpsern und Furzen. Auf Anordnung der Deutschen durfte von 1942 an während der Wochenschau niemand mehr den Platz verlassen. Sobald Hitler auf der Leinwand erschien, wurden alle im Saal blitzartig von einer Erkältung heimgesucht.

Errol Flynn sah Mart nun nicht mehr, er musste sich mit Filmen begnügen wie *Ein weisser Traum* mit Wolf Albach-Retty in der Hauptrolle und *Die goldene Stadt* von Veit Harlan, der grösste Kassenschlager während des Krieges. In diesem Film *taten* sie es, und der Portier des Harmonie ging mit einer Taschenlampe die Reihen entlang, um zu kontrollieren, ob das Liebesgefummel auf der Leinwand auch keine Nachahmer im Kinosaal fand.

Für Mart und Bo war der Krieg ein Abenteuer. Im Sommer 1944 wurden beide festgenommen, weil sie sich als deutsche Soldaten ausgegeben hatten. Sie hatten gehört, dass auf dem Hof von Wies Dekker ein Schwein geschlachtet werden sollte, das für die Deutschen bestimmt war. Mart und Bo sowie zwei weitere junge Männer aus Het Sluisje zogen sich Uniformen an, die sie den Deutschen gestohlen hatten, und forderten die Herausgabe des Schweins. Als das aufflog, wurden sie festgenommen und mussten eine Nacht in der Ortskommandantur in Hoogvliet verbringen, im Kohlenkeller unter dem Haus des Schulrektors. Bo kannte diesen Keller also bereits, als er in der Nacht vom 10. auf den 11. Oktober darin eingesperrt wurde.

Beide Brüder erwogen, sich der Untergrundbewegung anzuschlies-

sen. Vielleicht hatten sie das aber auch schon getan, mit Zustimmung ihres Vaters Bas Robbemonnd, dessen Abneigung gegen die Deutschen ihre Wurzeln in der Zeit lange vor dem Krieg hatte. Er hielt sie für Streber der schlimmsten Art. Wenn in die Käserei Betz and Jay in Delfshaven, wo er arbeitete, deutsche Einkäufer kamen, machte er einen kleinen Spaziergang. Bei Betz and Jay schmolz man alten Käse zu Edamern, und auf diesen runden Laib mit der roten Rinde waren gerade die Deutschen so erpicht. Allerdings war immer irgendetwas mit dieser Rinde: zu dünn, zu dick, zu dunkel oder zu wenig rot.

Bas Robbemonnd, ein Inselbewohner aus dem Hoekse Waard, geboren und aufgewachsen in Oud-Beijerland und seit 1925 wohnhaft in Rhoon, hasste die Deutschen noch mehr, seit sein Sohn Cor 1943 zum Arbeitsersatz nach Deutschland geschickt worden war. Er explodierte, wenn er deutsche Soldaten mit Mädchen aus dem Dorf den Rijdsdijk entlanggehen sah. Klaas Pikaar: «Bas Robbemonnd und Dirkje Veth-de Ruyter waren sich spinnefeind.» Für Dirkje de Ruyter, Gertie Blekemolen-Wiessner, Dien und Sandrien de Regt hatte er nur Verachtung übrig.

Diese Missbilligung übertrug er auf seine Söhne. Daher wunderte es Vater Robbemonnd auch kaum, dass «das rote Feldwebelchen» seinen Sohn Bo am Abend des 10. Oktober verhaftete. Seine erste Reaktion lautete: «Das ist seine Rache.»

Sieben Männer im Dunkel des Kohlenkellers. Eines nur einen Meter hohen Kellers.

Sitzen, Hocken, Liegen, etwas anderes war nicht möglich, auch einander sehen konnten sie nicht. Beim Betreten der Schule hatten sie ihre Besitztümer abliefern müssen, Portemonnaie, Schlüssel, Feuerzeug.

Es war feuchtkalt im Keller. Zwei Männer hatten nicht einmal Zeit gehabt, sich einen Mantel zu schnappen. Ihre Hemden waren zu dünn für die Nacht.

Keine Matratze, kein fließendes Wasser, keine Toilette.

Mitten in der Nacht sagte eine Stimme: «Ich muss scheissen.»

Nicht einmal der Junge – Wim – musste darüber lachen. Es klang bang, todbang.

«Warte», sagte eine andere Stimme. «Hier, mein Stiefel, mach da rein.»

Schlurfen. Ein pressendes Ächzen.

Dann wieder die Stille, wie ein dumpfer Schlag an die Schläfen.

So steht es zumindest in der Zeugenaussage des einzigen Erwachsenen, der überlebt hat.

## FÜNF

Oberleutnant Karl Schmitz ging an jenem Abend früh ins Bett. Wie gewöhnlich hatte er gut gegessen. Essen war wichtig für Schmitz, so wichtig, dass er seine Versetzung von Slikkerveer nach Hoogvliet erst akzeptiert hatte, nachdem man ihm schriftlich zugesagt hatte, dass er seine Haushälterin – er selbst sagte: sein Küchenmädchen – mitnehmen dürfe.

Kochen konnten sie ja nicht in den Niederlanden; abscheulich, was man da auf den Teller bekam. Er hatte bestimmt drei Küchenmädchen verschlissen, bevor Maria zu ihm kam. Sie schien zumindest den Unterschied zwischen durchgebraten und angebraten zu kennen. Er hatte ihr zehn Gulden mehr Lohn versprochen, wenn sie ein paar deutsche Gerichte lerne. Das hatte sie getan. Seitdem freute er sich auf das Abendessen wie ein Hund auf seinen Knochen.

Ansonsten empfand er nichts für Maria. Obwohl sie ein dralles Mädels von vierundzwanzig Jahren war, hatte er keine nähere Beziehung zu ihr. Für Sex nahm er Mädchen aus der Nachbarschaft. Denen gab er Wein und Schnaps zu trinken, und dann brauchte er kaum noch zu drängen. Für diesen allwöchentlichen Zeitvertreib wählte er den Tag, an dem Maria freihatte und bei ihrer Familie in Rotterdam war. Manchmal fand er sie genauso streng wie seine eigene Frau.

Ein Jahr nach dem Krieg hatte Schmitz Marias Nachnamen bereits vergessen. Als die Justiz sie drei Jahre später endlich ausfindig gemacht hatte, stellte sich heraus, dass ihr Name Maria Antonia de With lautete. Sie war bis zum Ende des Krieges bei Schmitz geblieben.

Natürlich erinnerte er sich noch bestens an ihren Namen. Fünfzig Wochen lang hatte er ihren Lohnzettel ausgefüllt, fünfzig Wochen lang die an Mej. M. A. de With gerichteten Briefe und Karten aus seiner eigenen Post gefischt und ihr gegeben. Sein und ihr Leben waren auf merkwürdige Weise verknüpft. Karl Schmitz' Gedächtnisverlust entsprang einer bestimmten Angst: Nach dem Krieg wollte er verhindern, dass sie aufgespürt wurde. Sie wusste zu viel über ihn.

Maria servierte das Abendessen pünktlich um halb sieben. Schmitz versuchte, die Mahlzeit bis halb acht oder acht in die Länge zu ziehen, indem er sein Bier zum Essen ganz langsam trank, Schlückchen für Schlückchen. Wenn er das nicht tat, wurde ihm der Abend unerträglich lang.

An jenem Mittwochabend hatte Maria Schweinebratwurst, Kartoffelbrei und Sauerkohl für ihn zubereitet und zum Nachtschisch eine Buttermilchspeise. Letzteres war zwar ein holländisches Gericht, doch wo Milchprodukte im Spiel waren, konnte in diesem Land der Kühe bei der Zubereitung wenig schiefgehen.

Zum Essen hatte er drei Flaschen Bier getrunken, eine Flasche mehr als gewöhnlich. Das hätte er besser nicht tun sollen. Bier machte Schmitz nicht betrunken, aber wenn er mehr als einen Liter intus hatte, floss die Energie aus seinem Körper wie Urin aus der Blase. Ein müder Schmitz war nur ein Schatten des Schmitz, der morgens am Schreibtisch sass. Ein müder Schmitz handelte schnell unangemessen.

Genever hatte er an jenem Abend nicht getrunken. Ganz entgegen seiner Gewohnheit, wie Maria de With während ihrer Vernehmung berichtete. Mit Genever, Korn oder Weinbrand verhielt es sich anders als mit



Bier: Schmitz konnte Spirituosen überhaupt nicht vertragen und wurde furchtbar betrunken. Und ein betrunkenener Schmitz verwandelte sich laut Maria im Handumdrehen in einen Rohling.

Neben seinem Stuhl, genau unter seiner rechten Hand, sass auch an jenem Abend sein kleiner Hund. Ein kleiner weisser Hund mit einem dunkelgrauen linken Ohr. Welche Farbe das rechte Ohr hatte, kann ich nur raten: Auf dem vor mir liegenden Foto dreht der Hund den Kopf nach rechts, sodass nur sein linkes Ohr zu sehen ist. Ein sehr gepflegtes Tier mit Halsband. Es sass bei jeder Mahlzeit neben seinem Herrchen.

Schmitz legte Messer und Gabel auf den Teller, wischte sich mit der Serviette den Mund, räusperte sich. Noch bevor der Hund seinen Namen hörte, sprang er auf und schnappte nach dem Wurststück, das der Oberleutnant aus der Hand fallen liess.

Schmitz waren seine sechszwanzig Jahre anzusehen, von denen er sieben beim Militär verbracht hatte. Er war untersetzt, korpulent, aufgeschwemmt. Das einzig Gewinnende an ihm war sein Hund, ein Drahthaarterrier, der geradewegs aus *Kuifje* entsprungen zu sein schien. Ein kluges Tier mit einer fröhlichen Schnauze, ein Milou, ein Bobbie. Oder eben ein Struppi, wie der Hund in der deutschen Fassung von Herges Comicserie heisst.

Auf dem einzigen Foto in seiner Gerichtsakte sitzt Struppi vor den Füßen des Oberleutnants. Das weisse Fell hebt sich grell von dem langen, dunklen Uniformmantel ab. Das Foto wurde vor dem Eingang der Volksschule in Hoogvliet aufgenommen, dem Gebäude, in dem Schmitz Einheit einquartiert war. Ich nehme an, dass der kleine Hund ihn ständig begleitete. Nur nicht am folgenden Tag, dem 11. Oktober, in Rhoon.

Schmitz' Kriegserfahrung erstreckte sich auf den Ersten und den Zweiten Weltkrieg. Am 16. August 1916, dem Tag nach seinem achtzehnten Geburtstag, war er eingezogen worden. Als Infanteriesoldat hatte man ihn zunächst in die Schützengräben nach Frankreich geschickt und später nach Russland. Krieg war überall eine schreckliche Sache, doch

wenn man 1917 und 1918 in Russland kämpfen musste, dann musste man tief durch den Dreck. All das Üble, das wie eine Choleraepidemie auf die Oktoberrevolution folgte, versuchte er zu verdrängen.

In der Kneipe in Hoogvliet erzählte Schmitz, wenn er angetrunken war, trotzdem immer wieder eine Geschichte, die der Wirt allmählich auswendig kannte, eine Geschichte aus Russland. Schmitz stammte aus einfachen Kreisen. Eines Tages streifte er auf dem Schlachtfeld umher und erblickte einen sterbenden Offizier. Er kniete sich zu ihm und fragte: «Wie heissen Sie?» Mit seinem letzten Atemzug sagte der Mann: «Karl Schmitz.» Als er tot war, hatte Schmitz sich die Uniform des Offiziers angezogen und dessen Erkennungsmarke um den Hals gehängt. Seitdem ging er als Offizier Karl Schmitz durchs Leben.

Eine starke Geschichte, finde ich. Die richtige Geschichte für einen winterkalten Abend in der einzigen Kneipe von Hoogvliet, einem Dorf, das damals sehr viel kleiner war als Rhoon.

Im Januar 1919 war Schmitz nach Deutschland zurückgekehrt. Zwischen den beiden Kriegen hatte er sechs Jahre lang als Arbeiter in einer Weberei gearbeitet und fünfzehn Jahre als Verwaltungsangestellter der Gemeinde Rheydt, seinem in Nordrhein-Westfalen gelegenen Geburtsort. Eine Stadt in unmittelbarer Nähe von Mönchengladbach, die in den Jahren, in denen er dort arbeitete, explosionsartig wuchs. Rheydt war auch der Geburtsort von Joseph Goebbels. Der Altersunterschied zwischen den beiden betrug nur ein Jahr. Ein grösserer Unterschied bestand darin, dass Goebbels zu Beginn des Ersten Weltkriegs wegen eines missgebildeten Fusses für wehruntauglich erklärt worden war. Deshalb konnte er so mitreissend zum *totalen Krieg* aufrufen: Er hatte keine Ahnung, wie schmutzig Kriege sind.

1937 war Karl Schmitz Mitglied der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei geworden. Aus freien Stücken, sagte er später, und vor allem, um im Musikkorps der Sturmabteilung der Partei mitblasen zu können. Welches Instrument er in der SA-Musikkapelle seiner Ge-

burtsstadt so gern spielte, habe ich nicht herausfinden können. Genauso wenig ob er, wie fast alle SA-Leute in Rheydt, in der Kristallnacht die Geschäfte von Juden kurz und klein schlug und deren Besitzer misshandelte. Mit grosser Wahrscheinlichkeit war er in jener Nacht des Jahres 1938 dabei, doch über seine politische Überzeugung und seine Beziehung zur Nazi-Partei sprach er nach dem Krieg so wenig wie möglich, und seine niederländischen Vernehmer interessierte es nicht. Sie versäumten es auch, ihn eine Melodie auf der Tuba oder der Klarinette spielen zu lassen, denn dann hätten sie wahrscheinlich bemerkt, dass das Musikkorps lediglich ein Vorwand war. Schmitz hatte sich bewusst für den Nationalsozialismus und die SA entschieden.

1939 wurde Schmitz erneut eingezogen. Bis 1940 war er bei der Infanterie, danach wurde er als Feldwebel zur Marine versetzt. 1941 erfolgte seine Beförderung zum Leutnant, sechs Monate danach zum Oberleutnant, was für einen Mann wie Schmitz natürlich noch wesentlich besser klang. Oberleutnant war bei der Marine übrigens ein höherer Rang als beim Heer.

Seine Standorte waren Wilhelmshaven, Husum, Münster. In Münster blieb er bis zum August 1943. Eine schöne Stadt, nicht allzu weit von Rheydt entfernt. Er konnte seine Frau, seinen Sohn und seine Tochter alle fünf Tage besuchen. Zugleich war es eine sorgenvolle Zeit: Bei seiner Frau waren die ersten Symptome einer unheilbaren Krankheit aufgetreten. Anfänglich hatte er sich gegen eine Versetzung wehren wollen, doch etwas später dachte er: Je weiter ich von ihr entfernt bin, umso besser ist es für sie, dann wird sie auf meine Rückkehr warten und gegen ihre Krankheit kämpfen. Diese Entscheidung hatte sich in den ersten Jahren als richtig erwiesen, auch für ihn. Wäre er in Münster geblieben, so wäre er mit hoher Wahrscheinlichkeit bei einem der alliierten Bombenangriffe ums Leben gekommen. Die Stadt wurde dem Erdboden nahezu gleichgemacht.

In den Niederlanden wurde ihm eine in Anbetracht seines Ranges und seines Bildungsniveaus wichtige Funktion zugeteilt. In der Kaserne

von Ede-Harskamp sollte er innerhalb weniger Monate eine neue Kompanie aufstellen, deren Kommandant er wurde. Die Einheit gehörte zur 20. Schiffsstammabteilung.

Die alliierte Invasion änderte die militärische Lage radikal. Schmitz erhielt den Befehl, mit seiner Einheit den zur Verteidigung unter Wasser gesetzten Landstrich vom östlichen Teil der Flussinsel IJsselmonde bis einschliesslich der Brücke bei Alblasterdam zu verteidigen. Er requirierte eine Wohnung in Slikkerveer. Dort blieb er allerdings nicht lange; drei Monate später wurde seiner Kompanie eine umfangreichere Aufgabe an der Westseite von IJsselmonde zugewiesen. Schmitz quartierte seine Leute in den beiden Volksschulen von Hoogvliet ein, der christlichen und der öffentlichen. Er selbst beschlagnahmte für sich ein Haus gegenüber der Schule, in der Dorpsstraat 21.

Hoogvliet musste man einfach mögen. Das Dorf war klein, heimelig, lieblich. Ein paar Häuser rund um eine jahrhundertealte kleine Kirche aus gelbem Backstein, ein paar Bauernhöfe. Ganz in der Ferne die Erdölraffinerie, etwas näher die eiserne Hubbrücke über die Oude Maas. Der breite Fluss konnte bei Sonnenuntergang glühen wie die russische Steppe zur Sommerzeit.

Die Brücke machte Schmitz zu einem Mann, dem man sich demütig nähern musste. Es gehörte nicht nur zu seinen Aufgaben, die Spijkeniserbrug mit seiner Einheit zu schützen und zu verteidigen, er war auch der Einzige, der einem Pkw, einem Lkw, einem Rettungswagen, einem Pferdewagen, einem Güterzug, einem Radfahrer oder einem Fussgänger die Erlaubnis erteilen konnte, die Brücke zu benutzen. Ohne einen von ihm unterzeichneten und abgestempelten Ausweis durfte niemand auf die andere Seite. Wenn er einen schlechten Tag hatte oder einen Kater, verweigerte er seine Zustimmung. Zu einem, der zu einer Beerdigung auf Voorne-Putten wollte, sagte er: «Es sterben so viele Menschen. Einer mehr oder weniger spielt da keine Rolle.»

Oberleutnant Schmitz hatte einen typisch deutschen Humor.

Und nun wechsele ich mal die Perspektive.

Berry Hersbach las einmal im Monat die Zählerstände in Rhoon ab. Er kassierte die geschuldeten Beträge und brachte das Geld zur Provinzniederlassung der Elektrizitätsgesellschaft in Brielle. Um die Spijkenisnerbrug überqueren zu können, musste er sich bei Schmitz die Genehmigung holen.

Berry Hersbach hatte die Moffen schon gehasst, bevor er richtig sprechen konnte. Der Erste Weltkrieg hatte ihn zum Waisenkind und Ausgestossenen gemacht. Sein Vater, ein Belgier, kehrte nicht zurück aus dem Kampf gegen die Deutschen in Frankreich. Seine Mutter war Französin und stammte aus dem Elsass; in Belgien hielt man sie für eine Deutsche. Nett, wenn der eigene Mann von Deutschen getötet worden ist. Sie glaubte, in Gent sicher zu sein, aber die deutschen Besatzer erklärten sie zur unerwünschten Person in Belgien. An der Grenze zu Zeeuws-Vlaanderen wurde sie abgeschoben. Zwei Monate später brachte sie einen Sohn zur Welt. Bertrand wurde am 26. Januar 1918 in der Bethesda-Entbindungsklinik in Rotterdam geboren, seine Mutter starb wenige Monate danach. Der Tod ihres Mannes und die Ausweisung in die Niederlande hatten sie so angegriffen, dass sie noch vor dem Ende des Ersten Weltkriegs verstarb. Bertrand wurde in einem Waisenhaus untergebracht. Nach der deutschen Kapitulation im Oktober 1918 holte die Mutter seines belgischen Vaters ihn zu sich nach Gent. 1922 konnte sie aufgrund ihrer rasch schwindenden Kräfte nicht mehr für das Kleinkind sorgen. Sie brachte ihn in die Niederlande zurück, zu einem Bruder von Berrys Mutter.

Karel Hersbach hatte sich nach weiten Streifzügen durch die Welt, die ihn bis nach Mexiko führten, in Rhoon niedergelassen. Er adoptierte den vierjährigen Bertrand Hubert, beantragte die niederländische Staatsangehörigkeit und stellte gleichzeitig einen Antrag, seinen deutsch klingenden Namen Hersbach in Heersbeek ändern zu dürfen. Dafür erhielt er keine Genehmigung.

In Rhoon behauptete Karel, alles über eine neue Errungenschaft, die Elektrizität, zu wissen. Die Bewohner glaubten ihm nur allzu gern, vor

allem, weil sie seinen absonderlichen Akzent nicht verstanden. Schon bald verlegte Karel elektrische Leitungen.

Berry machte nach der Volksschule eine Ausbildung zum Elektromonteur beim Elektrizitätswerk Rotterdam. Er begann bei seinem Onkel Karel zu arbeiten, der neben dem elektrotechnischen Installationsbetrieb ein Geschäft für Radios und Elektroapparate am Dorpsdijk eröffnet hatte. Onkel und Neffe ging es gut, aber sie blieben ein wenig scheu, fühlten sich als Fremdkörper.

Nur aus ihrem Moffenhass machten sie keinen Hehl. Mit den Jahren nahm ihr Hass noch zu durch die Reden Hitlers, die sie im Radio hörten. Sie hatten zu Hause drei Kurzwellenempfänger. Wenn sie von der deutschen Grosssprecherei genug hatten, stellten sie ihr Gerät auf Radio Batavia ein und ahmten den Akzent der niederländisch-indischen Ansager nach.

1938 musste Berry seinen Wehrdienst ableisten und wurde dann im Sommer 1939 eingezogen. Vom 10. bis zum 17. Mai 1940, also noch zwei Tage *nach* der Kapitulation, kämpfte er im 2. Pionierregiment in Rotterdam. Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätten sie gern noch ein paar Wochen weiterkämpfen können: In diesen Tagen konnte er seinen ganzen aufgestauten Moffenhass ausleben.

Dieser Berry musste einmal im Monat Oberleutnant Karl Schmitz um besagte Genehmigung zur Brückenüberquerung bitten, entweder in der Volksschule in Hoogvliet oder in Schmitz Wohnung in der Dorpsstraat 21. Er hielt Schmitz für einen vernünftigen Mann.

Vernünftig? Ich habe Berry mit Sicherheit dreimal gefragt. Vernünftig? Jawohl.

Berry hatte nicht den Eindruck, dass der Oberleutnant bewusst auf Konfrontation aus war. Manchmal wurde ihm eine Tasse Kaffee angeboten, die zwar genauso schlecht schmeckte wie der Ersatzkaffee zu Hause, aber es ging schliesslich um die Geste. Während er den Kaffee trank, erledigte Schmitz den Papierkram. Berry sah in ihm den ehemaligen Beamten, der ebenso langsam wie präzise arbeitete. Kein Bullenbeisser.

Während des Hungerwinters 1944/45 zeigte Schmitz neurotische Züge, aber das war Monate später. Ihm wuchs alles über den Kopf. Manchmal standen zwei- bis dreihundert Menschen auf dem Vorplatz der Schule und warteten auf einen Ausweis. Oft verweigerte er ihn. Er konnte nicht glauben, dass alle diese Menschen nur wegen Nahrungsmitteln nach Voorne-Putten zogen. Eines Tages war er so irritiert, dass er seine Dienstpistole in die Luft leer schoss.

«Das ist ja genau wie in Russland hier», schrie er.

Da wurde es laut Berry Zeit, dass der Ortskommandant die Führung übernahm.

Berry Hersbach unterschätzte Karl Schmitz: Er hielt ihn für einen Untergebenen des Kommandanten. Der Ortskommandant von Hoogvliet war seiner Meinung nach Hauptmann Hüdt. Viele in der Gegend machten diesen Beurteilungsfehler: Es gab keine kompliziertere Organisationsstruktur als die einzelner Truppenteile der Nazis.

Hüdt war Abschnittskommandant. Hoogvliet war keine eigenständige militärische Einheit, sondern unterstand dem Ortskommandanten von Rotterdam. Hüdt war häufig abwesend und war 1944 den ganzen Oktober über nicht da. Der oberste militärische Chef in West-IJsselmonde war tatsächlich Karl Schmitz. Seine Kompanie hatte eine Spezialeinheit der Infanterie abgelöst, die unter dem Kommando von Hüdt stand. Hauptmann Hüdt wartete auf seine Versetzung und wahrscheinlich auch auf eine Beförderung.

Der Zuständigkeitsbereich von Schmitz erstreckte sich auf das Gebiet vom Eerste Petroleumhaven im Nordwesten bis zum Waalhaven im Nordosten und von der Barendrechtsebrug im Südosten bis zur Spijkenisserbrug im Südwesten. Unter seiner Militärhoheit standen die Gemeinden Rhoon, Poortugaal, Pernis, Heijplaat, Hoogvliet und ein kleiner Teil der Stadt: Die Gemeinde Rotterdam hatte 1934 den Teil vom Groene

Kruisweg bis zum Waalhaven beansprucht, inklusive der Weiler Het Sluisje und De Tol. Infolge dieser Neuaufteilung («Annektierung», sagten die Bewohner) waren Het Sluisje, De Tol, Pernis und Hoogvliet zu Stadtteilen von Rotterdam geworden. Nur kirchlich gehörten Het Sluisje und De Tol noch zu Rhoon, und schulisch: Die Kinder gingen in Rhoon zur Schule. 1943 wurden alle Schulen der Region requiriert, um dem Militär tagsüber Raum zu bieten. Sie dienten als Schreibstuben, Verhörräume und Kantinen. Dass die Kinder zuerst woanders unterrichtet wurden und später gar nicht mehr, liess Schmitz kalt: Er war Soldat.

Neben der Unterbringung seiner Leute galt seine grösste Sorge den beiden Brücken innerhalb des Gebiets und der Raffinerie bei Pernis. Letztere war im Mai 1940 von einem britischen Sabotage-trupp unbrauchbar gemacht worden. Beim Anzünden der Öltanks und beim Anbringen der Explosionsmunition hatten sie hastig und nachlässig gearbeitet: Drei Tage nach der Kapitulation waren die Brände bereits wieder gelöscht. Es stellte sich heraus, dass lediglich fünf Prozent der Erdölvorräte zerstört worden waren. Einige Wochen später lief die Raffinerie wieder wie vor dem Krieg. Seitdem hatten die Engländer zahlreiche Versuche unternommen, sie zu bombardieren. Hier und da war zwar ein Tank getroffen worden, doch dem Flugabwehrgeschütz der in Rhoon stationierten Flak-Einheit war es gelungen, die meisten Bomber abzuwehren. Schmitz fürchtete jedoch, dass die Anlagen von holländischen Sabotage-trupps oder eingeschleusten englischen Geheimdienstagenten in die Luft gejagt würden. Er veranstaltete häufig Suchaktionen in den Poldern.

Zur Kontrolle der Bevölkerung, die sich immer feindseliger verhielt, hatte Schmitz eine Reihe von Stützpunkten eingerichtet. Der wichtigste befand sich am Rijdsdijk in Rhoon und stand unter dem Kommando von Unteroffizier Loos. Schmitz kümmerte sich nicht allzu ausdrücklich um dessen Arbeit. In erster Linie traute er ihm nicht – Loos war ein Sudenteutscher, für Schmitz ein halber Tscheche. Und zweitens konnte



man als Wehrmichtsangehöriger mit Papierkontrollen oder Razzien wenig Ehre einlegen. Damit sank man auf Ortspolizistenniveau. Eine Brücke, eine Raffinerie oder einen Hafen vor dem Feind zu beschützen verschaffte einem Marineoffizier grössere Befriedigung.

Alles in allem war die Organisation durch die Dauer der Besetzung und das zunehmende Risiko einer zweiten alliierten Invasion kompliziert geworden. In vielen Angelegenheiten musste Schmitz die Genehmigung seiner Vorgesetzten in Rotterdam einholen, von Kampfkommandant Generalmajor Kistner oder Wehrmichtsbefehlshaber General der Flieger Christiansen. Sie beschlossen häufig, den SD und die Gestapo einzuschalten. Auf diese Dienste hatte man als Oberleutnant der Kriegsmarine keinerlei Einfluss.

Am 10. Oktober war Karl Schmitz früh nach oben gegangen. Im Bett zu lesen gelang ihm nie. Selbst wenn er noch einen Bericht durchsehen musste, schlief er sofort wie ein Stein.

Das Telefon weckte ihn. Ein schrilles Läuten, gefolgt von Hundegebell. Sekundenlang überlegte Schmitz, ob er sich nicht umdrehen und ruhig weiterschlafen sollte. Dann aber überkam ihn die Furcht, seine Pflicht zu vernachlässigen.

Er stand auf, knipste das Licht an, sah, dass es elf Uhr war, und ging zu dem Apparat, der unten im Flur hing. Der Hund knurrte. Schmitz liess das Telefon noch einmal läuten. Dann griff er nach dem Bakelithörer, und es begannen die dunkelsten vierundzwanzig Stunden seines Lebens, eine Zeitspanne, in der er eine falsche Entscheidung nach der anderen traf.

Während der Vernehmung, die die Ermittler Siebrant Boeree und Leendert Ridderikhoff mit dem ehemaligen Oberleutnant am 21. Oktober 1949 im Polizeipräsidium Rotterdam durchführten, erklärte Karl Schmitz, er habe, während er «bereits zu Bett war», eine telefonische Meldung von Bootsmann Walter Loos erhalten. Der habe ihm berichtet, einer seiner Männer sei an diesem Abend auf dem Rijdsdijk nach dem

Kontakt mit einer elektrischen Kraftstromleitung getötet worden. Loos habe die Vermutung ausgesprochen, dass Sabotage im Spiel sei, und habe zwischenzeitlich bereits sieben Niederländer festgenommen, die er der Beteiligung an diesem Sabotageakt verdächtigte.

Von den Festgenommenen erinnerte sich Schmitz lediglich an einen Namen: Wagenmeister, «ein Fahrradschlosser aus der Gegend». Die Festgenommenen seien noch in derselben Nacht nach Hoogvliet gebracht und auf Befehl von Schmitz in einem Kellerraum eingesperrt worden. Bevor sie eingeschlossen worden seien, habe er sie nicht identifiziert, geschweige denn verhört.

Noch am selben Abend – ich stütze mich nach wie vor auf die Aussage von Schmitz – hatte der Oberleutnant Loos' Meldung telefonisch an seinen obersten Vorgesetzten, Fregattenkapitän Ehme Suhrmeyer, weitergeleitet. Vonseiten Suhrmeyers hatte er keine Befehle erhalten, nur die Anweisung, eine schriftliche Meldung zu erstatten. Das war bei der Kriegsmarine üblich – Bootsmann Loos hatte während des Telefongesprächs mit Schmitz ebenfalls sofort den Auftrag erhalten, den Sabotageakt schriftlich zu melden.

In erster Linie waren die Offiziere mit Verfahrensfragen und bürokratischem Schreibkram beschäftigt. Es hatte etwas Obsessives: schriftliche Meldung! Schmitz unterliess es, sich bei Loos zu erkundigen, ob es klare Beweise für Sabotage gebe. Er fragte ihn auch nicht, ob er überzeugend beweisen könne, dass die sieben Festgenommenen etwas mit dem Sabotageakt zu tun hätten. Seiner Erklärung zufolge trug er Loos lediglich auf, einen Bericht zu schreiben, schrieb selbst einen Bericht und kehrte rasch ins Bett zurück.

Am nächsten Morgen stand Schmitz nach seinen eigenen Worten «sehr früh» auf. Gewöhnlich begann der Dienst in seiner Schreibstube gegen halb acht. «An besagtem Morgen waren wir allerdings schon viel früher da.» Der Oberleutnant betrat sein Büro und stiess einen Seufzer der Erleichterung aus: Die schriftliche Meldung von Loos war eingegangen. Schmitz ging sie durch, fügte einen für den Kommandeur in Rotter-

dam bestimmten kurzen Kommentar hinzu und unterschrieb. Sofort danach schickte er die Meldung in vierfacher Ausfertigung mit einem Kradmelder nach Rotterdam. Er rieb sich die Hände: Seine Einheit funktionierte organisatorisch perfekt.

Schmitz hatte gut daran getan, früh aufzustehen. Er hätte allerdings noch viel besser daran getan, sich am Vorabend die Situation in Het Sluisje mit eigenen Augen anzusehen. Dann hätte er sich selbst ein Bild machen können, anstatt sich auf die Erkenntnisse von Bootsmann Loos zu verlassen.

Oder stellte er während der Vernehmung die Dinge falsch dar? Log Schmitz?

Ja, er log.

Die Ermittler des Amtes für die Ermittlung von Kriegsverbrechen hörten ihn an, liessen seine Aussage maschinenschriftlich festhalten und von Schmitz unterschreiben. Das war Ende 1949. Zwei Monate später sollten die Fünfzigerjahre beginnen, und die Befrager hatten genug vom Krieg. Rasch diesen Fall abhandeln und dann: Schluss! Es hatte alles lange genug gedauert.

Was sich genau zugetragen hatte, ach, was spielte das noch für eine Rolle?

Wenn die beiden Herren auch nur einen Blick auf die Erklärung geworfen hätten, die die Haushälterin von Schmitz einige Monate zuvor abgegeben hatte, dann hätten sie gesehen, dass der Oberleutnant auf nicht ganz saubere Weise dabei war, aus seiner Hauptrolle eine Nebenrolle zu machen. Mehr noch, wenn einer der Ermittler richtig nachgedacht und sich auf seine Erinnerung gestützt hätte, dann hätte er ein paar erhellende Fragen stellen können. Dieser Ermittler, Siebrant Boeree, hatte Maria de With nämlich selbst vernommen.

Demnach war Schmitz auf die Meldung von Loos hin sehr böse geworden. Das Kabel, so schrie er Maria an, sei von «Terroristen» über die Strasse gespannt worden. Er würde diese Tat rächen, dafür würde er «viele Menschen totschiessen».

Ruhig zurück ins Bett? Von wegen. Schmitz rief seine Einheit in der Hoogvlieter Schule an. Kurz darauf meldeten sich mehrere Soldaten in seiner Wohnung. Er rief: «Ihr bildet das Exekutionskommando. Ich selbst werde den Befehl führen.» Schmitz, gerade erst von den Vorgängen in Kenntnis gesetzt, hatte also bereits genau im Kopf, wie der Tod von Ernst Friedrich Lange vergolten werden sollte. Maria: «Er nahm eine sehr entschlossene Haltung ein und war offensichtlich begeistert über den Vorfall.» Endlich Blut anstatt Tinte und Büroarbeit!

Die Rotterdamer Ermittler hätten daraufhin die Verhöre unter die Lupe nehmen müssen, die die Mitglieder der Netherlands War Crimes Commission im Frühjahr 1949 in Westdeutschland durchführten. Nahezu alle Untergebenen von Schmitz waren ermittelt und von Major a.D. Jonkheer Mr. F.A. Groeninx van Zoelen und Leutnant J. Th. Mekers vernommen worden.

Obermaat Albin Eberhardt und Obermaat Hermann Heindorf erklärten, dass Bootsmann Walter Loos Oberleutnant Schmitz zu «scharfem Durchgreifen» angestachelt habe. Hauptfeldwebel Willy Fenner sagte aus, er habe kurz nach der Meldung Schmitz zum Unglücksort gefahren, dem Rijdsdijk in Rhoon. Der Oberleutnant habe Heinz Hanneforth und Johannes Seidewitz aufgetragen, ihn zu begleiten. Sie seien im offenen Dienst-DKW hingefahren. Nein, mit dem Fahrrad, meinte Seidewitz sich zu erinnern.

Das erscheint mir unwahrscheinlich. Der schwerleibige Schmitz gehörte schon tagsüber nicht zu den Alleraktivsten, geschweige denn spät-abends, nach einer ausgedehnten Mahlzeit. Er liess sich im Dienstwagen zum Rijdsdijk fahren.

Kurz vor Mitternacht sahen sie bei Jan Krijn Jabaaij Ernst Langes leblosen Körper auf dem Sofa. Als sie das Haus betraten, hatte der Rhooner Hausarzt Dr. Koos Monteyn gerade den Tod festgestellt und den Totenschein ausgestellt.

Vor allem Kommandant Schmitz reagierte, als hätte er selbst einen Stromschlag bekommen und wäre nur mit knapper Not dem Tod entron-

nen. Er war ausser sich und führte sich laut Seidewitz «wie ein Bullenbeisser» auf.

Ich kann mir nicht vorstellen, dass Seidewitz das von Dik Trom geprägte Wort «Bullenbeisser» benutzt hat. Wahrscheinlich ist es für das Protokoll der Kommission für Kriegsverbrechen entsprechend übersetzt worden.

Ein anderer Untergebener, Hermann Heindorf, gab zu Protokoll, Schmitz habe die Mentalität eines «kleinen städtischen Angestellten» gehabt und entsprechend gehandelt: wie ein Subalterner aus einer kleinen Provinzstadt, der plötzlich die Macht über Leben und Tod hatte.

Keiner der ehemaligen Wehrmattsangehörigen unternahm den Versuch einer Nuancierung. Schmitz habe sich, so die einhellige Meinung, wie eine Bestie aufgeführt. Er sei dafür verantwortlich, was in Het Sluisje geschehen sei. Alle benutzten dasselbe Wort, als hätten sie sich abgesprochen: «Schweineerei.»

Ihr Vorgesetzter sei schuld. Das ist zutreffend. Doch am Tag darauf sollten sie sich ebenfalls wie Schweine aufführen: Seidewitz, Heindorf, Hanneforth, allesamt, ausgenommen *ein* Soldat, der sich abwandte und in Tränen ausbrach.

Diesen Soldaten schickte Schmitz wütend weg.

Die per Kradmelder in vierfacher Ausfertigung zugestellte Meldung wurde vom Stab des Kommandanten in Rotterdam weiterverteilt und an die Geschäftsstelle des Marinebefehlshabers, den Sicherheitsdienst am Heemraadssingel und die Gestapo am Haagsche Veer geschickt. Am Telefon hatte Fregattenkapitän Suhrmeyer am Abend zuvor zu Schmitz gesagt, er wolle am nächsten Morgen, sowie es hell werde, den Unglücksort selbst in Augenschein nehmen. Schmitz hatte zugesagt, ihn an der Stadtgrenze von Rotterdam abzuholen.

Willy Fenner sass auch diesmal am Steuer des offenen DKW. Er fuhr die Offiziere Suhrmeyer und Schmitz nach Het Sluisje und hörte, wie sie dort Erläuterungen von Bootsmann Walter Loos und «einem Soldaten,

der bei dem Vorfall dabei gewesen war» erhielten – Heinz Willems. Willy Fenner sollte sich später als wichtiger Zeuge erweisen. Während er am Steuer des offenen Pkws sass, hielt er die Augen offen und spitzte die Ohren.

Loos war fast fertig mit seiner Version des Geschehenen, als der SD eintraf. Die Leute vom Sicherheitsdienst übernahmen die Untersuchung sofort, holten aus der Flachsfabrik eine Leiter, stellten sie vom Deich aus an die Hallenwand, stiegen aufs Dach und inspizierten den Anschluss der Hochspannungsleitung. Walter Loos schaute zu. Was mag er gedacht haben? Dass es sehr einfach gewesen war, an die Leitung heranzukommen?

Die Leute vom SD stellten fest, dass einer der Porzellanisolatoren zerbrochen war. Sie inspizierten das Kabel und nahmen es mit.

Ich fragte Berry Hersbach nach dem Grund dafür. Er erklärte mir, man könne erkennen, ob ein Kabel gerissen ist oder durchtrennt. Ein Kabel, das zerreisst, verursacht einen Kurzschluss und sieht dadurch wie durchgebrannt aus. Ein Kabel dagegen, das mit einer Isolierzange durchgeschnitten worden ist, weist keine Brandspuren auf.

Das Kabel war das massgebliche Beweisstück. Es verschwand in den Kellern des Sicherheitsdienstes und sollte nie wieder auftauchen.

Die SD-Beamten vernahmen Loos und Willems. Danach stand für sie sonnenklar fest: Sabotage.

Wenn ich von Loos' Aussage ausgehe, kann ich mir das vorstellen. Denn was erzählte er? Dass er mit zwei Mann zu Fuss auf Patrouille gewesen sei. Den Rijdsdijk entlang, bis zum Dorf. Alles in Ordnung, keine besonderen Vorkommnisse. Sie seien an der Flachsfabrik vorbeigegangen. An der Ortsgrenze seien sie umgekehrt. Wenige Minuten später seien sie erneut an der Flachsfabrik vorbeigegangen. Und da hing ein Stromkabel über die Strasse.

Der SD hielt keine genauere Untersuchung für nötig. Loos hatte eine überzeugende Darstellung geliefert: Dies war eindeutig ein Sabotageakt.

Die Schuldigen? Loos habe bei Wagenmeister nach Werkzeug gefragt. Das habe Wagenmeister ihm nicht geben wollen. Er sei zu seinem Kameraden Lange zurückgekehrt. Kurz darauf sei er erneut zu Wagenmeister gegangen. Er habe ihn verhaftet und zum Deich mitgenommen. Dort habe Wagenmeister unter Androhung entsprechender Massnahmen dann endlich die Leitung durchtrennt.

Die SD-Leute nickten wieder. Wagenmeister: das Hirn hinter der Sabotage.

Fregattenkapitän Suhrmeyer war zufrieden. Der Standortälteste, Ortskommandant und Bereichsführer der 20. Schiffsstammabteilung schickte sich an, ins Hauptquartier in Ede zurückzufahren. Für die weiteren Untersuchungen, sagte er, verlasse er sich auf den SD.

Oberleutnant Schmitz fuhr mit den SD-Leuten nach Hoogvliet.

Die sieben Festgenommenen waren frühmorgens für ein paar Minuten aus dem Keller geholt worden. Sie durften auf die Toilette. Danach mussten sie wieder in den Keller zurück. Liegen, sitzen. Der Raum war zwölf Quadratmeter gross und einen Meter zwanzig hoch. Ich habe es nachgemessen. Die Schule in Hoogvliet steht nicht mehr, die Wohnung des Schulleiters dagegen schon, zwischen Dutzenden von Wohnblocks. Am Keller wurde nichts verändert. Er ist noch genauso dunkel, noch genauso feuchtkalt.

Gegen zehn Uhr traf Schmitz mit den SD-Leuten ein, und die Verhöre begannen. Da die Fussbodenbretter nicht sehr dick waren, konnten die Männer im Keller fast alles verstehen, was über ihren Köpfen gesprochen wurde. Sie merkten rasch, dass Leute vom SD aus Rotterdam nach Hoogvliet gekommen waren. Wie viele es waren, liess sich nicht genau feststellen; jedenfalls war ein Dolmetscher dabei.

Wenn man in die Hände des SD fiel, war alles zu spät. Das wusste 1944 jeder. Die Gestapo organisierte Razzien, schlug, folterte, zwang Verhafteten ein Geständnis ab, tötete. Der SD, der der SS unterstellt war, war eine überdrehte Mordmaschine.

Schmitz erklärte 1949, er habe an den Verhören nicht teilgenommen. Er sei zwar zugegen gewesen – wengleich nicht die ganze Zeit –, doch die Vernehmungen seien von den SD-Angehörigen und den zwei Gestapoleuten in Zivil vorgenommen worden. Dem widersprach Wim Wagenmeester in seiner Aussage: Schmitz *habe* Fragen gestellt und Drohungen ausgestossen.

Als Erster wurde Wijnand Wagenmeester nach oben gerufen. Sein Sohn Wim: «Die Deutschen behaupteten, dass wir – mein Vater, mein Bruder und ich – die Schuldigen waren und mein Vater der Hauptschuldige. Worüber sonst noch gesprochen wurde, weiss ich nicht mehr.»

Wim begriff, dass es düster für sie aussah, und bekam Todesangst. Er konnte sich nicht mehr konzentrieren. Job de Kooning, dem Sohn von Aalbert, gelang es dagegen, unten im Keller das Verhör mitzuverfolgen. Er hörte, wie Wijnand Wagenmeester fragte, ob sein Sohn Wim nach Hause dürfe, da er erst sechzehn sei. Vater Wagenmeester kam noch mehrmals darauf zurück: Wim ist noch ein Kind. Und genau daran konnte Wim sich später nicht mehr erinnern.

Hingegen war ihm in Erinnerung geblieben, dass danach er selbst, Job de Kooning Azn und Bo Robbemond verhört wurden. «Bei meinem Verhör wurde ein Radioapparat hereingebracht, den ich ein paar Tage zuvor auseinandergenommen und in einem Flachshaufen bei der Flachsfabrik versteckt hatte. Die Deutschen versuchten, von mir herauszukriegen, wem der Apparat gehörte. Über den Radioapparat haben sie nur mit mir gesprochen und nicht mit den anderen.»

Das Radio gehörte Vater Wagenmeester. Dirkje de Ruyter hatte den Deutschen verraten, dass er es bei der Flachsfabrik versteckt habe.

Als Wijnand Wagenmeester verhört wurde, stand der Apparat demonstrativ auf dem Tisch. Die Deutschen versuchten, Sohn und Vater gegeneinander auszuspielen. Das gelang ihnen nicht. Daraufhin nahmen die Gestapoleute eine aggressivere Haltung ein.



Sie schlugen zu. Schmitz folgte ihrem Beispiel, auch er schlug Wagenmeister. Einmal, zweimal, hart. Er schlug, nachdem er es die Gestapoleute hatte tun sehen. Später stritt er ab, an den Verhören teilgenommen zu haben. Das charakterisiert Schmitz besser als alles andere.

Für die Deutschen war das Radio ein wichtiger Beweis, Vater Wagenmeister und seine beiden Söhne zu «subversiven Elementen» abzustempeln, zu «Anarchisten» und «Terroristen». Der Apparat stand noch immer auf dem Tisch, als Job de Kooning nach oben gerufen wurde – der Job mit dem braunen und dem blauen Auge. Er sah sich besser um als der junge Wim.

An einem Tisch, so erklärte er am 15. Januar 1946, als die Untersuchungen des Politischen Fahndungsdienstes begonnen hatten, sassen drei Deutsche in Uniform. Mindestens einer dieser Deutschen hatte schwarze Kragenspiegel. Ausserdem standen noch zwei Deutsche im Raum, ebenfalls in Uniform.

Die Männer mit den schwarzen Kragenspiegeln müssen die SD-Leute gewesen sein. Job zufolge war es mindestens einer. Tatsächlich waren es zwei.

Job bezeichneten sie als den «Landwirt, bei dem wir gestern waren». Aus dieser Formulierung schliesse ich, dass Walter Loos oder Heinz Willems zu den Vernehmern gehörten. Loos traf erst um vier Uhr nachmittags in Hoogvliet ein, also muss es Willems gewesen sein.

Die Deutschen fragten, ob Job beim Militär gewesen sei, und noch ein paar Einzelheiten zu seiner Person. Zur Sache selbst und «dem Unfall bei der Flachsfabrik» stellten sie ihm keine Fragen. Sie zeigten ihm aber ein Rasiermesser, das sie ihm am Abend zuvor angeblich abgenommen hatten. Sie fragten, was er mit diesem Messer mache. Job sagte, es gehöre Bo Robbmond, und dieser benutze es auf dem Feld.

Bo wurde nach oben gerufen. Seine Vernehmung dauerte nur kurz: Als Job wieder im Keller eingeschlossen wurde, war das Verhör fast vorbei. Auch Bo wurde geschlagen.

Es folgte ein makabrer Tanz. Der «Sechzehnjährige» wurde wieder nach oben gerufen. In der Hektik seiner Verhaftung hatte Wim seine Schuhe nicht anziehen dürfen; er stand in Holzpantinen da, im Hemd, mit rutschender Hose: Man hatte ihm am Abend zuvor die Hosenträger weggenommen, bevor er mit den anderen im Keller eingeschlossen worden war. Er war noch ein richtiger Junge, mit blondem Haarschopf. Nachdem die Deutschen einen Blick auf ihn geworfen hatten, wurde er wieder in den Keller dirigiert. Einige Minuten später musste er erneut oben erscheinen. Dann waren die Schikaniererei und das Spiel mit seiner Angst vorbei, und er wurde freigelassen.

Die drei anderen Verhafteten – Tijmen Wagenmeester, Dries Marcellis und Job de Kooning, der Sohn von Dimmen – wurden nicht verhört. Die Pseudountersuchung konnte beendet werden; der SD war der Ansicht, über genügend Beweise zu verfügen.

Tijmen hörte einige Zeit später, dass sich oben jemand, ein Holländer, für die Freilassung eines der sechs verbliebenen Männer einsetzte. Tijmen sagte zu den anderen, er könne nicht verstehen, um wen es gehe. Wahrscheinlich konnte er es sehr wohl, wollte aber keinen Unfrieden unter den Männern im Keller stiften. Tijmen muss auch gewusst haben, wer dieser Holländer da oben war. Er muss ihn an der Stimme erkannt haben: Jan Krijn Jabaaij, den NSBler.

Wim Wagenmeester ging von Hoogvliet auf dem Radweg neben dem Groene Kruisweg zu seinem Onkel in Poortugaal, seinem Onkel, dem Hauptlehrer. Onkel Maarten rief daraufhin Onkel Han, den Opel-Händler, an. Onkel Han holte Maarten mit dem Auto ab. Wim sass zitternd auf der Rückbank. Ihm sprangen Tränen in die Augen, seine Stimme schoss in die Höhe, gickste. Er war völlig durcheinander durch zwei Dinge, die er seinem Onkel erzählte.

Auf dem Weg von Hoogvliet nach Poortugaal sei er von zwei alten deutschen Wehrmachtsangehörigen eingeholt worden, die ihm zugeru-

fen hätten: «Du, die sind schon tot.» Sie: sein Vater, sein Bruder, die anderen Männer im Keller. Kurz darauf sei er Jan Krijn Jabaaij und Walter Loos begegnet, die schnell und mit roten Köpfen in Richtung Hoogvliet geradelt seien. Aus irgendeinem Grund fand er das genauso unheilverkündend wie das Grinsen, mit dem ihm die «alten» Moffen – sie waren übrigens erst vierzig – Angst gemacht hatten.

Wim irrte sich, was die zeitliche Abfolge angeht. Sein Onkel Han hatte ihn nicht sofort nach Hause gebracht. Zunächst hatte Han nämlich versucht, seinen Bruder Wijnand und seinen Neffen Tijmen zu retten. Gemeinsam mit Maarten, dem Hauptlehrer, war Han Wagenmeister zum Rhooner Rathaus gefahren.

Die Wagenmeister-Brüder fragten die Nummer zwei im Rathaus, Ad Breeman, ob der Bürgermeister nicht ein gutes Wort für die Verhafteten in Hoogvliet einlegen könne. Währenddessen kam Bürgermeister Groeneboom ins Rathaus. Er war entsetzt über die Ereignisse, musste aber eine formale Haltung einnehmen: Het Sluisje gehörte seit 1934 nicht mehr zur Gemeinde Rhoon, sondern zu Rotterdam. Nur der Bürgermeister von Rotterdam konnte ein dringendes Ersuchen an den deutschen Befehlshaber in Rotterdam richten.

«Das hat keinen Sinn», sagte Han Wagenmeister.

Er hatte recht: Der Bürgermeister von Rotterdam, der Jurist R.J. Oud, hatte im Juli 1941 um seine Entlassung gebeten. Im Oktober desselben Jahres war ihm Ingenieur Frits Müller im Amt gefolgt, der Sohn eines wohlhabenden Utrechter Industriellen und einer deutschen Baronin. Müller gehörte zu den ersten Mitgliedern der NSB (Mitgliedsnummer 543) und war zum Vertrauten Anton Musserts geworden, des Führers dieser Bewegung. Müller war ein Mann, aus dem man nicht recht klug wurde. Das Gegenteil eines Fanatikers, eher ein besonnener Herr von Stand. Dennoch hatte er aus dem gesamten Rotterdamer Beamtenapparat einen NSB-Klüngel gemacht. Weder von ihm noch von seinen Beam-

ten konnten Han und Maarten Wagenmeester Hilfe oder Milde erwarten.

Aufgrund der von Bootsmann Loos geleisteten Vorarbeit stand es für die Kriegsmarine, den Sicherheitsdienst und die Gestapo fest, dass es sich um Sabotage handelte. 1941 hatte der Befehlshaber von Rotterdam, General Christiansen, angeordnet, dass Sabotage unmissverständlich zu vergelten sei. Nach dem «Verrückten Dienstag» hatte er die Richtlinien verschärft.

«Lass mich die Wagenmeesters begleiten», schlug der zweite Mann im Rathaus, Ad Breeman, vor. «Ich versuche es erst bei Schultze, ich habe so oft mit ihm zu tun, dass ich ohne Anmeldung zu ihm kann. Ich denke, ich habe Einfluss auf ihn, ich kann ihn vorsichtig dahin lenken, dass er Schmitz auf andere Gedanken bringt.»

«Guter Vorschlag», antwortete Bürgermeister Groeneboom. «Formal habe ich kein Recht, etwas zu sagen. Aber du kannst ihnen die Besorgnis und Empörung der Rhooner Bevölkerung übermitteln.»

Das hätte er auch selbst tun können. Oder glaubte der schwerfällige Groeneboom, bei Breeman seien die Aussichten auf Erfolg grösser?

Bürgermeister J. H. Groeneboom sprach kein Wort Deutsch, das war der Hauptgrund. Er fügte sich den Entscheidungen und Anordnungen der Besatzer. Von sich aus nahm er nur zu den deutschen Offizieren Kontakt auf, die sich die niederländische Sprache angeeignet hatten. Ich verstand sein Verhalten erst, als ich herausfand, wie sehr er sich für seine mangelnden Sprachkenntnisse schämte. Alle offiziellen Kontakte mit den deutschen Behörden überliess er Breeman, dem jungen Intellektuellen im Rathaus.

Ad Breeman arbeitete bereits seit neun Jahren in der Rhooner Gemeindeverwaltung. Er war kein Grünschnabel mehr, besass aber noch die Begeisterung eines Menschen, der erst am Anfang seiner Laufbahn steht. Mit seinem stets etwas zur Seite geneigten Kopf, dem eigensinnig

hochstehenden Haarschopf, den runden Brillengläsern in der durchsichtigen Fassung und den sich fast automatisch zu einem Lächeln verziehenden Lippen machte er einen ebenso gewinnenden wie klugen Eindruck. Er sprach fließend Deutsch und konnte hier und da Goethe zitieren, wofür Oberleutnant Schmitz absolut nicht empfänglich war, Oberleutnant Schultze aber durchaus.

Schultze war der Kommandant von Rhoon. Er residierte in der Villa Johanna am Dorpsdijk. Schultze benahm sich, als wäre er der Besitzer der Villa: wie ein Landjunker, der seine üblen Absichten hinter guten Manieren verbirgt.

Seit die Gemeinderäte 1941 auf Anordnung der Besatzungsmacht aufgelöst und die Beigeordneten ihres Amtes enthoben worden waren, stellten der Bürgermeister und die Gemeindebeamten das einzige Verbindungsglied zwischen der militärischen und der zivilen Macht dar. Breeman war tatsächlich so oft beim Kommandanten, dass er, wenn er sich gemeldet hatte, sofort weitergehen und, noch wichtiger, dessen Büro für ein Gespräch unter vier Augen allein betreten durfte. In Anwesenheit eines Adjutanten, einer Ordonnanz oder eines Dolmetschers hätte der Kommandant viel vorsichtiger agieren müssen.

Ad Breeman, der nach dem Krieg Archivar des Niederländischen Kommunalverbands werden sollte, spürte, dass ihm die Geschichte über die Schulter schaute. Er machte in jenen Tagen Aufzeichnungen von allen Begegnungen und arbeitete sie sofort nach dem Krieg zu einem fast stenografischen Bericht aus. Dank seiner Präzision kann ich nahezu wörtlich wiedergeben, was damals besprochen wurde.

Ohne irgendwelche Umschweife oder Förmlichkeiten nannte der zweite Beamte der Rhooner Gemeindeverwaltung dem Ortskommandanten den Grund seines Kommens. Schultze reagierte genauso schnell. Zu Breemans Entsetzen sagte er, die Sache sei so gut wie hoffnungslos, mit Sicherheit für Vater Wagenmeister. Er sei selbst in Het Sluisje ge-

wesen und habe festgestellt, dass die betreffende Leitung nicht vom Sturm abgerissen worden sei, sondern absichtlich durchtrennt.

«Ein Sabotageakt, Herr Breeman.»

Die Sicherheitspolizei, die mit der Untersuchung betraut sei, habe das ebenfalls festgestellt.

«Und dann wissen Sie ja, wie es aussieht. Wenn der SD von irgendwas überzeugt ist, kann niemand das Gegenteil behaupten.»

Schultze fürchtete das Schlimmste für die Betroffenen.

«Aber Herr Ortskommandant», sagte Breeman so unterwürfig wie möglich, «können Sie mir und den Herren Wagenmeister nicht Zutritt zu Ihrem Kollegen in Hoogvliet verschaffen?»

Schultze schüttelte den Kopf.

«Leider nicht. Ich kann mich formal nicht mit einer Angelegenheit befassen, die ausserhalb des Rhooner Territoriums liegt.»

Der militärische Chef führte das gleiche Argument an wie der holländische Bürgermeister Jan Hendrik Groeneboom, der Prototyp des Bürgermeisters in Kriegszeiten. Oder, in den Worten von Berry Hersbach: ein Schlappschwanz.

«Es ist wirklich unmöglich», fuhr der Ortskommandant fort. «Kollege Schmitz hat denselben Rang wie ich.»

Tja. Man stelle sich vor: der eine Leutnant klopft dem anderen auf die Finger! Das würde das Ende der deutschen Wehrmacht bedeuten.

Breeman verabschiedete sich rasch; weitere Bemühungen hatten keinen Sinn. Er eilte hinaus, stieg ins Auto und sagte zu Han Wagenmeister und dessen Bruder: «Der nächste Versuch ist der letzte. So schnell wie möglich nach Hoogvliet.»

Han gab Gas, und der Opel schoss den Dorpsdijk entlang.

Seinen Bruder Maarten schauderte es.

«Du siehst angeschlagen aus, Breeman.»

«So fühle ich mich auch. Sehr niedergeschlagen. Bei Schultze glaubte ich einen Stein im Brett zu haben. Aber diese Nazis sind so verdammt formell.»

«Gehen Maarten und ich in Hoogvliet mit hinein?», fragte Han.

«Besser nicht. Als Gemeindebeamter kann ich versuchen, genauso formell zu sein wie sie.»

«Sachlich bleiben», sagte Han und nickte, «und die betreffende Person loben. So mache ich es auch immer bei den hohen Tieren von Opel.»

In Hoogvliet meldete Breeman sich als «Gemeindesekretär von Rhoon». Er durfte hinein, allein, und erschrak beim Anblick der fünf Offiziere, die an zwei zusammengeschobenen Tischen saßen. Links und rechts standen Männer, teils in Uniform, teils in Zivil. Er hatte nur Schmitz erwartet, nicht eine ganze Delegation. Ad stellte sich nochmals als «Gemeindesekretär» vor und bat um ein Gespräch mit dem Ortskommandanten.

Breeman sollte auch nach dem Krieg noch nicht bewusst sein, dass er Schmitz mit dieser Bitte auf den Schlips getreten war. Er, Karl Schmitz, war der wichtigste militärische Mann in der *Region*; warum fragte dann jeder nach dem Ortskommandanten?

Schmitz lief rot an, seine Miene wurde barsch und scharf.

«Was wollen Sie?»

«Ich bin hergekommen, um mich nach dem Zustand der sechs Gefangenen und insbesondere der beiden Wagenmeesters zu erkundigen.»

«Haben Sie persönlich etwas mit der Sache zu tun?»

«Nein.»

«Dann geht es Sie einen Dreck an.»

Neben Schmitz sass ein Offizier mit blondem Haar. Er blickte immer wieder leicht fragend vom Gemeindebeamten zum Oberleutnant, wagte es aber nicht, sich einzuschalten. Ich sehe es dank Ads präziser Beschreibung vor mir: Unter den Schuften ist einer, der sich schämt.

«Befinden sich die Betroffenen noch hier in diesem Gebäude?», fragte Breeman.

«Auch das geht Sie einen feuchten Kehricht an.»

«Kann ich als Vermittler für die Gefangenen auftreten?»

Schmitz richtete sich halb auf, blickte Breeman mit seinem mittlerweile fast purpurroten Gesicht an und schrie: «Nein!!»

An diesem Punkt hielt Ad den Moment für gekommen, sich rasch zu verabschieden.

«Etwas», schrieb er nach dem Krieg, «worüber ich vor allem später sehr froh war, denn in seiner Wut hätte der Herr Schmitz mich durchaus über einen Kamm mit den anderen scheren können.»

Im Auto sagte Han Wagenmeister, dass er es noch bei der Sicherheitspolizei in Rotterdam versuchen würde. Davon riet Ad Breeman ihm nachdrücklich ab.

«Die sind zu allem fähig. Je mehr wir uns jetzt einmischen, umso mehr Tote gibt es.»

Als sie den jungen Wim abholten und nach Het Sluisje zurückbrachten, war Han zum gleichen Schluss gekommen.

In Rhoon, am Dorpsdijk/Ecke Groene Kruisweg, bat Ad Breeman darum, anzuhalten. Er traute sich nicht, Han, Maarten und dem jungen Wim Wagenmeister zu sagen, dass er an diesem Tag Geburtstag hatte.

«Ich muss noch schnell ins Rathaus», gab er als Grund an.

Er stieg aus, ging die fünfzig Meter zum Rathaus und erstattete dem ersten Gemeindebeamten, dem dritten und natürlich dem Bürgermeister Bericht. Groeneboom unterbrach ihn kein einziges Mal und schüttelte nach jedem Satz den Kopf. Er war ein ängstlicher Mann, aber kein schlechter: Er fürchtete, dass es zu einem Blutvergiessen käme, und auch wenn es knapp ausserhalb der Gemeindegrenze war – er kannte die Menschen in Het Sluisje durch und durch.

Ad schob die leere Brotdose in seine Aktentasche. Dann ging er mit einer gemurmelten Entschuldigung.

«Mein siebenundzwanzigster, deshalb.»

«Siebenundzwanzigster was?»

«Geburtstag.»



«Das haben wir früher mit Mohrenköpfen und Obsttörtchen gefeiert», rief der dritte Beamte.

Ad zuckte entschuldigend mit den Achseln.

«Für so was habe ich keine Bezugsscheine mehr.»

Ad sollte seinen Geburtstag mit einer Tasse Tee bei seiner Wirtin feiern. Auf dem Weg zu seiner Pension am Molendijk nahm er sich vor, so wenig wie möglich von seinen Besuchen bei Schultze und Schmitz sowie dem Zustand zu erzählen, in dem er den jungen Wim Wagenmeister getroffen hatte. Seine Wirtin war nämlich Trees Wagenmeister, eine unverheiratete Schwester von Maarten, Han und Wijnand. Vor allem um Juffrouw Wagenmeister einen Gefallen zu tun, war er mit Han und Maarten nach Hoogvliet mitgefahren, und er hatte gehofft, mit sehr viel besseren Nachrichten in die Pension zurückkehren zu können.

«Schlechte Nachrichten kommen immer noch früh genug», sagte sich Ad. Er muss mit diesem Satz zufrieden gewesen sein, denn er schrieb ihn an diesem Abend zweimal nieder: in einem Brief nach Hause und in einer Notiz, die er später für seinen Bericht heranziehen sollte.

Ad Breeman konnte über den Dorpsdijk und den Anfang des Rijdsdijk zu seiner Pension am Molendijk gehen oder auf dem Radweg neben dem Groene Kruisweg. Dass er sich für die letztgenannte Strecke entschied, lag an der Doppelreihe von Kastanien neben dem Groene Kruisweg. In dieser Jahreszeit waren die Blätter bronzebraun oder schwefelgelb und machten aus der Provinzstrasse eine Allee. Andere liebten den Frühling, den Sommer; Ads Lieblingsjahreszeit war der Herbst. Die ersten Kastanien waren bereits heruntergefallen. Leider waren es Rosskastanien, nicht essbar. Die Blätter der Rosskastanie – fingerförmig mit mehr als drei Blattrippen – waren viel schöner als die der Esskastanie.

Ad schrak aus seinen Träumereien auf, als dreissig deutsche Soldaten auf Fahrrädern ihn überholten, in voller Kriegsausrüstung, Karabiner

auf dem Rücken und Tarnnetz auf dem Helm. Sie fuhren auf dem Radweg in Richtung Rotterdam und Het Sluisje.

Fast gleichzeitig fuhr auf der Strasse ein Militärlastwagen an ihm vorbei. Auf der Pritsche standen ein paar Soldaten, Repetiergewehr bei Fuss. Sie hielten den Blick starr nach unten auf etwas gerichtet, das dort offenbar lag. Als der Lastwagen vorbei war, sah Ad eine Plane. Aus ihr ragten über die Pritschenklappe drei Paar Schuhe und drei Paar Holz pantinen.

Sechs Paar insgesamt. Oder waren es fünf? Der Lastwagen war bereits zu weit entfernt, um sie noch zählen zu können.

Ein zweites Militärfahrzeug folgte, das an einem Seil ein Dutzend deutsche Soldaten auf Fahrrädern zog.

Ad schaute auf seine Uhr. Es war fünf vor halb fünf.

Hinter dem zweiten Militärlaster fuhr ein offener DKW. Neben dem Fahrer sass Oberleutnant Schmitz im dunkelblauen Uniformmantel, die Offiziersmütze auf dem Kopf. Er gestikulierte wild und rauchte eine Zigarette. Hinten im Auto sassen zwei Unteroffiziere, ein aufgebocktes Maschinengewehr zwischen den Knien.

## SECHS

Auch Aalbert de Kooning stand an jenem Morgen früh auf. Ganz entgegen seiner Gewohnheit: Normalerweise wartete er, bis es hell war. Der alte Bauer wollte von den Deutschen nichts wissen. Dieser Hitler, der hatte die mitteleuropäische Sommerzeit eingeführt, auch in den besetzten Gebieten. Für Aalbert de Kooning war das ein Beweis dafür, wie dumm der Mann war. Jeder Landbewohner wusste, dass die Kühe von der Sommerzeit unruhig wurden.

Aalbert führte seinen eigenen Krieg gegen die Besatzer: Er richtete sich weiter nach der früheren Winterzeit. Jeden Morgen liess er den Tag eine Stunde und vierzig Minuten später beginnen als die anderen im Dorf. Die Folge davon war, dass sein Sohn Job die Kühe dann meist schon gemolken hatte. Job fand, sein Vater solle nicht herumrörgeln, und hielt sich an die Sommerzeit.

An diesem Morgen nahm Aalbert de Kooning seinen Platz unter den Kühen im Stall ein, als es draussen noch dunkel war. Es blieb ihm nichts anderes übrig, sie hatten Job wie einen kleinen Halunken beim Schlafittchen gepackt. Nicht mehr daran gewöhnt, hockte er auf dem Schemel, wie zum ersten Mal drückte er in die Euter. Er hatte bestimmt schon vier Jahre lang nicht mehr gemolken, seit der Einführung der Sommerzeit am 15. Mai 1940. Wenn Job nicht molk, übernahm Klaas Pikaar, der bei ihnen untergetaucht war, diese Arbeit. Job soff manch-

mal lange beim Billardspiel. Am Morgen danach rief er dann in maliziösem Ton: «Fürs Melken in der Frühe haben wir doch den Untergetauchten.» An solchen Tagen kam Job erst zur Kaffeezeit aus dem Bett.

Der Untergetauchte brauchte für Kost und Logis nichts zu bezahlen, also musste er bei der Arbeit helfen. Er murrte im Übrigen nie. Im Jahr zuvor war er vom Sicherheitsdienst gefasst worden. Auf listige Weise war ihm die Flucht aus der Polizeizelle gelungen: indem er mit seinem Hosengürtel nach dem Riegel angelte. Ein solches Glück hat man nur einmal. Der Bursche war lammfromm, aus Furcht, seine Untertauchadresse zu verlieren.

Auf Klaas Pikaar konnte der alte Aalbert an diesem Morgen auch nicht zählen: Er war vom Geburtstagsessen bei seinen Eltern in Hoogvliet nicht zurückgekehrt. Einundzwanzig war er geworden, Grund genug zum Feiern. Wahrscheinlich hatte er gehört, was in Het Sluisje passiert war, und versteckte sich erst mal. Wenn es nach ihm ging, durfte Klaas gern noch wegbleiben: einem Untergetauchten Arbeit und Obdach zu verschaffen konnte einen Hab und Gut kosten, wenn man erwischt wurde. Das Eigentum konnte beschlagnahmt werden, das Haus angezündet. Einmal hatte wenig gefehlt. Eines warmen Abends mitten im Sommer hatten zwei Soldaten unter einem Vorwand geklingelt; eine Minute später war der Hof voll von diesen Schreihälsen. Klaas war sofort in den Kamin gestiegen, sein Stammplatz, wenn es brenzlich wurde. Eine gute Stunde lang hatte er auf einem schmalen Sims im Schornstein gestanden.

Wenn sie Klaas am Abend zuvor geschnappt hätten, dann hätten sie alle Männer im Haus mitgenommen, da war Aalbert sich sicher. Auch ihn, obwohl er fast sechzig war. Er hatte diesen Loos nicht gesehen – er schlief bereits –, aber seine Frau hatte Angst vor dem Mof bekommen. Sie hatte ihn geweckt und gesagt, der Kerl sehe aus, als wollte er alle im Haus umbringen.

Im Gegensatz zu sonst zog Aalbert sich nach dem Melken um. Er legte seinen schwarzen Anzug an, den einzigen, den er besass. Entgegen sei-

ner Gewohnheit entschied er sich für Schuhe statt Holzpantinen. Normalerweise zog er die Schuhe nur bei Beerdigungen und Hochzeiten an. Genau genommen war heute ein ebenso wichtiger Tag; man steht nicht jeden Morgen mit der Aufgabe auf, seinen Sohn freizubekommen.

Er schätzte die Situation ein wie Hagel kurz vor der Ernte. Schlimmer konnte es gar nicht kommen. Andere in Het Sluisje glaubten, die Männer würden im Laufe des Tages zurückkehren. Die hatten die Männer von der Sipo dann wohl nicht bemerkt. Als er die Ledermäntel der Sicherheitspolizei gesehen hatte, hatte er gedacht: Jetzt wird es ernst.

Alles oder nichts, das sagte ihm sein Gefühl. Trotz des Zeitdrucks kam es darauf an, Ruhe zu bewahren. Er musste seinen Plan gelassen ausführen, genau so wie er ihn während der Nacht ausgetüftelt hatte.

Als Erstes zu Mevrouw Schoonaart.

Bevor er das Haus verliess, warf er einen Blick in den Spiegel. Das tat er sonst nie, der Spiegel im Gang hing da für seine Töchter. Er nahm seine Mütze ab und setzte die für den Sonntag auf. Dann ging er zu Mevrouw Schoonaart.

Er sprach lange mit ihr. Mevrouw Schoonaart war die zweite Mevrouw Schoonaart. Offiziell war sie noch nicht mit Schoonaart verheiratet, weil der noch darauf warten musste, dass die Ehe mit seiner ersten Frau geschieden wurde. Die zweite Mevrouw Schoonaart musste im Übrigen auch noch auf ihre Scheidung warten. Diese Scheidungen heutzutage! Infolge des Krieges schien alles in Bewegung. Die zweite Mevrouw Schoonaart musste auf die Scheidung von dem Mann warten, dessentwegen sie Ende der Zwanzigerjahre in die Niederlande gekommen war. Von Geburt war sie Deutsche, eine Sächsin, die in der Nähe von Leipzig aufgewachsen war.

Gerade deswegen sprach Aalbert lange mit ihr: Sie wusste, wie man diese deutschen Grossmäuler in Uniform nehmen musste. Sie sah freundlich aus, jedenfalls nicht so gequält wie Schoonaart, den jeder am Deich scheel ansah.

Bastiaan Schoonaart kam aus Goeree-Overflakkee. Seine Familie hatte einen Bauernhof in Ooltgensplaat. Ein stattliches Anwesen mit 56 Hektar Land. Sechshundfünfzig Hektar, so viel besass kaum jemand in Rhoon. Dennoch brachten die Äcker während der Agrarkrise Anfang der Zwanzigerjahre zu wenig ein, um mehreren Söhnen auf einem Hof ein Auskommen zu bieten. Bastiaan war der jüngste. Er liess sich auskaufen und investierte das Geld in einen Hof auf der anderen Seite des Haringvliet. 1924 zog er mit Frau und Tochter nach Zuidland auf Voorne-Putten. Wieder ein Riesenhof, der mehr Investitionen erforderte als das Geld, das Schoonaart hineingesteckt hatte. Er musste sich hoch verschulden. 1929 war er zahlungsunfähig und nahm im selben Jahr eine Stelle bei der Stadtreinigung von Rotterdam als Maschinenschlosser an. Ein Abstieg für einen Grossbauern. Das Erste, was er zu Aalbert gesagt hatte, als er mit seiner Frau und den beiden Töchtern in ein kleines Haus am Rijdsdijk gezogen war: dass er geschickte Hände habe und Spass am Werkeln. Aber man geht nicht zur Stadtreinigung, um zu werkeln.

Aalbert hatte Mitleid mit ihm, obgleich er ihn nicht mochte. Schoonaart war von allem enttäuscht: von der Kirche, dem Bauernverband, der sozialistischen Gewerkschaft und der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei (SDAP). Er sympathisierte mit der NSB, verteilte Flugblätter und klebte Plakate während der Wahlkämpfe in den Dreissigerjahren. Aber er war erst 1942 Mitglied der Nationalsozialistischen Bewegung geworden. Mit einem konkreten Grund: Drei Monate später schrieb er einen Brief an den Leiter des Landwirtschaftlichen Dienstes, in dem er um eine Stelle als landwirtschaftlicher Betriebsleiter in der Ukraine bat. Schoonaart wollte wieder Grossbauer werden, auf einer der Kolchosen, die die Nazis in der Sowjetunion erobert hatten.

Er hatte Aalbert die Briefe gezeigt, die er an den Landwirtschaftlichen Dienst im Osten geschrieben hatte. Sie begannen alle mit «Genosse» – das waren ja wohl alles Kommunisten. Und sie endeten mit «Heil». Schoonaart wollte von Aalbert wissen, ob er es richtig mache. Ob er ir-

gendeine Chance habe. Aalbert hatte ihn gefragt: «Gilt in der Ukraine auch die Sommerzeit?» Das wusste Schoonaart nicht. Er wusste überhaupt nichts von der Ukraine. Er wollte nur wieder Bauer werden mit mindestens sechsfünfzig Hektar.

Ein Bauer, der sein Land und seinen Betrieb verliert, ist zu vielem imstande. Der Antrag an den Landwirtschaftlichen Dienst im Osten – eine NSB-Organisation – kostete Schoonaart seine Ehe. Seine Frau Anna – eine Jugendliebe, sie waren seit dem vierzehnten Lebensjahr zusammen – wollte nicht mit nach Russland und reichte die Scheidung ein. Ein Jahr später zog Bastiaan mit Gabi Friederike Fromme aus dem sächsischen Mahlitzsch zusammen, und wieder ein Jahr später wurde er stellvertretender Ortsgruppenleiter der NSB in Rhoon.

Aus der Übersiedlung in die Ukraine wurde nichts: Die vorrückende Rote Armee machte Bastiaans Traum ein Ende. Er blieb Maschinenschlosser bei der Stadtreinigung Rotterdam. Im August 1944 trat er von seinem Amt als stellvertretender Ortsgruppenleiter von Rhoon zurück. Auch die NSB hatte ihn enttäuscht. Dem Glauben an den Nationalsozialismus schwor er jedoch nicht ab: Nur durch ihn sei Europa zu retten.

Schoonaart blieb auf der Seite der Besatzer. In seinem Fall mochte das vielleicht noch zu rechtfertigen sein; Aalbert zufolge durfte man Menschen nicht zu schnell verurteilen, schon gar nicht, wenn es sich um notleidende Bauern handelte. Im Dorf machte man einen Unterschied zwischen normalen NSBlern und Brot-NSBlern. Für Bastiaan Schoonaart zählte in erster Linie, dass in Nazi-Deutschland die Preise für Agrarprodukte in die Höhe geschossen waren. Hitler hätschelte seine Bauern. Das hatte Schoonaart zum Nationalsozialismus geführt und verblendet.

Man mochte ihn nicht am Deich, weil bei ihm «Deutschland über alles» galt. Merkwürdigerweise war seine deutsche Freundin viel weniger fanatisch. Gabi glaubte nicht recht an den deutschen Endsieg. Sie hielt auch nicht viel von Wehrmachtsangehörigen wie Walter Loos. Sie be-

zeichnete Loos als Giftkröte und Schlange. Aber zum Glück, sagte sie, ist er korrupt. Das schrieb Aalbert sich hinter die Ohren.

Eine Enkelin von Aalbert de Kooning und eine Tochter von Bastiaan Schoonaart verhalfen mir zu diesen Informationen. Ich staunte. Mein Dorf war während des Krieges durch die Hakenkreuzfahnen vor der deutschen Kommandantur und die grosse Zahl einquartierter deutscher Wehrmachtsangehöriger nicht nur äusserlich ein Nazi-Dorf geworden, es war auch stark in das Weltgeschehen verwickelt worden. Es schien alles Dörfliche abgeschüttelt zu haben.

Bauer Schoonaart, der in die Ukraine auswandern wollte, war nicht der einzige: Der Pachtbauer Jan van Hilst vom Rheesteinseweg wollte das auch. Und er schaffte es. Van Hilst war bereits 1934 Mitglied der NSB geworden, «weil ich glaubte, durch die NSB würde es dem Bauernstand besser gehen». Van Hilst wollte einen eigenen Betrieb auf eigenem Land. Er heiratete eine Tochter von Markus van den Oever, dem nazi-freundlichen Grossbauern, doch in Sachen Erbfolge gingen natürlich van den Oevers Söhne vor. Im September 1941 – da war van Hilst bereits vierundvierzig und Vater von zwei Kindern – fuhr er in ein Ausbildungslager in Riga. Zwei Monate später wurde er Stützpunktführer von vier Kolchosen mit insgesamt zweitausend Hektar Land in Vilejka, an der Grenze zu Weissrussland. Im Herbst 1943 kehrte er desillusioniert nach Rhoon zurück. Entgegen allen Versprechungen war ihm weder in Weissrussland noch in der Ukraine ein eigener Betrieb auf eigenem Land vergönnt gewesen. Wieder in Rhoon, konnte er nur mit den unermesslich grossen Kolchosen angeben, deren Hauptaufseher er gewesen war.

International war mein Dorf geworden! Bauer van Hilst, der zu der streng ausgewählten Gruppe von vierhundert niederländischen Landwirten gehörte, die die Kornscheunen Osteuropas füllen sollten. Bauer Schoonaart, der mit Gabi aus Leipzig «in wilder Ehe» zusammenlebte.



Der reformierte Pfarrer de Vos van Marken, der von der Kanzel unverföhren den Faschismus predigte. Dirkje, die von einem Luftwaffenhauptmann seidene Strümpfe geschenkt bekam. Und Aalbert de Kooning, der, die Sonntagsmütze auf dem Kopf, Diplomatie betrieb, als wäre er Lord Chamberlain persönlich.

Nach Mevrouw Schoonaart ging Aalbert noch zu Mevrouw Blekemolen-Wiessner. Auch sie eine Deutsche und ebenfalls Mitglied der NSB. Aalbert hörte eigentlich nur auf Leute, die Umgang mit dem Besatzer hatten, alle anderen sagten nur irgendwas, weil sie nicht die leiseste Ahnung hatten, wie man die Moffen auf seine Seite bekam. Mevrouw Blekemolen-Wiessner verwies ihn an Jan Krijn Jabaaij, den Ortsgruppenleiter der NSB in Rhoon. Der sei käuflich, sagte sie, und er habe Erfahrung damit, wie man Loos und die Typen in Hoogvliet vor seinen Karren spannen könne.

Mit einer Flasche Genever ging Aalbert zu Jabaaij. Nicht gern; er hatte Bedenken gegen Männer, die aus freien Stücken eine Uniform anzogen und sie mit Abzeichen und Insignien behängten. Er mochte auch keine Männer, die sich selbst für wichtig hielten – für Aalbert war man nur wichtig, wenn man viel Land besass. Ihm gefiel auch nicht, dass man bei Jabaaij nicht mit leeren Händen ankommen konnte. Aber er hatte keine andere Wahl.

Kurz nach Mittag konnte er Jabaaij sprechen. Nach drei Gläsern aus seiner Flasche war die Sache abgemacht.

Was genau?

Das blieb verschwommen.

Hinterher konnte niemand Beweise dafür anführen, was die beiden Männer vereinbart hatten.

Aalbert de Kooning und Jan Krijn Jabaaij ihrerseits machten gegensätzliche Aussagen dazu.

Jabaaij hatte nach eigenen Angaben die ganze Nacht gearbeitet. Nachdem Doktor Monteyn bei ihm zu Hause den Tod des Soldaten Ernst

Lange festgestellt hatte, war er mit dem Fahrrad zu der Stellung am Schulpweg gefahren, die er als Angestellter des Westdeutschen Wach- und Schutzdienstes zu bewachen hatte. Der Schulpweg ist die Verlängerung des Groene Kruisweg in Rotterdam-Charlois: von seinem Haus aus eine Viertelstunde mit dem Rad. Sein Dienst ging von Mitternacht bis Mittag.

Am Tag darauf um halb elf teilte ihm ein deutscher Soldat mit, er habe mittags zusammen mit Loos in Hoogvliet zu erscheinen. Eine halbe Stunde später bekam er wieder Besuch am Schulpweg: von Gertie Blekemolen-Wiessner. Sie wollte wissen, ob der Tod des Soldaten Lange Konsequenzen für die Bewohner von Het Sluisje haben würde. Gertie Blekemolen erklärte bei der Untersuchung im Jahr 1946, sie habe an jenem Tag nicht mit Jabaaij gesprochen. Entweder log die eine oder der andere. Die Ermittler des Politischen Fahndungsdienstes liessen es erneut dabei bewenden.

Um ungefähr ein Uhr mittags radelte Jan Krijn Jabaaij in der schwarzen Uniform des Wachdienstes vom Schulpweg zu seinem Haus zurück. Den Ermittlern des Politischen Fahndungsdienstes sagte er übrigens, er habe keine Uniform getragen, sondern eine schwarze Hose und ein dickes schwarzes Hemd, das ihm der Wachdienst zur Verfügung gestellt habe. Wegen des Riemens, den Jabaaij von der Schulter bis zum Koppel diagonal über dem Hemd trug, sah es trotzdem wie eine Uniform aus.

Auf dem Groene Kruisweg, in Höhe des Rijdsijk, erwarteten Bootsmann Loos und Matrose Willems ihn bereits. Zu dritt radelten sie nach Hoogvliet. Sie wurden in einen Raum geführt, in dem sich Oberleutnant Schmitz, der Kommandant der Verteidigungstruppen der Inseln (keine Ahnung, wen er mit diesem Kommandanten meinte) und einige Personen vom SD befanden – drei oder vier.

Die Frage ist, ob Jabaaij hier die Wahrheit sagte. Nach Aussagen von drei Zeugen, darunter seine Geliebte Linda de Bondt, ist er erst nach Hause gefahren, wo er sich mit Aalbert de Kooning verständigte. Er bekam Besuch von deutschen Offizieren. Arie van den Akker zufolge, der

ein Stück weiter entfernt wohnte, fuhren deutsche Dienstwagen bei Jabaaij vor und wieder weg. Etwas später am Nachmittag schickte Gertie Blekemolen-Wiessner ihre Mutter zu Jabaaij, um in Erfahrung zu bringen, was die Deutschen vorhätten. Er sagte, den Häusern in der Nähe würde nichts geschehen, aber wenn sie der Sache nicht trauten, sollten sie Het Sluisje verlassen. Er sagte auch, bis fünf Uhr an diesem Nachmittag würden sie mehr wissen. Nach Aussage von Gerties Mutter hatte er viel getrunken und roch nach Genever. Die Nachrichten waren für Gertie und ihre Mutter beunruhigend genug, um die Lebensmittelkarten in die Handtasche zu stecken und nach Rotterdam zu fahren.

Kurz darauf begegnete der gerade freigelassene Wim Wagenmeister Jabaaij und Loos auf dem Radweg neben der Provinzstrasse. Keuchend, mit roten Köpfen, angetrunken. Nach Aussage von Wim waren sie zu zweit, nicht, wie Jabaaij später erklärte, zu dritt. Ich denke, Wim hat richtig gesehen: Heinz Willems war bereits am Vormittag vom SD nach Hoogvliet mitgenommen worden, um während der Verhöre der Gefangenen anzugeben, was von ihren Erklärungen der Wahrheit entsprach und was nicht.

Jabaaij leugnete diese Version. «Ich streite ab, zuerst nach Hause gefahren zu sein und dort mit Mevrouw Blekemolen und Aalbert de Kooning gesprochen zu haben. Ich streite ab, dass Aalbert de Kooning mich gebeten hat, den Versuch zu unternehmen, seinen Sohn Job de Kooning freizubekommen. Wenn Aalbert de Kooning anderen erzählt hat, er habe seinen Sohn durch mein Zutun freibekommen, so spricht Aalbert de Kooning die Unwahrheit. In der deutschen Dienststelle in Hoogvliet wurde mir ein Zettel vorgelegt, auf dem die Namen von sechs Personen standen. Daraufhin wurde ich gefragt, ob diese Personen meiner Ansicht nach die Tat hätten begangen haben können. Als ich das verneinte, wurde ich von einem der SD-Männer gewaltig zusammengestaucht.»

Loos berichtete, wie unwillig die Wagenmeesters gewesen seien. Sie könnten den Strom nicht abschalten und hätten ausserdem auch nicht

die Befugnis dazu. Obwohl er, Loos, auf ihren Personalausweisen als Berufsbezeichnung Elektromonteur habe stehen sehen.

Hier log der Bootsmann wie gedruckt. Auf dem Personalausweis von Vater Wagenmeister war «Maschinist» angegeben, auf dem seines ältesten Sohnes «Monteur». Wenn einer der SD-Leute einen Blick in die Holzkiste geworfen hätte, in der die persönlichen Besitztümer der Verhafteten lagen, hätten sie Loos als Fantasten entlarvt. Dann hätten sie auch noch kurz weitergefragt – so etwas konnte man den SD-Leuten überlassen. Loos ganze Darstellung des Geschehens wäre dann ins Wanken geraten.

Für den SD blieben Vater und Sohn Wagenmeister Elektromonteur. Jabaaij: «Das wurde gegen die beiden als überzeugender Schuldbeweis angesehen. Ich stand ohnmächtig da. Nur bei Job de Kooning konnte ich die Freilassung erreichen. Dafür musste ich mit meinem eigenen Leben bürgen.»

Das zumindest hat Jan Krijn nicht abgestritten: dass er Jobs Freilassung erwirkt hat. Die Ermittler versäumten lediglich zu fragen, warum er ausgerechnet Job freibekam. Warum nicht den anderen de Kooning: den Job vom Dimmen de Kooning? Oder Dries Marcelis, der die Unschuld in Person war? Oder Bo Robbmond? Vielleicht wäre dann nach einigem Drängen die Antwort herausgekommen, dass die keinen Vater, Onkel oder Cousin hatten, der sich für sie einsetzte und eine beträchtliche Belohnung in Aussicht stellte.

Im Nachhinein dichtete Jan Krijn sich eine Heldenrolle an: «Eine der massgeblichen Personen bei der Untersuchung (welche, daran kann ich mich nicht mehr erinnern) machte die Bemerkung, man wolle vierzig bis fünfzig Personen erschiessen und die gesamte Flachsfabrik in die Luft jagen. Ich wagte es, nochmals um das Wort zu bitten, und habe sie im Namen der Familien angefleht, diese Unschuldigen zu verschonen. Auch mein Argument, durch die Zerstörung der Flachsfabrik werde die Kleidungsproduktion ernsthaft beeinträchtigt, schien einige Wirkung zu ha-

ben, wobei ich ausserdem das Argument anführte, dass auch die umliegenden Wohnungen durch die Sprengung der Fabrik schwer beschädigt würden. Danach durfte ich verschwinden und bin in Gesellschaft von Loos und Willems nach Hause gefahren.»

Man spürt beim Lesen von Jabaaijs Erklärung, dass selbst der Ortsgruppenleiter der NSB eine Höllenangst vor der Gestapo, dem SD und Offizieren wie Schmitz hatte. Was er vor allem fürchtete, war ihre Grobheit und Willkür.

Zwischen vier und halb fünf wurden die Gefangenen aus dem Keller geholt.

In der Eingangshalle des Schulgebäudes rief Oberleutnant Schmitz: «Bauer de Kooning, der Landwirt.»

Job de Kooning, Job der Echte, trat vor. Vater von zwei Kindern, das dritte Kind war im Anmarsch und würde, wenn alles glattging, im Januar zur Welt kommen. Job bekam einen Stoss an die Schulter und musste zurück in die Reihe.

«Du», rief Schmitz dem anderen Job de Kooning zu. «Du bist gemeint: der de Kooning ohne Ring.»

Daraufhin trat der unverheiratete Sohn von Aalbert de Kooning vor.

Schmitz später: «Auf meine Anordnung hin wurden zwei der Verhafteten freigelassen. Der eine, weil er zu jung war, der andere, weil er – nach dem Eindruck, den wir gewonnen haben – nicht ganz normal war.»

Als ob es Schmitz gekümmert hätte, dass Job ganz oder halb schwachsinnig war: Geistig Gestörte wurden vom Naziregime waggonweise in die Konzentrationslager geschickt. Im Übrigen war Job alles andere als zurückgeblieben. In puncto Gewitztheit und Durchtriebenheit übertraf er seine Brüder und sogar seinen Vater, ich erwähnte bereits, wie mühelos er bei allen möglichen Glücksspielen gewann.

Nicht seine geistigen Fähigkeiten gaben den Ausschlag: Jobs Freilassung brachte Karl Schmitz zwei gemästete Schweine ein.

Ratgeber in dieser Sache war sein Bauch. Das hätten die Ermittler des Politischen Fahndungsdienstes wissen müssen. Dann hätten sie mit Hohngelächter auf Schmitz Behauptung reagiert, wonach er nichts von den von Aalbert de Kooning gelieferten Schweinen wisse und nichts von dem vereinbarten Preis. Der lag nämlich doppelt so hoch wie marktüblich: 140 Gulden pro Schwein.

Infolge des Eisenbahnerstreiks schossen die Lebensmittelpreise im Herbst 1944 in die Höhe. Ein Schwein kostete auf dem offiziellen Markt 70 Gulden. Im Schwarzhandel lagen die Preise um zwanzig bis dreissig Gulden höher. Aber 140, das zahlte niemand.

Aalbert de Kooning war so erfreut über diesen Betrag, dass er 1945, 1946 und sogar noch 1947 bei Geburtstagen triumphierend verkündete, er habe die Deutschen schön reingelegt mit seinen zwei Schweinen. Was er nicht dazuerzählte, war, dass er das Geld nicht direkt von den Deutschen erhalten hatte. Die Transaktion lief über Jabaaïj.

Oberleutnant Schmitz sicherte sich ab. Er war gerne bereit, einen Bauernsohn im Tausch gegen zwei fettgemästete Schweine freizulassen, allerdings musste das unter der Hand geschehen. Seine grosse Angst war, dass die Gestapo, der SD oder die Sipo ihn bei Korruption erwischte. Männer wie Wölk, Chef des SD in der Aussenstelle Rotterdam, reagierten darauf äusserst scharf. Auch auf niedrigerer Ebene wurde Korruption streng bestraft.

Schmitz muss gewusst haben, was im benachbarten Poortugaal vorgefallen war. Dort war das Motorrad des Arztes gestohlen worden. Der Ortskommandant liess die Mannschaften antreten und befahl ihnen, den Täter ausfindig zu machen. Das Motorrad wurde schnell wiedergefunden, der Soldat, der es zu einem bescheidenen Preis hatte Weiterverkaufen wollen, gestand. Er wurde an Ort und Stelle erschossen.

Ein Offizier durfte den Auftrag erteilen, Lebensmittel zu requirieren, Kohle oder Treibstoff für die Armeefahrzeuge. Auch Motorräder, Fahr-

räder. Aber das musste dann gewissenhaft in den Berichten festgehalten werden.

Einen Verhafteten oder, in der Sicht des SD: einen möglichen Terroristen gegen zwei Schweine zu tauschen war ein Kuhhandel, mit dem Oberleutnant Schmitz die beiden Dienstgradabzeichen auf seiner Uniform und vielleicht sogar sein Leben riskierte. Daher zahlte er Jabaaij den fürstlichen Betrag von 140 Gulden pro Schwein und wird dafür zweifellos eine Empfangsbescheinigung unterschrieben haben.

Ich vermute, dass Jan Krijn Jabaaij Schmitz die 280 Gulden dann unter der Hand zurückgegeben hat. Auf dem Papier waren die Schweine somit bezahlt worden, in Wirklichkeit nicht.

Möglicherweise wurden aber auch andere Wege beschritten. Keiner der drei Beteiligten – Schmitz, Jabaaij oder Aalbert de Kooning – hat hinterher erklären wollen, wie sich die Sache abgespielt hat.

Wenn Jabaaij Schmiergeld von dieser Transaktion behalten hat, dürfte es nicht viel gewesen sein. Gegenüber seinen Nachbarn am Rijdsdijk wollte er zeigen, dass er, der Ortsgruppenleiter der NSB in Rhoon, sich für die Interessen und die Sicherheit der Bewohner einsetzte. Seine Motive waren eher politischer und propagandistischer Art und nicht eigennützig. Sein Verhalten während des letzten Monats des Hungerwinters ging in dieselbe Richtung: Er stahl Lebensmittel bei der Wehrmacht und verteilte sie unter der Bevölkerung.

So unklar es auch aussehen mochte, für die Dorfbewohner stand fest: Aalbert de Kooning hatte seinen Sohn auf krumme Tour mit zwei gemästeten Schweinen freigekauft. Der Deal, der durch die Vermittlung von Jan Krijn Jabaaij zustande gekommen war, sah darüber hinaus für die Dauer des Krieges die unentgeltliche Lieferung von Milch, Eiern und Erbsen an die Kriegsmarine vor. Noch 1945 holte Walter Loos sich diese gesunde Kost bei Aalbert de Kooning am Rijdsdijk ab, obwohl er schon längst nach Hoogvliet versetzt war.

Job durfte seine Sachen aus der Kiste nehmen und gehen. «Die Deutschen haben nicht gesagt, warum ich freigelassen wurde», erklärte er 1946 vor den Ermittlern des Politischen Fahndungsdienstes.

Er selbst muss gewusst haben, dass irgendetwas nicht stimmte. Er sass im Keller, und über seinem Kopf hatte Jan Krijn Jabaaij sich für seine Freilassung eingesetzt, davon muss er etwas mitbekommen haben.

Jedenfalls war er so klug, nicht sofort nach Hause zu gehen. In der darauffolgenden Nacht hielt er sich in Poortugaal versteckt – für den Fall, dass die Deutschen es sich anders überlegten.

Die fünf übrigen Gefangenen wurden hinausgebracht. Mit den Händen im Nacken, wie Nel den Otter von ihrem Haus auf der gegenüberliegenden Strassenseite aus beobachtete. Links und rechts ein bewaffneter deutscher Soldat. Dann und wann bekam einer einen Gewehrkolben in den Rücken, falls er nach dem Gefühl der Deutschen nicht schnell genug ging.

Im Lastwagen mussten sie sich flach auf die Ladefläche legen, das Gesicht nach unten.

Eine Flucht war unmöglich.

Ist es verwerflich, seinen Sohn mit zwei Schweinen freizukaufen?

Ich sehe nicht ein, warum. Mein Vater hätte es mit Gott und Bibelziten versucht. Schmitz selbst schaltete, als er schliesslich gefangen genommen worden war, einen deutschen Bischof der Evangelischen Kirche ein, um seinem Gnadengesuch Nachdruck zu verleihen. Zwei Schweine, Gott oder der Bischof, jeder wählt seine eigenen Mittel. Ich finde, es ist eine Leistung, dass Aalbert seinen Sohn gerettet hat.

Das Schmerzliche daran ist nur, dass ein anderer als Wechselgeld für die Freilassung seines Sohnes dienen sollte. Ein armer de Kooning musste für einen reichen de Kooning büssen. Das erregte Unmut im Dorf, eine Wut, die man nicht sah, die aber zehn, zwanzig, dreissig Jahre



lang unterschwellig weiterkroch, mal die Spannungen auf die Spitze trieb und dann wieder zu weitgehender Gleichgültigkeit führte.

Sofort nach Kriegsende, am 14. Mai 1945, wurde Aalbert de Kooning wegen des Verdachts auf Beihilfe zum Mord verhaftet. Nicht wegen des Verdachts auf Schwarzhandel oder Kollaboration mit dem Besatzer. Wegen Mord! Er sass zwei Wochen in der Benthem-Kaserne in Dordrecht. Viel konnte man ihm nicht anlasten, weil es keinerlei Beweise gab. Walter Loos holte sich regelmässig Milch, Eier, Weizen, Erbsen und andere Nahrungsmittel bei ihm ab, auch nachdem er längst nach Hoogvliet versetzt war. Er bezahlte nie. Die Lieferung der beiden Schweine an die 20. Schiffsstammabteilung war genau nach Vorschrift vonstattengegangen. Zu einem überhöhten Preis, aber damit hielten die Ermittler sich nicht auf: Sie suchten einen, der Beihilfe zum Mord geleistet hatte.

Aalbert nahm es Rhoon und der gesamten Menschheit übel, dass er zwei Wochen gefangen gehalten wurde. Mit Klaas Pikaar, den er in seinem Haus versteckt hatte, wollte er kein Wort mehr wechseln. Klaas hatte den Ermittlern in vagen Formulierungen erzählt, Job sei durch die Vermittlung von Mevrouw Schoonaart und Jan Krijn Jabaaij freigekauft worden. Grobe Lügen, sagte Aalbert.

Der Beihilfe zum Mord bezichtigt zu werden fand er unerhört. Wie kam man auf diese Idee? Welches Gesocks hatte diesen Verdacht ausgesprochen?

Drei Monate nach der Befreiung löste Aalbert de Kooning einen Skandal aus, als er in der Öffentlichkeit rief, dass «die Wagenmeesters die Hauptschuld daran tragen», was in Het Sluisje passiert war. Für die meisten Dorfbewohner war damit die Grenze überschritten. Aalbert musste sich in einem Prozess wegen übler Nachrede verantworten. Er nahm kein Wort zurück.

Als Dimmen de Kooning im Sterben lag, unternahm er einen Versuch, mit seinem Bruder ins Reine zu kommen. Er bat darum, mit Aalbert zu sprechen. Dimmen wollte seinem Bruder klarmachen, dass er es ihm nicht übelnahm, seinen Sohn 1944 freigekauft zu haben. Er schätzte das

sogar an Aalbert: So musste ein Vater sein. Was Dimmen jedoch zutiefst geschmerzt hatte, war, dass Aalbert bei seinen guten Kontakten den Deutschen nicht noch ein Schwein versprochen hatte. Oder notfalls eine ganze Kuh, mit der er den anderen Job hätte freikaufen können.

Dimmen erhielt keine Gelegenheit, Aalbert das zu erklären: Der weigerte sich, an seinem Sterbebett zu erscheinen. Er nahm auch nicht an Dimmens Beerdigung teil.

Aalbert benahm sich nach dem Krieg wie jemand mit einem schlechten Gewissen. Vielleicht nagte es doch an ihm, dass sein Neffe den Platz seines Sohnes hatte einnehmen müssen, auch wenn er sich weigerte, das zuzugeben. Aalbert wurde zum Querkopf.

Vor und während des Krieges las er bei Tisch aus der Bibel und betete laut; nach dem Krieg tat er das nicht mehr. Er liess sich nie mehr in der reformierten Kirche blicken, während er vor dem Krieg selten einen Sonntag ausgelassen hatte.

Nach dem Tod seiner Frau 1951 verbrachte er noch sechs Jahre am Rijsdijk. Er führte eigenhändig den Haushalt, was ihm nur wenige Bauern nachgemacht hätten, zumal mit zwei Söhnen, die bei ihm wohnten. Job und Amos arbeiteten weiter als Knechte bei ihrem Vater und schienen keinen Moment lang an Selbstständigkeit zu denken. 1957 wurde Aalberts Hof enteignet und abgerissen. Er zog mit Job und Amos in ein kleines Holzhaus hinter dem Bauernhof eines Neffen. Es hatte den Vorteil, dass man es vom Deich aus nicht sehen konnte.

Zum Schluss stand Aalbert vollkommen ausserhalb der Dorfgemeinschaft. Er starb dement und geistig gestört in der psychiatrischen Anstalt Maasoord in Poortugaal. Seine Söhne zogen in einen Wohnwagen.

Job war ein Leben als Einzelgänger beschieden. Er heiratete nie. Nach dem Tod seines Vaters wohnte er mit seinem Bruder Amos in dem Wohnwagen, der zuerst am Kleidijk in Rhoon stand und später an einem

verlassenen, aber sehr schönen Fleck am Fluss: bei der Entenkoje an der Oude Maas im Polder Klein Profijt.

Mein Vater besuchte die Brüder einmal pro Jahr, meist im Sommer. Jahrelang begleitete ich ihn wegen der Radtour über die Deiche. Eine Strecke von ungefähr sechs Kilometern, die bei den Weidenbrüchen an der Oude Maas endete.

Von Jobs Kriegsvergangenheit wusste ich nichts, und ich frage mich, ob mein Vater bis in alle Einzelheiten Bescheid wusste – ich glaube fast, das war nicht der Fall. Doch wenn ich auf dem Rückweg sagte, die Brüder de Kooning seien komische Männer, dann korrigierte mich mein Vater: «Vom Leben gezeichnet.»

Sie hatten immer Cola für mich in diesem engen, muffigen Wohnwagen und eine Tüte Chips, ganz für mich allein. Die Chips hatten sie nicht eigens für mich gekauft; sie assen sie jeden Abend vor dem Fernseher. Sieben Abende pro Woche hockten sie vor der Glotze. Zum Einkaufen kamen die Brüder de Kooning nie ins Dorf. Sie gaben dem Lebensmittelhändler allwöchentlich einen Zettel mit, der ihnen das Bestellte dann in der darauffolgenden Woche mit seinem Lieferwagen brachte. Auch der Schlachter lieferte einmal die Woche. Der Bäcker kam jeden zweiten Tag vorbei – der aus Barendrecht, nicht der aus Rhoon. Mit Leuten aus Rhoon wollten die beiden nichts mehr zu tun haben. Ganz selten fuhr Amos mit dem Mofa ins Dorf, wenn sie etwas dringend brauchten. Viel häufiger fuhren die Brüder ins Stadion nach Rotterdam-Zuid. Feije-noord war ihr Verein, und sie versäumten kein einziges Spiel.

In ihrem Wohnwagen empfangen sie niemanden, mit Ausnahme meines Vaters und einer Nichte aus dem Hoekse Waard, die die beiden Männer später pflegen sollte. Sie waren auf dem Papier niederländisch-reformiert, weshalb mein Vater sie weiter besuchte, aber in die Kirche gingen sie nie, und sie wollten auch nichts mehr vom Glauben wissen. Sie empfingen meinen Vater, weil dieser erst sieben Jahre nach dem Krieg nach Rhoon gekommen war – da bin ich mir heute sicher. Und weil Job

nach wie vor gern mal Reden schwang. Immer war er derjenige, der das Wort führte, sein Bruder nickte nur.

Amos de Kooning starb 1993, Job folgte ihm zwei Jahre später. In ihrem Wohnwagen am Fluss hatten sie fünfunddreissig Jahre lang fast nichts anderes getan als fernzusehen, Chips zu essen und zu rauchen. Beide starben an einer Lungenkrankheit.

«Ein Pfarrer ist nicht nötig», hatte Job vor Amos' Beerdigung gesagt – mein Vater war da schon seit Jahren tot.

An Jobs eigener Beerdigung sollten vier Menschen teilnehmen, drei vom Veerweg und die Nichte aus dem Hoekse Waard.

In diesem Wohnwagen am Fluss hatte der freigekaufte Job mit der Zeit doch Ähnlichkeit mit dem biblischen Hiob bekommen, dem Hiob auf dem Misthaufen, der seine Geschwüre mit Scherben schabt. Er verlor viel in seinem Leben, wenngleich nicht alles. Auf dem Gras rund um den Wohnwagen hielt er noch fünf Kühe.

## SIEBEN

Nach dem Mittagessen rief Oberleutnant Schmitz den Kampfkommandanten von Rotterdam, Generalmajor Fritz Kistner, an. Er meldete ihm die Erkenntnisse des SD («Sabotage», «sieben Verdächtige festgenommen») und erhielt von Kistner den Befehl, zehn Männer standrechtlich zu erschiessen. Auf den telefonischen Befehl folgte ein schriftlicher.

Generalmajor Fritz Kistner sollte einer der wichtigsten Organisatoren der grössten Razzia in den Niederlanden werden. Unter dem Codenamen Aktion Rosenstock sollte er einen Monat später Rotterdam in den Würgegriff nehmen. Tausende Soldaten der Wehrmacht umzingelten am 10. und 11. November 1944 die Stadt und riegelten alle Strassen, Schleichwege und Brücken ab. Innerhalb dieser zwei Tage wurden 52'000 Männer verhaftet und als Zwangsarbeiter in die Fabriken im Ruhrgebiet geschickt – per Schiff, per Bahn oder zu Fuss.

Ich stelle nicht zufällig diesen Bezug her. Nach dem Krieg wurde die Razzia in Rotterdam von Ben Sijes vom Niederländischen Institut für Kriegsdokumentation eingehend untersucht. Sijes fragte sich, wieso die Hetzjagd einen derart grossen Erfolg haben konnte: Drei Viertel der siebzigtausend Männer zwischen siebzehn und vierzig Jahren wurden gefasst. Die gründliche Vorbereitung und gute militärische Organisation der Deutschen ist eine Erklärung, die ängstliche Haltung der Bevölke-

rung die andere. Der konstante deutsche Terror, die Zerstörungen im Hafen, die das Wirtschaftsleben lahmgelegt hatten, und die standrechtlichen Erschiessungen hatten die Bevölkerung zermürbt. Oder, wie die Deutschen händereibend feststellten: Die Rotterdamer Männer zeigten eine grosse «Meldefreudigkeit». Sie hatten schlicht und einfach Angst, erschossen zu werden.

Het Sluisje war kein isolierter Vorfall. Nach dem «Verrückten Dienstag» versuchten die Deutschen fast täglich, die Bevölkerung in Angst und Schrecken zu versetzen. Jede Aktion gegen die Besatzungsmacht wurde doppelt und dreifach vergolten. Het Sluisje passt ins Vorfeld der Aktion Rosenstock und war für das Klima der Angst mitverantwortlich, in dem die Razzia durchgeführt werden sollte.

Mit dem Befehl, zehn Männer zu erschiessen, heizte Kistner die Angstmaschine weiter an. 1943 war mit Zustimmung von Hitler beschlossen worden, dass nach jedem Anschlag auf eine «nationalsozialistische Person in den besetzten Gebieten» drei als antideutsch bekannte Menschen aus der betreffenden Region liquidiert werden sollten. Nach dem «Verrückten Dienstag» wurde diese Vorschrift noch einmal verschärft. Im Auftrag von General Christiansen wurden in Rotterdam Plakate mit der Ankündigung aufgehängt, der Tod eines deutschen Wehrmachtangehörigen oder eines Niederländers, der mit den Deutschen zusammenarbeite, werde «zehnfach gerächt». Mit seiner Forderung, den Tod des Soldaten Ernst Friedrich Lange mit der Erschiessung von zehn Mann zu vergelten, handelte Kistner ganz gemäss den Nazi-Vorschriften. Bei Het Sluisje forderte er diese Zahl zum ersten Mal.

Für Schmitz bedeutete das eine weitere Komplikation. Er hatte an diesem Tag zwei Verhaftete freigelassen: den jungen Wim Wagenmeester und Job de Kooning Azn. Mittlerweile lag er unter der Quote. Und noch etwas: Er hörte nicht – oder wollte nicht hören –, dass Kistner

ausdrücklich sagte, Wölk vom SD werde für die Todeskandidaten sorgen. Er machte sich selbst an die Arbeit.

Der Lastwagen bog auf den Rijsdijk und hielt vor dem Haus der Familie de Regt, weil Lastwagen wegen der Panzerfalle kurz vor Het Sluisje hier nicht weiterkamen. Das letzte Stück mussten die Festgenommenen zu Fuss gehen.

Tobi de Regt schaute aus dem Dachfenster nach unten.

Als ich ihm fünfundsechzig Jahre später in seinem engen Häuschen in Amsterdam gegenüber sitze, schreit er: «Ich habe gesehen, wie diese Männer ihre letzten Schritte machten.»

1944 griff es ihn so an, dass er für weitere drei Jahre zum Bettnässer werden sollte.

Augenzeugen zufolge war der Rijsdijk schwarz vor Deutschen. Zwischen 68 und 74 Angehörige des Heeres und der Kriegsmarine waren angeboten worden, ein Übermass an Machtdemonstration.

Dien de Regt sah deutsche Soldaten, die sie noch nie auf dem Rijsdijk gesehen hatte. Sie lehnten ihre Fahrräder ans Haus und fingen laut Dien an, grosse Töne zu spucken. Sie hielt es für vernünftiger, hinaufzugehen.

Sandrien folgte ihr auf den Dachboden. Sie war von Natur ängstlicher als Dien und fragte: «Was passiert denn jetzt wieder?» Dien zuckte mit den Achseln und wiederholte, was sie von Dirkje de Ruyter gehört hatte. Dirkje hatte gesagt, sie würden «dieses Pack von der Flachsfabrik schon kriegen». Sandrien fing an zu zittern wie am Abend zuvor, als sie den wimmernden Soldaten vor dem Haus gehört hatte. Dien riet ihr, ins Bett zu kriechen und sich die Decke über den Kopf zu ziehen. Das tat sie.

Sandrien schlug die Decke erst wieder zurück, als sie in der Ferne Schüsse hörte.

Die Festgenommenen näherten sich Het Sluisje mit erhobenen Armen, die Hände hinter dem Kopf verschränkt. Links und rechts von ihnen ging ein Soldat, das Gewehr im Anschlag.

Oberleutnant Schmitz fuhr im Schrittempo hinter den Gefangenen her. Der DKW stoppte erst unmittelbar vor der Panzerfalle. Am Steuer sass Heinz Hanneforth.

Wijnand Wagenmeester, Tijmen Wagenmeester, Bo Robbemond, Job de Kooning und Dries Marcelis legten die letzten Schritte ihres Lebens vor dem eigenen Haus zurück.

Mevrouw Wagenmeester traute sich nicht, hinauszuschauen. Sohn Wim ebenfalls nicht, und auch nicht die Mädchen Aaf, Bertie, Carla, Hille und der kleine Mees.

Vater und Mutter Robbemond sowie die hochschwängere Bep de Kooning-van der Stoep hielten sich ebenfalls vom Fenster fern.

Nur Alie Marcelis-van Steggelen öffnete das Schlafzimmerfenster und rief: «Dries», ein Schrei, der das dumpfe Geräusch der Schritte wie eine Glasscherbe durchschnitt.

Dries hörte es nicht oder fand es zu belastend, zu herzerreissend, noch einmal zu Alie zu schauen. Er hielt den Blick starr auf die Steinchen vor seinen Schuhen gerichtet.

Ein kleines Stück jenseits der Stelle, an der Ernst Friedrich Lange gegen die Elektroleitung gelaufen war, mussten die Gefangenen stehenbleiben. Nebeneinander, vor einem Zaun, neben der Halle der Flachsfabrik.

Oberleutnant Schmitz kam eilig näher. Er winkte Walter Loos. Der Bootsmann trat vor und salutierte.

«Ich brauche einen sechsten Gefangenen, Bootsmann.»

«Zu Befehl, Herr Oberleutnant.»

Loos hatte diese Order offensichtlich erwartet. Er grüsste, trat einen Schritt vor und nannte einen Namen.

«Holen Sie ihn», befahl Schmitz.

Loos ging mit einem Soldaten zur Flachsfabrik. Kurz darauf kam er mit Mart Robbemond zurück.

Mart, der Bruder von Bo, der bereits vor dem Erschiessungskommando stand.



Wegen dieser unerwarteten Festnahme wurde Aalbert de Kooning vierzehn Tage nach Kriegsende verhaftet. Aufgrund der Zeugenvernehmungen hatte sich laut dem Bericht über den Fall bei der Flachsfabrik zu Rhoon (GIC, Abschnitt 1-3) ein «schwerwiegender Verdacht gegen Aalbert de Kooning erhoben, der sich an einen gewissen Jabaaij, Mitglied der NSB, gewandt haben soll, der am Morgen nach der Festnahme in Uniform zum Kommandanten in Hoogvliet gefahren sein soll, um Jobs Freilassung zu erwirken. Es besteht die ernste Vermutung, dass dabei der Name von Mart Robbemonnd als Ersatz für Job de Kooning genannt worden sein soll.»

Ich erschrak, als ich diese Worte in der Akte las. Jabaaij war also doch ein Schuft. In Absprache mit Aalbert hatte er einen anderen benannt, der Jobs Platz einnehmen sollte. Dass dieser andere ausgerechnet Mart Robbemonnd war, der gemeinsam mit seinem Bruder Bo Bootsmann Loos getriezt und die De-Regt-Mädels als Moffenhuren beschimpft hatte, machte aus dem ganzen Kuhhandel eine persönliche Abrechnung. Jabaaij hatte genau gewusst, wie er Loos auf seine Seite ziehen konnte: indem er den anderen Robbemonnd drankriegte.

Mart Robbemonnd und Dirkje de Ruyter waren einander nach der Aussage des untergetauchten Klaas Pikaar spinnefeind gewesen. Die De-Regt-Mädels hätten Mart die Augen auskratzen können. Jabaaij und Loos wussten das nur allzu gut und benannten Mart als Ersatz für Job de Kooning Azn.

Schmitz war es recht. Loos nahm ihm erneut die Arbeit ab: Er brauchte sich keinen Moment lang zu fragen, wen er jetzt bloss verhaften lassen sollte.

Mart hätte an diesem Tag nicht zur Arbeit in die Flachsfabrik gehen, sondern sich einen Film im Kino Harmonie ansehen sollen. Sein Bruder war verhaftet worden, und dann schickte es sich natürlich nicht, sich von Zarah Leander, Kristina Söderbaum oder irgendeiner anderen Leinwandblondine betören zu lassen, aber es hätte ihm das Leben gerettet. Er betrachtete die Festnahme seines Bruders zu leichtfertig als pures

Pech oder dummen Zufall und nicht als ernste Warnung. Und er unterschätzte die Unbarmherzigkeit von Bootsmann Loos und Oberleutnant Schmitz.

Mart Robbmond musste sich neben die fünf Männer stellen. Schmitz gab Anweisungen, wie sich das Erschiessungskommando aufzustellen habe. Da platzte dem Direktor der Flachsfabrik der Kragen. Er zog seine Krawatte gerade, stürmte aus der Fabrik, den Deich hinauf und direkt auf Schmitz zu.

«Das können Sie nicht machen. Diese Leute hier sind vollkommen unschuldig. Das sind meine Leute, sie arbeiten in meiner Fabrik oder im Schöpfwerk neben meiner Fabrik. Sie haben niemandem etwas zuleide getan. Niemandem. Ich protestiere energisch.»

Oder so ähnlich.

Ausser Schmitz, Heinz Hanneforth am Steuer des DKW und den sechs Männern des Erschiessungskommandos konnte niemand Jacques Pijnacker verstehen. Es ging auch weniger darum, *was* er sagte. Es ging darum, *dass* er etwas sagte.

Dazu gehörte Mut. Man musste diese sechzig bis siebzig schwerbewaffneten Soldaten der Kriegsmarine und des Heeres kurz vergessen, man musste in diesem übererregten kleinen Leutnant für den Moment den Gernegross sehen. Man musste einzig und allein auf die eigene geistige Überlegenheit vertrauen und auf die Kraft, die die Empörung einem verlieh.

Jacques Pijnacker hatte eine ziemlich kräftige Stimme. Sie passte zu seiner Stellung als Direktor der Flachsfabrik. Dort arbeitete ruppiges Volk; er musste seine Stimme mehr als einmal erheben, um die sechzig kraftstrotzenden Flachsarbeiter im Zaum zu halten.

Pijnacker war den ganzen Vormittag zu geschäftlichen Besprechungen in Rotterdam gewesen. Mittags hatte er in Rijsoord Verhandlungen über die Lieferung von Flachs geführt. Er war nach Hause zurückgekehrt, hatte eine Tasse Tee getrunken und von seiner Frau und dem Dienstmädchen von den nächtlichen Verhaftungen in Het Sluisje erfah-

ren. Gegen den Rat seiner Frau hatte er sich sofort mit dem Fahrrad in die Fabrik begeben.

In Het Sluisje hatte er gesehen, wie die Deutschen anmarschierten. Er hatte seinen Betriebsleiter Aart Haak gefragt, was da los sei, hatte von der bevorstehenden Vergeltungsmassnahme erfahren und zum Heizer Bas Haak, einem Bruder von Aart, gesagt: «Ich schau mal, was ich tun kann.» Dann hatte er seinen Hut von der Garderobe genommen, war zum Deich hinaufgegangen und auf Schmitz zugeschritten.

Jacques – die Dorfbewohner sprachen seinen Namen wie Schaack aus – entstammte einer Familie von Grossbauern und Honoratioren. Bis 1941 war er Beigeordneter für die ARP in Rhoon gewesen, bis zu dem Moment, als die Gemeinderäte auf Anordnung der Besatzungsmacht aufgelöst worden waren. Dass die gewählten Vertreter des Dorfs mit einem Federstrich ausgeschaltet worden waren, hatte Pijnacker stärker zugesetzt als die deutsche Invasion. Das Gefühl, überhaupt keinen Einfluss mehr auf sein Dorf ausüben zu können, hatte eine lähmende Wirkung auf ihn gehabt.

Sein Vater war ebenfalls Gemeinderatsmitglied gewesen und von 1923 an Beigeordneter. Jaap Pijnacker, ein kleiner, herrischer, aufbrausender Mann, war während der Wahlkämpfe immer wieder Zielscheibe kleiner Triezereien gewesen, bei denen das S auf den Wahlplakaten gestrichen wurde. Dann war zu lesen «Temt J. Pijnacker» (Zähmt J. Pijnacker) anstatt «Stemt J. Pijnacker» (Wählt J. Pijnacker).

Vater Jaap liess für jeden seiner Söhne ein Haus bauen, das er ihnen zur Hochzeit schenkte. Die Häuser waren leicht daran zu erkennen, dass sie alle das gleiche überdachte Eingangsportal hatten.

Ursprünglich kamen die Pijnackers aus Katendrecht. Als das Dorf in die Stadt Rotterdam eingemeindet worden war und die Sandflächen an der Nieuwe Maas sich in Kais, Lagerhäuser und Bordelle verwandelt hat-

ten, war die Familie nach Rhoon übergesiedelt. Mit barem Geld kaufte Jaap 1890 einen Bauernhof am Kleidijk. Das jahrhundertealte Gehöft ging vierzehn Jahre später in Flammen auf, der erste einer ganzen Serie von Bränden, die der Familiengeschichte die Glut von Feuer und den Geruch von Asche verleihen sollte. An derselben Stelle entstand ein neuer Hof, der auch wieder abbrannte, aber das war erst lange nach dem Krieg.

Ausser einem Haus schenkte Jaap Pijnacker jedem seiner Söhne auch noch einen landwirtschaftlichen Betrieb. Jacques bekam die Flachsfabrik, Carel eine Obstplantage mit Scheunen und Kühlräumen an der Ostseite des Kleidijk, Pieter eine Obstplantage am Achterdijk und Kleis, der Jüngste, den elterlichen Hof.

Mit den Jahren wurden die Häuser und Betriebe, die Jaap verteilte, infolge einer Fehlinvestition kleiner. Auf dem Dachboden des Bauernhofes am Kleidijk lagen Pakete mit Aktien der Russischen Eisenbahn. Sie waren nach der Oktoberrevolution wertlos geworden.

Die sechs Töchter von Jaap Pijnacker erhielten zu ihrer Hochzeit keinen roten Heller. Das führte zu heftigem Streit in der Familie: Die Schwiegersöhne rebellierten. «Hundert Jahre Hass und Neid», fasste einer von ihnen die Familiengeschichte zusammen.

Die Herren Pijnacker waren in den wichtigsten Gremien des Dorfes vertreten. Als Mitglied des Deichverbands im Polder Het Binnenland van Rhoon hatte Jaap grossen Einfluss auf die Polderverwaltung. Man erreichte wenig im Dorf, wenn man Jaap Pijnacker oder später Jacques Pijnacker gegen sich hatte. Im Grunde waren sie mächtiger als der Bürgermeister von Rhoon. Dementsprechend nahm auch der Hass gegen sie zu. Ihre Knechte und Arbeiter wurden schlecht, ihre Dienstmädchen sehr schlecht entlohnt. Die Arbeiter in der Flachsfabrik verdienten ein-einhalb- bis zweimal so viel wie die Arbeiter auf dem Land. Aber auch das war wenig – nur etwas mehr als ein Hungerlohn.

Dass die Pijnackers Ende des neunzehnten Jahrhunderts der erneuerten Kirche beitreten würden, hatte keiner erwartet. Alle anderen

Grossbauern blieben der alten reformierten Staatskirche treu. Der Übertritt der Pijnackers war in erster Linie eine politische Entscheidung gewesen. In dieser neu gebildeten Kirche konnten sie schnell in hohe Ämter aufsteigen, während in der reformierten Kirche die ältesten Rhooner Dynastien weiterhin das Sagen hatten. Glaube, Politik und Macht hingen überall zusammen, doch auf den südholländischen Inseln war noch mehr im Spiel: Indem Männer wie Pijnacker der Kirche der kleinen Leute beitraten, verringerten sie das Risiko einer Revolte gegen ihre Position und ihr Eigentum.

Von Jacques Pijnacker hiess es, er sei im Widerstand gewesen, und sogar, dass er der Führer einer in Rhoon und Rotterdam operierenden Widerstandsgruppe war. Ich konnte das anfänglich nicht verifizieren. Später erhielt ich Hinweise darauf, dass Pijnacker tatsächlich ein Mann im Hintergrund war, der die Widerstandsbewegung mit Geld und Sachmitteln versorgte. Er war ein scharfer Gegner der Deutschen, genau wie sein Alters- und Glaubensgenosse Wijnand Wagenmeester. Die beiden hatten noch mehr gemein: Ihre Väter sasssen sechzehn Jahre im Gemeinderat und ebenfalls viele Jahre im Vorstand der erneuerten Kirche. Pijnacker hat Pfarrer Kloosterziel vermutlich voll bei dessen Arbeit für den Widerstand unterstützt und der Bewegung finanziell geholfen, obwohl er ausserhalb seiner eigenen Familie äusserst geizig war. Doch während der Kriegsjahre wurde öfter mit dem Finger auf Jacques Pijnacker gezeigt, weil seine Flachsfabrik weiterhin Leinen an die Deutschen lieferte und er die Produktion Jahr für Jahr steigerte. Jacques verdiente an den Mofen. Zu seiner Verteidigung führte er jedes Mal an, dass er sechzig Männern Arbeit gebe und so sechzig Familien Brot, plus ebenso vielen Bauern und ihren Familien auf IJsselmonde.

Ich persönlich hätte auch nicht gern vor diesem Dilemma gestanden. Wenn Pijnacker seine Fabrik geschlossen hätte, wäre er selbst ungeschoren durch den Krieg gekommen; er war reich genug und hätte zudem Geld von seinem Vater leihen können, der erst 1951 starb. Doc für die

Flachsarbeiter und die Flachsbauern hätte es Kummer und Elend bedeutet.

Auch Carel Pijnacker, Jacques jüngerer Bruder, unterstützte die Widerstandsbewegung. In der Scheune im hinteren Teil seiner Obstplantage versteckte er vier Mitglieder eines Aktionstrupps. Bei ihm selbst im Haus waren zwei deutsche Offiziere einquartiert. Es war der reinste Drahtseilakt, wenn er zwischen seinem Haus, auf dessen Steintreppe zur Hintertür die Deutschen sassen und rauchten, und der Scheune hin- und herging, wo die Mitglieder des Aktionstrupps auf Essen und Trinken warteten. Die vier Widerstandskämpfer – zwei Brüderpaare – gingen nie ins Dorf, führten ihre Aktionen nachts durch und unterhielten den Kontakt zur Aussenwelt über einen weiblichen Kurier. Carel überstand den Krieg unversehrt, einer der vier Männer nicht: Er wurde bei einem Überfall in Rotterdam gefasst und am nächsten Tag standrechtlich erschossen.

Alle Pijnackers waren von kleiner Statur, kräftig gebaut, hatten glänzendes pechschwarzes Haar und eine braun gegerbte Haut. Alle Pijnackers – ich kenne sie gut, der Busenfreund meines Zweitältesten Bruders, Hans, war ein Pijnacker – hatten einen fanatischen Blick. Alle Pijnackers waren prinzipientreu.

Jacques Pijnacker fand es skandalös, dass ein paar Männer und junge Burschen einfach festgenommen und vor das Erschiessungskommando gestellt wurden. Er war vierundvierzig Jahre alt, würde sieben Tage später fünfundvierzig werden; er zog seine Krawatte gerade, setzte seinen Hut auf und trat auf den besessenen Oberleutnant zu, der schon den ganzen Krieg auf den Moment gewartet hatte, in dem er eine Tat vollbringen konnte.

«Wer sind Sie? Was wollen Sie?», schrie Schmitz.

«Dass Sie diese Männer freilassen.»

«Frei? Frei? Dann stellen Sie sich mal dazu.»

«Ich verstehe Sie nicht.»

«Stellen Sie sich dazu, vor den Zaun. Schnell.»

Pijnacker wollte mit ruhigen, festen Schritten Weggehen; Loos drückte ihm den Gewehrlauf in die Rippen.

«Da. Vor den Zaun.»

Er musste sich neben Dries Marcelis stellen, an dessen linke Seite.

Fünfzehn Mann bildeten das Erschiessungskommando. Sie standen sieben Männern gegenüber, die man ein kleines Stück neben der Halle der Flachsfabrik vor einen Holzzaun gestellt hatte. Oberleutnant Schmitz leitete das Exekutionskommando. Mit blossem Auge schätzte er die Entfernung zwischen den Soldaten und den Männern, die erschossen werden sollten. Sechs Meter. Das entsprach den Vorschriften, wie sie im Kriegsrecht festgelegt waren.

Falls die Genfer Konvention tatsächlich für ihn zählte, beging Schmitz einige grobe Verstösse. Er hatte die zuletzt Festgenommenen, Mart Robbmond und Jacques Pijnacker, nicht aufgefordert, sich auszuweisen. Er hatte sie nicht durchsucht und nicht verhört. In dem Fall handelt es sich um die willkürliche Tötung von Zivilpersonen als Vergeltungsmassnahme, eines der schwersten Kriegsverbrechen. Schmitz hatte auch keinen Namensappell der betreffenden Männer abgehalten, was ihm später aufrichtig leidtat. Das war, gab er zu, ganz gegen die Vorschriften und deutete auf eine übereilte Ausführung des Befehls hin, den der Kampfkommandant ihm erteilt hatte.

Schmitz blieb in erster Linie Beamter, auch in seiner gemessenen Ansprache. Die «Leute», die vor ihm stünden, seien auf Befehl des Kampfkommandanten von Rotterdam als Vergeltung für Sabotage zu erschiessen, an der Stelle, an der ein deutscher Soldat für das Vaterland gefallen sei. Für seinen Tod sei ein Sühneopfer zu erbringen. Schmitz sagte wörtlich auf Niederländisch, die Hinrichtung sei «eine Sühnemassnahme».

Der Oberleutnant trat einen Schritt zurück und befahl: «Legt an.» Die fünfzehn Soldaten legten den Karabiner an.

Beigeordneter Pijnacker nahm den Hut ab, erhob den Blick demonstrativ zum Himmel, schloss dann die Augen und faltete die Hände.

Schmitz befahl: «Feuer.»

Die sieben Männer fielen vornüber.

Schmitz erteilte einem der Soldaten den Auftrag, den Opfern den Gnadenschuss zu geben. Der Soldat schüttelte den Kopf und wandte sich weinend ab.

Da schrie Schmitz wutentbrannt: «Du, Dingeldei.»

Willi Dingeldei trat vor. Ihm wurde aufgetragen, den Erschossenen den Gnadenschuss zu geben.

«Du, Loos.»

Auch Walter Loos trat aus der Reihe. Er nahm das Maschinengewehr und schoss das Magazin mit dreissig Patronen auf die Toten leer.

Als Letzter gab Schmitz dem einen oder anderen mit seiner Dienstpistole den Gnadenschuss.

Die Leichname durften nicht weggebracht werden, die Hingerichteten mussten auf dem Deich liegenbleiben.

Jan Kleinjan war am 11. Oktober 1944 noch nicht ganz neun Jahre alt. Er half dem Fuhrmann Janus Koolhaas von der Flachsfabrik, der jeden Tag mit Pferden zu tun hatte. Auch am 11. Oktober war Jan zusammen mit Janus im Pferdestall der Flachsfabrik: Er durfte die Zugpferde striegeln.

Draussen herrschte Unruhe, aber sie wussten nicht, was dort genau vor sich ging. Da hörten sie Schüsse. Viele Schüsse gleichzeitig.

«Wir müssen weg», sagte Janus.

Sie machten, dass sie fort kamen.

Janus flüchtete auf die Wiese, Jan rannte in das am Fuss des Deichs gelegene Haus von Darius und Bets de Kooning und verkroch sich unter dem Esstisch.



Durch das Fenster sah er deutsche Uniformierte auf dem Deich, das Gewehr im Anschlag. Er hörte, wie sie an die Tür schlugen und «Raus, raus» riefen. Die Soldaten trafen Vorbereitungen, das Haus in Brand zu stecken. Jan rannte die Steintreppe zum Deich hinauf.

Oben packten Soldaten ihn am Kragen.

«Ungehorsam, was», schrie Schmitz. «Du bist genauso schlimm wie alle Übrigen.»

Jan wurde zur Hinrichtungsstelle gebracht.

Oberleutnant Karl Schmitz zwang ihn, zuzuschauen, wie die sieben Männer den Gnadenschuss bekamen: eine Kugel in den Kopf.

Jan, ein Junge von acht, beinahe neun Jahren.

Seit dem 11. Oktober 1944, erzählt Jan Kleinjan am 17. Juni 2009, zieht drei-, viermal pro Nacht an seinem geistigen Auge vorbei, wie Soldaten den sieben Opfern den Gnadenschuss verpassen.

Dass ein Junge auf Anordnung des Befehlshabers zuschauen musste, kam während des Prozesses gegen Karl Schmitz nicht zur Sprache, genauso wenig wie bei irgendeiner anderen Vernehmung die Vorfälle in Het Sluisje betreffend. Dennoch war es eindeutig ein Kriegsverbrechen.

Vom Schlafzimmerfenster ihres Hauses aus sah Alie Marcelis, wie ihr Mann Dries tödlich getroffen zu Boden fiel. Sie sank auf die Bettkante. Keine Minute später drangen Soldaten in ihr Haus und gaben ihr zehn Minuten Zeit, zu verschwinden.

Nach Schmitz' Aussage hatten die Bewohner zwanzig bis dreissig Minuten Zeit; in Wirklichkeit war es weniger als zehn.

Die Soldaten trugen sogenannte Flachsschäben ins Haus und jagten die Bewohner hinaus.

Das taten sie auch beim Haus von de Kooning Dzn, wo Jobs Frau auf einem Stapel Jutesäcke lag und verzweifelt weinte und wimmerte.

Danach war das alte Fährhaus an der Reihe, in dem die Familien Osseweijer, Pekelaar und Marcelis wohnten. Das Fährhaus gehörte dem Vater von Jacques Pijnacker.

Die Soldaten warfen das Bettzeug auf den Deich, eine Frau wandte sich an einen Wehrmachtsoffizier und sagte, das alles gehe so überstürzt, dass sich womöglich ein Kind dazwischen befinden könnte. Der Offizier – er war mittleren Alters – gestattete ihr, die Decken, Laken, Überdecken und Kissen zu durchsuchen; daraus hob die Frau ein neun Monate altes Baby hervor. Als sie dem Offizier das Kind zeigte, schossen ihm Tränen in die Augen.

Die Familie Wagenmeister musste schwer büssen. Die Deutschen verteilten nicht nur in der Dienstwohnung des Maschinisten des Schöpfwerks brennbare Flachsabfälle, sondern auch in seiner Fahrradschlosserwerkstatt, seiner Scheune und einem Schuppen. Aller Hausrat ging verloren und das gesamte Werkzeug.

Mutter Wagenmeister griff nach einer Schubkarre. Da hinein setzte sie ihre jüngste Tochter Hillie und den kleinen Mees. Die älteren Kinder hatte sie bereits vorgeschickt. Sie ging noch schnell ins Haus zurück, um ihr Portemonnaie, den Personalausweis, das Familienstammbuch und die Lebensmittelkarte zu holen. Ein deutscher Soldat stiess sie wieder hinaus. Sie griff nach der Schubkarre und fuhr damit über den Deich. Aus dem Schlafzimmerfenster sah ein anderer deutscher Soldat, wie sie mit den beiden Kindern floh. Er schaute kurz hin, öffnete dann das Fenster und rief: «Warte.»

«Der war wirklich nett», erinnerte sich Hillie ein halbes Jahrhundert später, «er hat uns noch zwei Decken zugeworfen.»

Mutter Wagenmeister faltete sie zusammen und legte sie über die Beine ihrer Kinder in der Schubkarre.

«Weg, schnell, schnell», schrien andere Soldaten.

Sie schob die Schubkarre weiter und begann zu rennen. Nach fünfzig Metern bekam sie keine Luft mehr. Sie setzte die Schubkarre ab.

Hillie rief: «Mama, schau.»

Sie drehte sich um und sah, wie Flammen aus den Dächern der Häuser schlugen. Dank der Flachsschäben, die in den Zimmern verteilt worden waren, brannten die Wohnungen wie Fackeln. Schäben sind die verholzten Stängelteile des Flachs.

Im Schöpfwerk waren die dumpfen Geräusche explodierender Kessel zu hören.

Der Bauernhof von Aalbert de Kooning ging nicht in Flammen auf, genauso wenig wie das Haus von Kees Blekemolen und Gertie Blekemolen-Wiessner. Sie wurden als Einzige in Het Sluisje verschont. Es zahlte sich aus, eine politisch falsche oder fragwürdige Position einzunehmen.

Bets de Kooning stand neben Basje Wagenmeister und der Schubkarre mit den Kindern. Sie hielt eine grosse, dicke «Staatenbibel» in den Armen. Sie hatte so schnell fliehen müssen, dass die Ränder des Einbands bereits Brandflecken aufwiesen.

Aus der Schubkarre schauten Hillie und Mees Wagenmeister, die Hände an den Mund gepresst, zu, wie fast der gesamte Weiler ausbrannte. Mees war zu klein, um zu verstehen, was da vor sich ging, aber Hillie war schon acht und begriff, dass sie in weniger als einer halben Stunde ihren Vater, ihren ältesten Bruder, ihr Haus und ihre vertraute Umgebung verloren hatte.

«Komm, Mutter, nicht mehr hinschauen.»

Carla Wagenmeister hatte das ihrer Mutter zugerufen. Carla heiratete später Anton Pijnacker, den ältesten Sohn von Jacques, der mit ihrem Vater vor dem Exekutionskommando gestorben war. Es schien eine gute Wahl zu sein: Niemand würde sie besser verstehen können als das Kind eines anderen Opfers. Anton konnte mit seinen Erinnerungen leben, so angstbesetzt sie auch waren; er hatte eine Aufgabe zu erfüllen. Sofort nach dem gewaltsamen Tod seines Vaters übernahm er, gerade achtzehn Jahre alt, die Leitung der Flachsfabrik. Carla lebte auf, als sie Mutter von drei Söhnen und einer Tochter wurde. Das Glück dauerte allerdings nicht lange; sie bekam Rheuma, wurde bettlägerig und schwer alkoholabhängig. Im Dorf sagte man wenig respektvoll, dass Carla sich totsoff. Für mich ist sie das achte Opfer der Vergeltungsmassnahme.

Hillie bekam schon in jungen Jahren ein psychotisches Leiden:

Sie schüttelte ständig den Kopf. Im Gegensatz zu ihren Brüdern Wim und Mees blieb Hillie im Dorf. Wenn jemand sie vorsichtig nach dem Krieg fragte, sagte sie in munterem Ton: «Wie, Krieg?» Oder: «Wieso, der Krieg?»

Ich war siebzehn oder achtzehn, als ich sie das sagen hörte. Ich fand sie nicht verrückt, wie man im Dorf flüsternd sagte, sondern hielt diese Leugnung für eine kluge Methode, sich aus der Opferrolle zu befreien. Der Krieg liess sie dennoch nicht einen Tag los, auch sechzig Jahre später nicht.

Auf den Hinweis eines Dorfbewohners hin, der der NSB angehörte, begaben Oberleutnant Schmitz und fünfzehn Soldaten sich zum Wohnhaus des Beigeordneten Jacques Pijnacker am Kleidijk 2.

Ein Bootsmann – offenbar wieder Loos – befahl Marie Pijnacker-de Wisselare und ihren vier Kindern, zwei Söhnen und zwei Töchtern, das Haus schleunigst zu verlassen. Mevrouw Pijnacker hatte gerade erst von der Hinrichtung ihres Mannes erfahren und stand unter Schock.

«Wo kommen diese Flachsschäben her?», fragte sie ungläubig.

Ihre Verwunderung war verständlich. Von der Flachsfabrik zum Kleidijk waren es gut und gern zwei Kilometer. Die Flachsabfälle mussten mit dem Lastwagen gekommen sein, der die Gefangenen nach Het Sluisje gebracht hatte.

Marie Pijnacker erhielt noch weniger Zeit als Basje Wagenmeester, ihre Wertsachen zusammenzusuchen. Sie wusste nicht mehr, wo ihr Schmuck lag, und verwandte die meiste Zeit darauf, den Kanarienvogel in Sicherheit zu bringen. Was sie nicht bemerkte, war, wie ihr ältester Sohn dem Tod entkam. Die Deutschen suchten Anton, der ihren Informationen nach erwachsen war und, in ihrer Ausdrucksweise, «exekutabel». Pieter Pijnacker, Jacques' jüngerer Bruder, der ein Stück weiter entfernt am Kleidijk/Ecke Achterdijk wohnte, erfasste die Lage schnell. Er lotste Ton, der das Haus bereits verlassen und sich zwischen ein paar Zuschauer gestellt hatte, vorsichtig weg, schickte ihn zum Hühnerstall

im hinteren Teil seines Anwesens und schärfte ihm ein, sich unter dem Heu zu verstecken. Die Hühner begannen zu kakeln, als ob ihnen der Hals umgedreht würde, doch die Deutschen bemerkten es nicht.

Die Soldaten waren zu sehr mit der Zerstörung von Jacques Pijnackers Haus beschäftigt, sie schleppten die Flachsschäben hinein, zer-schlugen die Scheiben des Wintergartens und besprenkelten den Flachs mit Petroleum.

Bevor Feuer gelegt wurde, inspizierte Schmitz das Haus. Ihm fiel auf, dass im Zimmer des jüngsten Sohnes eine Europakarte an der Wand hing, auf der mit roten Stecknadelköpfen das Vorrücken der Roten Ar-mee und mit blauen und grünen das der Alliierten angegeben war. Schreiend trug er Loos auf, die Karte von der Wand zu reißen.

Als Schmitz kurz darauf den Befehl gab, das Haus am Kleidijk anzu-zünden, brach unter den Zuschauern Panik aus.

«Sie haben das ganze Sluisje ermordet und in Brand gesteckt», schrie eine Frau.

Im Osten stiegen fünf oder sechs Rauchsäulen gen Himmel.

Aus dem Dach schlugen Flammen. Die Überdachung des Eingangspor-tals fiel brennend zu Boden. Die Fensterscheiben barsten. Henk, der jüngste Sohn von Jacques, hockte sich vor dem Haus hin, steckte sich die Zeigefinger in die Ohren, schloss die Augen und spürte, wie ein Wi-derwille in ihm aufstieg, der erst verschwand, als er zehn Jahre später ein Schiff nach Neuseeland bestieg. Er kehrte nie wieder nach Europa zurück. Als ein Neffe ihn 2010 in seinem Haus nördlich von Wellington besuchte, sagte er als Erstes: «Bitte, kein Wort über den Krieg.»

In dem DKW, der nach Hoogvliet zurückfuhr, sass ein zufriedener Ober-leutnant Schmitz. Dem Fahrer Hanneforth gegenüber prahlte er, unter den Exekutierten habe sich der Direktor der Flachsfabrik befunden.

«Ach so», sagte Heinz, der nicht begriff, was daran so besonders war.

«Mit ihm habe ich den Keim erfasst.»

«Den Keim wovon?», fragte Hanneforth wie von ungefähr.

«Das Herz des Widerstands!»

Karl Schmitz glaubte inzwischen selbst an die Grösse seiner Taten. Mit Jacques Pijnacker meinte er den Widerstand weit und breit ausgelöscht zu haben.

Warum er sich so sicher war? Nach dem Krieg sagte er, dass Loos ihm das eingeflüstert habe. Nach dessen Worten sei der Direktor der Flachsfabrik die treibende Kraft der Widerstandsbewegung gewesen.

Hinten im Auto sass Willy Fenner.

«Schmitz», erklärte er nach dem Krieg, «sagte mehrmals, er habe mit dem Direktor der Flachsfabrik den Richtigen erwischt. Wir hatten da unsere Zweifel. Wir waren schwer entsetzt darüber, was Schmitz ange richtet hatte.»

Entsetzt? Mag sein. Doch bevor sie die Häuser in Brand steckten, nahmen die Soldaten alle Wertsachen mit, die sie auf die Schnelle an sich raffen konnten, ausserdem alle Lebensmittel und alles Essbare, darunter zwanzig lebende Kaninchen.

Schmitz rauchte zufrieden eine Zigarette. Er hatte demonstriert, dass die Deutschen den Krieg noch längst nicht verloren hatten. Die Arbeit war getan, es war fast halb sieben. Sein Appetit regte sich.

Um sieben Uhr abends erhielt Augustijn Noole zu Hause einen Anruf von Oberleutnant Schmitz. Dieser erteilte dem Hauptwachtmeister der Staatspolizei in Rhoon (die Reichspolizei hiess während der Besatzung Staatspolizei) den Auftrag, die Leichen am Rijdsdijk bei Het Sluisje wegzuschaffen.

Hauptwachtmeister Noole meldete Bedenken an, weil dieser Teil des Rijdsdijk auf Rotterdamer Gebiet liege.

«Auf brutale Weise» und «mit langen deutschen Flüchen» habe

Schmitz ihm deutlich gemacht, dass er persönlich für die Aufräumarbeiten verantwortlich sei, da die Gemeinde Rhoon «eine Brutstätte der Feindseligkeit gegen die Deutschen» sei.

Schmitz war völlig durchgedreht, und das nicht etwa, weil er sich vor dem Essen mit Schnaps hätte volllaufen lassen. Seine Haushälterin Maria de With sagte später unter Eid aus, Schmitz habe an jenem Mittwoch, dem 11. Oktober, bis zur Hälfte des Abends keinen Tropfen Alkohol getrunken.

Nein, Schmitz hatte gerade einen Anruf aus Rotterdam erhalten, von Kistner, und unmittelbar darauf vom Wehrmachtbefehlshaber Christiansen, der wiederum im Namen von Rauter und Wölk anrief. Mit seinem schnellen und resoluten Auftreten am Rijsdijk hatte Schmitz sich den Unmut der gesamten Nazi-Spitze in den Westniederlanden zugezogen.

Das konnte Noole nicht ahnen. Er rief Doktor Koos Monteyn an, der den Tod offiziell feststellen sollte, alarmierte drei Polizisten und bat drei Zivilisten, mit ihm zu kommen. Eine halbe Stunde später hatten sie den Ort erreicht. Die Häuser waren ausgebrannt und schwelten noch, der Himmel war voller Russ.

Die acht Männer trugen die Leichen in einen Raum in der Flachsfabrik. Nach Nooles Aussage waren sie «von den Unterschenkeln bis zur Stirn von unzähligen Kugeln durchbohrt». Die Leichname von Dries Marcelis und Vater Wagenmeester waren sogar «auf bestialische Weise zugerichtet». Bei beiden war der Hals zu mehr als der Hälfte weggeschossen, und in der linken Brust hatten sie «ein fussballgrosses Loch». Bei Vater Wagenmeester war ausserdem das rechte Auge ausgeschossen.

Noole verfasste einen Bericht, in dem die Empörung in jedem Wort durchklang. Was der Hauptwachtmeister da tat, war gefährlich, doch der Drang, seine Befunde schriftlich festzuhalten, war stärker als seine Angst. Durch die Brände – «die ich auf Geheiss der deutschen Behörden nicht erwähnen durfte» – waren fünfundzwanzig Menschen obdachlos geworden. Noole notierte auch, was der Vergeltungsmassnahme voraus-

gegangen war: ein Spaziergang von Dien de Regt und Bootsmann Walter Loos sowie Sandrien de Regt und Soldat Ernst Friedrich Lange.

Nach dem Krieg wurde das nachdrücklich verschwiegen. Das Protokoll des Hauptwachtmeisters verschwand und tauchte erst sechzig Jahre später wieder auf. Für mich war es eine wichtige Quelle bei der Rekonstruktion der Ereignisse.

Gut eine Stunde bevor Hauptwachtmeister Noole und Doktor Monteyn mithilfe von sechs Männern die Leichen forttrugen, hatte ein deutscher Armeelastwagen einige Hundert Meter vor der Panzerfalle am Rijdsdijk angehalten.

Gestapoleute hatten «Aussteigen!» geschrien; zwei Männer in Gefängnis Kleidung und mit gefesselten Händen waren von der Pritsche gestossen worden.

Sie mussten in Richtung Het Sluisje gehen, flankiert von den Gestapoleuten. Die Bewohner am Rijdsdijk, die das sahen, dachten, eine zweite Exekution stehe bevor.

Eine zweite Exekution. Herbert Wölk regte sich noch zweieinhalb Jahre danach darüber auf. Am 8. Januar 1947 wurde er von einem Mitarbeiter des Amtes für die Ermittlung von Kriegsverbrechen vernommen.

Wölk erledigte die schmutzige Arbeit für die Nazis in Rotterdam. Fast jeden Terrorakt, jede Vergeltungsaktion oder Exekution hatte er ausgeführt. Wölk war von Dezember 1942 bis April 1945 Dienststellenleiter sowohl der Sicherheitspolizei (Sipo) als auch des Sicherheitsdienstes (SD). Der Dienststellenleiter Rotterdam unterstand direkt Hanns Rauter, dem obersten Polizei- und SS-Chef in den Niederlanden. Wenn Wölk den Auftrag nicht selbst erteilte, handelte er im Namen von Rauter.

Nachdem die Meldung von dem Sabotageakt am Rijdsdijk eingegangen war, hatte Rauter im Einvernehmen mit Wehrmachtbefehlshaber Christiansen die schärfsten Repressalien angeordnet. Wölk erhielt den Auftrag, eine Gruppe von – wenn er recht verstanden hatte: zehn – zum Tode verurteilten Personen zur Exekution zum Rijdsdijk zu bringen. Das



war nämlich die Regel bei Geiseln: Nur zum Tode Verurteilte kamen dafür in Betracht, auch wenn diese in jedem zweiten Fall nach einem Scheinprozess in einer Todeszelle gelandet waren. Wölk erliess den Befehl, vorsorglich ein paar Todeskandidaten zum Ort der Vergeltungsmassnahme zu bringen. Die Gestapo holte zwei Männer aus der Zelle des Rotterdamer Gefängnisses. Sie trafen als Erste am Rijdsdijk ein. Weitere acht Männer sollten in Kürze folgen, sie mussten aus dem Gefängnis in Scheveningen hergebracht werden.

Nichts ahnend gingen die Leute von der Gestapo mit den beiden Gefangenen nach Het Sluisje. Da sahen sie, dass der Sabotageakt bereits gesühnt war: Die Leichen lagen noch auf dem Deich. «Ich sah», so erklärte Wölk nach dem Krieg, «dass der Ortskommandant Schmitz in dieser Angelegenheit ohne mein Wissen bereits die schärfsten Massnahmen getroffen hatte. Ich habe unmittelbar darauf eine scharfe Beschwerde beim Befehlshaber der Streitkräfte eingereicht.» Wölk zufolge war es nur seinen Beamten zu verdanken, dass in diesem Fall nicht von zwei verschiedenen Instanzen doppelte Massnahmen ergriffen wurden.

Schmitz' Vorgehen wurde untersucht. Rauter und Christiansen erteilten ihm einen mündlichen Verweis. Wölk hielt das für viel zu mild, der Oberleutnant hätte eine Disziplinarstrafe erhalten müssen. «Die Geiseln wurden auf eigene Initiative und eigenen Befehl von Schmitz verhaftet und erschossen. Ich war damit überhaupt nicht einverstanden.»

Wie viele hohe Tiere der SS war Wölk Jurist. Allerdings ein gescheiterter, er hatte sein Jurastudium in Berlin nicht abgeschlossen. Nicht zuletzt wegen seines frühen Eintritts in die NSDAP war er zur Polizeihochschule in Berlin-Charlottenburg zugelassen worden. Bei der Berliner Polizei stieg er bis zum Kriminalrat auf, was ein rein bürokratischer Posten war. In Rotterdam durfte er dann morden, als würde er pro Leiche bezahlt, allerdings war ihm daran gelegen, das nach den Regeln und Richtlinien der Nazis zu tun. Zehn Tage vor der Befreiung erschoss er

eigenhändig ein zwölfjähriges Mädchen am Schiedamsevest, weil sie sich nicht an die Ausgangssperre gehalten hatte. Regeln waren dem Dienststellenleiter heilig. Wölk: «Am Rijdsdijk konnte kein Standgericht abgehalten werden, da es sich um Geiseln handelte. Geiseln können nicht verurteilt werden, da sie nichts getan haben.»

Wölk konnte das später mit Schmitz ausfechten. Er wurde zu einer Gefängnisstrafe von zwanzig Jahren verurteilt. Im Gefängnis von Breda begegnete er während des Hofgangs wiederholt dem Oberleutnant aus Hoogvliet. Ich weiss nicht, ob sie je ein Wort gewechselt haben. Wölk hielt Schmitz für einen Trottel, und dieser war seinerseits ausschliesslich mit seinem schlechten Gesundheitszustand beschäftigt, verursacht durch das Gefängnisessen, das er ekeleregend fand und das seiner Überzeugung nach mit Sicherheit seine Leber vergiften würde.

Am 11. Oktober 1944 wurde ihm das Abendessen jedenfalls durch die Anrufe von Rauter und Christiansen vergällt und unmittelbar darauf durch die Meldungen von groben Plünderungen. Schmitz beschloss, sein Essen stehen zu lassen. Er zog seinen langen Uniformmantel an, setzte die Mütze auf und ging in die Schreibstube. Grosse Lust hatte er nicht, der Tag war lang genug für ihn gewesen, aber es war doch besser, sich gleich ein Bild davon zu machen, was von den Beschuldigungen zutraf.

Die Soldaten gaben rasch zu, Bargeld, Schmuck, Uhren, Manschettenknöpfe und andere wertvolle Sachen aus den Häusern entwendet zu haben. Schmitz entschied, die Täter nicht zu bestrafen, weil die Soldaten «noch so jung und unerfahren waren». Hingegen beschloss er, die Diebe von Lebensmitteln und Kleinvieh disziplinarisch zu bestrafen, obwohl sie sich damit verteidigten, es wäre doch jammerschade gewesen, wenn die Kaninchen in den Flammen umgekommen wären. Von diesen Disziplinarstrafen machte er bei seinen Vorgesetzten keine Meldung.

Schmitz befahl den Soldaten, alle Wertsachen auf seinen Schreibtisch zu legen. Er steckte sie in die Schublade und verschloss diese mit einem

Schlüssel. Bis zum Ende des Krieges verwahrte er die Kostbarkeiten. Am Tag vor der Kapitulation schenkte er seiner Haushälterin Maria de With eine goldene Armbanduhr als Dank fürs Kochen.

Am nächsten Morgen wurden die sterblichen Überreste der sieben Hingerichteten von der Flachsfabrik in die Leichenhalle des Friedhofs am Charloisse Lagedijk in Rotterdam gebracht. Hauptwachtmeister Noole versiegelte die Särge.

Etwas später am selben Tag gestattete Schmitz, dass die sterblichen Überreste den Hinterbliebenen übergeben wurden. Sie sollten am Montagnachmittag, dem 16. Oktober, in Rhoon beigesetzt werden dürfen, vorausgesetzt, die Beerdigungen fanden nacheinander statt. Nur Angehörige durften zugegen sein, keine Zuschauer. Die Feierlichkeiten mussten nach Schmitz' Worten «ohne Tamtam vonstattengehen». Ansonsten drohten weitere Strafmassnahmen.

Die Familien hatten keine Wahl und erklärten sich mit den Bedingungen einverstanden. Jacques Pijnacker wurde im Familiengrab beigesetzt, für Vater und Sohn Wagenmeester wurde ebenfalls ein Familiengrab bereitgestellt. Die übrigen vier Opfer wurden nebeneinander in vier normalen Gräbern bestattet. Pijnacker, Wagenmeester und Marcelis wurden vom Pfarrer der erneuerten Kirche bestattet, bei den Übrigen sollte der reformierte Pfarrer das tun.

Bep de Kooning-van der Stoep lehnte das ab. Sie hatte Pastor de Vos van Marken einmal mit dem Ortskommandanten von Rhoon Kaffee trinken sehen, und was er von der Kanzel herab predigte, zeugte ihrer Ansicht nach von der Mentalität, die ihren Mann das Leben gekostet hatte. Sie entschied sich für Pfarrer Bijlsma aus Rotterdam-Charlois. Der steckte wenigstens nicht unter einer Decke mit den Nazis.

Es war ein nebliger Herbstnachmittag, dieser Montag, der 16. Oktober. Rien Stolk sah die wartenden Leichenkutschen auf dem Hof eines Gross-

bauern am Rijdsdijk. Alle halbe Stunde konnte eine Kutsche sich auf den Weg zum Friedhof hinter der reformierten Kirche in Rhoon machen.

Riens Vater war untergetaucht, um der Zwangsarbeit zu entgehen. Gemeinsam mit seiner Mutter war Rien an die Untertauchadresse seines Vaters am Rijdsdijk umgezogen. Er kam aus einem grauen Wohnviertel in Rotterdam und war von der ländlichen Weite so hingerissen, dass er vom frühen Morgen bis zur Sperrstunde über die Deiche schlenderte.

Leichenwagen gab es damals zwar schon, doch wegen der Benzinknappheit hatte man die Kutschen wieder aus dem Stall geholt. Sie wurden von zwei Pferden gezogen. Über deren Rücken lagen schwarze Decken, die ihnen bis zu den Knien reichten.

Schaurig fand Rien die hohen schwarzen Federbüsche neben den Scheuklappen. Auch an der Leichenkutsche hatte man solche Büsche angebracht. Durch die Scheiben der Kutschen sah Rien die Särge unter einem schwarzen Tuch, das die Ecken freiliess.

Die Pferde waren unruhig, stampften, schüttelten den Kopf, schnaubten. Es war, als würden sie sich gegen die Beerdigung sträuben, gegen das triste Ende dieser sieben Männer, gegen den Tod.

In den Sechzigerjahren wurde Rien ein bekannter Schauspieler in Rotterdam. Wenn er eine Szene voller Kälte und Todesangst spielen musste, dachte er, bevor er die Bühne betrat, an diese schwarzen Federbüsche und die schwarzen Kutschen am Fusse des Deichs, und dann hörte er, wie die Pferde aufsässig schnaubten.

## ACHT

War es Sabotage?

Als ich Berry Hersbach diese Frage stellte, sah er mich prüfend an und fragte: «Redest du den Moffen nach dem Mund, Brokken?»

Sabotage war das Alibi des Feindes. Sabotage sprach die Deutschen zwar nicht von Kriegsverbrechen frei, lieferte ihnen aber ein milderndes Motiv: Sie revanchierten sich für einen Kameraden, der willentlich und wissentlich ermordet worden war.

War es Sabotage?

Die Frage zu stellen hiess, sie zu beantworten. Aus diesem Grund wurde sechshundsechzig Jahre lang möglichst wenig darüber gesprochen. Mehr noch, wenn man glaubte, die Leitung sei absichtlich gelöst worden, dann musste es auch einen Täter geben, und der hatte nach den Worten des untergetaucht lebenden Klaas Pikaar «ganz schön viel auf dem Gewissen». Besser, man suchte nicht.

Ich suchte trotzdem und machte eine Entdeckung, die mich einigermaßen erschütterte. Auch in den letzten zwölf Kriegsmonaten beteiligten sich nur wenige Patrioten aktiv am Widerstand, die meisten gingen auf Nummer sicher. Das wusste ich. Was ich nicht wusste, ist, dass die Untergrundbewegung ängstlich und gegen Kriegsende sogar feindselig bäugt wurde.

Der Widerstand war nicht populär während des Krieges. Der Respekt vor den Aktionen der Untergrundbewegung entstand erst in den Sechzigerjahren, als alle ungefährdet vor dem Fernseher saßen und sich die Serie *De bezetting* (Die Besetzung) ansahen. Während des Krieges fürchtete man in einem Dorf wie Rhoon die illegalen Heldentaten mindestens ebenso wie die versehentlich geflogenen englischen Bombenangriffe. Auf eine mutige Widerstandstat folgte fast immer eine feige Vergeltung der Besatzer, die unschuldige Zivilisten das Leben kostete. Lohnte sich dieser Mut dann überhaupt?

Einige Monate vor der Repressalie in Het Sluisje sprang Klaas Pikaar aufs Fahrrad und fuhr von seinem Versteck in Richtung Dorf. Diese Unvorsichtigkeit musste er büßen: Auf einem verlassenen Deichabschnitt wurde er von einem deutschen Soldaten gestoppt. Dieser war allein und fragte nach seinen Papieren. Jetzt bin ich dran, dachte Klaas. Zweimal hatte er sich bereits durch Flucht dem Arbeitseinsatz entziehen können, diesmal würde ihm das nicht gelingen, es sei denn, er gebrauchte Gewalt. Er war bewaffnet; in der Innentasche seiner Jacke steckte ein Revolver. Soll ich ihn niederschossen? schoss es ihm durch den Kopf. «Nein, du Blödmann», wies er sich selbst zurecht. «Wie viele Männer werden dann wieder verhaftet und standrechtlich erschossen?» Klaas sagte, er habe seine Papiere zu Hause liegen lassen. «Nächstes Mal mitnehmen», sagte der Soldat. Selbst wenn Klaas dieses Glück nicht gehabt hätte, hätte er seine Entscheidung nicht bereut. 1944 war jedem klar, dass man, wenn man einen Deutschen tötete, etliche Landsleute vor das Exekutionskommando brachte.

Auch aus diesem Grund wollte Berry Hersbach nicht, dass es Sabotage war. Berry musste schon damit fertigwerden, dass Wijnand Wagenmeester nicht sofort in Aktion getreten war und die Leitung durchtrennt hatte. Einem Menschen in Not hilft man, auch wenn es ein Mof ist.

Das Haus meines früheren Nachbarn von gegenüber lag an der Ecke Singel/Parallelstraat. Entlang der Parallelstraat verlief ein schmaler

Graben. Wenn man über ihn sprang, stand man am Rand des Groene Kruisweg unter einer Doppelreihe Kastanien.

Im Hungerwinter 44/45 fuhr ein Motorrad mit Seitenwagen den Groene Kruisweg entlang. Am Lenker eine Ordonnanz der Wehrmacht, im Seitenwagen ein Leutnant. Es stürmte, es schneite, die Temperatur lag bei ungefähr minus fünfzehn Grad. Auf der Höhe der Parallelstraat sahen die Soldaten Rauch aus einem Schornstein aufsteigen. Sie stellten das Motorrad ab, sprangen über den Graben und klingelten bei Berry Hersbach. Der Bezirksleiter der LO in Rhoon-West öffnete. Die Moffen starben vor Kälte; ob sie sich mal kurz aufwärmen dürften? Sie zogen ihre Handschuhe aus, die Finger waren blau. Auf den Ohren lag eine Eisschicht. Berry liess sie ein und bot ihnen einen Platz vor dem Ofen an.

«Guter Ofen», sagten sie.

«Jaarsma.»

Verstanden sie nicht.

«Ein Jaarsma-Ofen. Friesische Marke.»

«Ach so.»

Sie nickten und deuteten auf das Feuer. «Steinkohle?»

«Ja, Steinkohle.» Auf dem Schwarzmarkt gekauft, aber das war ihnen wohl klar – wie kam man im Januar 1945 sonst an Brennstoff?

Sie bekamen rote Wangen, nickten fast ein. Berry Hersbach dachte: ein gezielter Schuss ins Genick, und es gibt wieder zwei Moffen weniger. Aber er kannte die Konsequenzen.

Beim Abschied verbeugten sie sich und sagten: «Danke schön, Herr HerZZbach.»

Die Angst vor Repressalien nahm im Herbst 1944 enorm zu und entwickelte sich im März 1945 zu einer kollektiven Psychose.

Auf der anderen Flussseite lag das Spiegelbild von Rhoon. Äusserlich die gleiche Kirche, der gleiche Typ Bauernhof, die gleiche Reihenbauweise, die gleichen schmalen Deiche. Die gleiche Art Flussdorf mit der

gleichen protestantischen Mentalität, auch bei den wenigen Katholiken, die hier lebten.

An Heinenoord vorbei verlief eine Provinzstrasse, vergleichbar mit dem Groene Kruisweg bei Rhoon, eine zweispurige Strasse mit breitem Radweg, getrennt durch einen ebenso breiten Grünstreifen. Auf diesem Radweg erschoss am Samstag, dem 17. Februar 1945, eine Widerstandsgruppe den NSB-Bürgermeister.

Der Bürgermeister war erst seit Kurzem im Amt gewesen. Er hatte sofort die Ärmel hochgekrempelt und eine Razzia durchgeführt, die fünfundsiebzig Männer für die Zwangsarbeit in Deutschland geliefert hatte. Sollte dieser Fanatiker umgebracht werden, um die nächste Razzia zu verhindern? Der Aktionstrupp Zinkweg aus dem Hoekse Waard stimmte darüber ab und beschloss einstimmig, dass er so schnell wie möglich liquidiert werden müsse. Einige Tage darauf erschossen vier Mitglieder des Aktionstrupps den Bürgermeister.

Keine zwölf Stunden später wurden in aller Frühe zehn Gefangene aus dem Strafgefängnis Scheveningen geholt und zu der bewussten Stelle an der Provinzstrasse gebracht. Am Sonntag um neun Uhr morgens wurden sie standrechtlich erschossen.

Tobias de Regt erzählte mir von den Toten von Heinenoord. Seiner Erinnerung nach waren es dreissig. Die ganze Gegend war aufgebracht. Tobi zufolge konnte man ohne jede Übertreibung sagen, dass die Untergrundbewegung diese Menschen auf dem Gewissen hatte. Ein vorschneller Schluss zwar, aber das war die allgemeine Meinung.

Im Hoekse Waard war die Reaktion der Bevölkerung so negativ, dass die vier Mitglieder des Aktionstrupps Zinkweg sich nach dem Krieg nicht zu ihrer Tat zu bekennen wagten. Zehn, zwanzig, dreissig, vierzig, fünfzig Jahre später wagten sie es noch immer nicht. Wir dürfen davon ausgehen, dass sie ihr Geheimnis ins Grab mitgenommen haben.

Die Exekution in Het Sluisje war insofern noch etwas schlimmer, als sieben Dorfbewohner festgenommen und ohne jeden Prozess vor das



Erschiessungskommando gestellt worden waren. Die Opfer von Heinenoord waren immerhin noch an einer Widerstandsaktion beteiligt gewesen und aus dem Strafgefängnis Scheveningen geholt worden.

Auf der anderen Seite der Oude Maas vollzog sich die Vergeltung so, wie Herbert Wölk, der Leiter des Sicherheitsdienstes in Rotterdam, es sich auch in Het Sluisje gewünscht hatte: Der Tod des NSB-Bürgermeisters wurde mit der Exekution von zehn Todeskandidaten bestraft. Einer von ihnen war Emanuel Hamburger, Lehrer an der Oberrealschule in Dordrecht, dreiundvierzig Jahre alt, Jude, Mitarbeiter und Drucker von illegalen Zeitungen. Er war untergetaucht gewesen und wurde von einem ehemaligen Schüler verraten, der für den SD arbeitete. Nach tagelangen Verhören war er zum Tode verurteilt und nach Scheveningen gebracht worden. Emanuel Hamburger starb in Heinenoord, doch er hätte auch am 12. März 1945 auf dem Pleinweg in Rotterdam-Zuid die Kugel bekommen können, als Vergeltung für den Anschlag auf einen deutschen Beamten des Sicherheitsdienstes und einen niederländischen SS-Angehörigen, für den zwanzig zum Tode Verurteilte erschossen wurden. Oder auf dem Hofplein. Am selben Tag, dem 12. März, wurden auf dem Hofplein in Rotterdam zwanzig andere Todeskandidaten erschossen, wiederum nach einer Liquidierungsaktion seitens der Untergrundbewegung.

Vierzig Opfer an ein und demselben Tag ertrug die Bevölkerung nicht mehr. Die Rotterdamer Sektion der Landesweiten Aktionstrupps (LKP) sah sich gezwungen, eine Erklärung mit der Bitte an die Zivilbevölkerung zu veröffentlichen, nicht zu schnell über die Zulässigkeit dieser Taten zu urteilen. «Ein Aussenstehender», so schrieb die LKP, «kann die Faktoren nicht immer verstehen oder zumindest überblicken, die eine bestimmte Tat erforderlich machen.» Die Führung des Aktionstrupps bat die Rotterdamer, sich vorschneller Urteile zu enthalten, auch wenn «sich in breiten Schichten der Bevölkerung eine Stimmung beobachten lässt, die sich gegen die Untergrundbewegung richtet».

Der Widerstand hatte sich die Sympathien der Bevölkerung verschert. Dennoch liess die nächste Aktion nicht lange auf sich warten, die wiederum eine Repressalie zur Folge hatte, am 1. April am Oost-zeedijk.

Die Liste ist lang, wenn man «Repressalien Zweiter Weltkrieg in den Niederlanden» im Internet eingibt. Nach der niedrigsten Schätzung kamen 2'133 Menschen durch Vergeltungsaktionen ums Leben, nach der höchsten 4'000. In den letzten zwölf Kriegsmonaten starben allein in Rotterdam-Zuid 111 Menschen vor dem Exekutionskommando, wobei die sieben Toten von Het Sluisje nicht mitgezählt sind. Diese Toten fehlen in allen Statistiken und Opferlisten, und zwar infolge der isolierten Lage der Ortschaft und der Frage, ob sie zu Rhoon gehörte oder zu Rotterdam. Und wegen der Unklarheit bezüglich des Auftraggebers: Kriegsmarine, Wehrmacht oder doch Gestapo und Sicherheitsdienst?

Unmittelbar nach den Hinrichtungen in Het Sluisje beeilten sich die Widerstandsorganisationen der Region, zu erklären, der Bruch der Hochspannungsleitung sei ein Unfall gewesen und kein Sabotageakt. Als erste Organisation leitete der Rhooner Widerstand eine Untersuchung des Geschehenen ein. Die lokalen Widerstandskämpfer wollten schnell handeln, um Gerüchten und Verdächtigungen zuvorzukommen. Die Untersuchung sollte gleichzeitig klarstellen, dass der organisierte Widerstand nichts mit Het Sluisje zu tun hatte.

Ich schreibe hier ausdrücklich «organisierter» Widerstand. Nach dem «Verrückten Dienstag» tauchten überall in der Gegend wilde Aktionsstrups auf, die eine eigene Strategie verfolgten. Oft auch nahmen Einzelpersonen das Recht selbst in die Hand, wobei die Trennungslinie zwischen politischem Widerstand und persönlicher Rache verschwamm. Der organisierte Widerstand tat alles, um sich von unbedarften oder auch gerissenen Draufgängern zu distanzieren.

Wout Wachtman wohnte am Nieuweweg, einer schmalen Strasse, die

zum Rijsdijk führte. Von 1941 an arbeitete er bei Wilton-Fijenoord am anderen Ufer der Nieuwe Maas und fuhr jeden Tag mit dem Fahrrad nach Pernis, wo er mit der kleinen Fähre zur Schiffswerft übersetzte. Auf seinem Weg kam er an der Flachsfabrik und Het Sluisje vorbei.

Mit Widerstandsaktionen hatte Wout bereits 1940 begonnen. Ende 1943 gründete er zusammen mit seinem unzertrennlichen Kumpel Bas Jongbloed den bewaffneten Zweig der LO in Rhoon. Das Rollkommando leistete derart vorzügliche Arbeit, dass die LO Wout und Bas an den Aktionstrupp Rotterdam-Zuid auslieh, der durch Verrat und Verhaftungen bedrohlich ausgedünnt war. Nachdem die beiden ihre Schlagkraft unter Beweis gestellt hatten, teilte der Aktionstrupp Rotterdam-Zuid sie dem Sabotagestrupp Hafen zu, dem Eliteteam des bewaffneten Widerstands in Rotterdam und Unterabteilung des Aktionstrupps Zuid.

Die deutsche Armeeführung wollte verhindern, dass in Rotterdam das Gleiche geschah wie in Antwerpen, dessen Hafen im September 1944 unbeschädigt in die Hände der Alliierten gefallen war. Kein Kai, kein Kran war zerstört, die Anlagen waren vollkommen intakt. Die alliierten Schiffe konnten ein- und auslaufen, um den Nachschub für die Truppen sicherzustellen – ein schwerer Schlag für die Nazis.

Um den Rotterdamer Hafen unbenutzbar zu machen, begann die deutsche Marine, auf dem Nieuwe Waterweg und der Nieuwe Maas durch das Versenken von Schiffen Blockaden zu errichten. Die Widerstandsbewegung versuchte im Auftrag der Exilregierung in London, den Deutschen zuvorzukommen und ihrerseits Schiffe zu zerstören, die noch am Kai lagen oder in einer Werft. Versenkte Schiffe konnten nicht mehr bis in die Mitte des Nieuwe Waterweg oder der Nieuwe Maas geschleppt werden.

Wachtman war an mindestens neun Aktionen des Sabotagestrupps Hafen beteiligt. Er fuhr in einem Kanu oder Ruderboot zu den Schiffen, tauchte ins eiskalte Wasser und befestigte unterhalb der Wasserlinie ma-

gnetische Haftminen an der Schiffswand. Über das Wasser strichen Suchscheinwerfer, am Kai patrouillierten Wachleute der Kriegsmarine und Angehörige des Sicherheitsdienstes; es war eine lebensgefährliche Arbeit.

Wout kannte keine Angst; er wusste nicht, was das bedeutet. Fünf Jahre vor Kriegsausbruch war er seiner geringen Körpergrösse wegen für wehrdienstuntauglich erklärt worden; seitdem war der Alarmknopf in seinem Kopf ausgeschaltet. Der Aktionstrupp Zuid konnte ihn mit allem beauftragen, Wout schrak vor nichts zurück.

Am 10. Oktober 1944 unternahm der Sabotagetruppf Hafen erneut eine Aktion, für die die Mitglieder dieser Gruppe in den Sechzigerjahren eine Auszeichnung erhalten sollten. Wout lehnte die Ehrung ab. Er schrieb in einem Brief, dass er in der Tat an vielen Aktionen beteiligt gewesen sei, nicht jedoch an der vom 10. Oktober: Er hatte an jenem Nachmittag dem Grossvater seiner Verlobten die letzte Ehre erwiesen.

Bemerkenswert, dass er so ausdrücklich schrieb, er habe am Nachmittag einen Kondolenzbesuch in Rotterdam-Charlois gemacht.

Nach Beileidsbezeigung, Kaffee und einem Gläschen, wie es den Gepflogenheiten entsprach. Nein, Kaffee gab es nicht mehr, im Gegensatz zu – legal oder illegal gebranntem – Genever. Vielleicht in übermütiger Stimmung über den Reedijk und den Rijdsijk nach Hause zurückgekehrt. Unterwegs den Moffen und den Mädels begegnet; bei der Flachsfabrik die Leitung ...

Wout wäre dazu imstande gewesen. In derselben Zeit klingelte er einmal an einem Mietshaus in der Oranjeboomstraat in Rotterdam-Zuid, ging die Treppe hinauf zu der oberen Wohnung und schoss auf einen NSBler, der in die niederländische SS eingetreten und soeben von der Russlandfront zurückgekehrt war. Eine Einmannaktion, bei der unklar blieb, wer sie angeordnet hatte. Die Liquidierung misslang, der Ostfrontkämpfer fiel die Treppe hinunter und trug lediglich eine Schulterverletzung davon. Er hielt die Sache selbst unter Verschluss, indem er

keine Anzeige bei der Polizei erstattete und sich auch nicht bei den Besatzern beschwerte.

Wout Wachtman war zu waghalsigen Einmannaktionen imstande. Möglicherweise hatte der organisierte Widerstand ihn im Auge, als er beschloss, eine Untersuchung zum Drama in Het Sluisje durchzuführen. Wachtman war schwer einzuordnen: vom Aktionstrupp Rhooen an den Aktionstrupp Rotterdam-Zuid ausgeliehen, tätig für den Sabotagestrupp Hafen und andere Rotterdamer Widerstandsgruppen. Niemand wusste mehr, welchem Kommando er eigentlich unterstand.

Vierzig Jahre nach dem Krieg wollte Wachtman Einzelheiten seiner Widerstandsaktionen enthüllen. Er begann, seine Kriegserinnerungen niederzuschreiben. Seine Feder geriet allerdings im Jahr 1944 ins Stokken, irgendwann im Sommer, vier Monate vor den Ereignissen in Het Sluisje.

Die Untergrundbewegung wollte mit Nachdruck beweisen, dass sie keine Schuld traf. Sturm sei die Ursache des Leitungsbruchs gewesen, lautete das Fazit des Berichts. Diese Erklärung übernahmen die Dorfbewohner nur allzu gern. Wenn Sturm die Ursache war, konnte man lediglich dem Himmel etwas vorwerfen.

Lenie Osseweijer wohnte im Fährhaus in Het Sluisje. Nach ihrer Erinnerung stürmte es am 10. Oktober heftig. «Scheusslich» sei es damals gewesen, und «schrecklich gegossen» habe es. Kein Wunder, dass die Leitung durch diese Naturgewalt heruntergekommen sei.

Laut dem Archiv des Königlich-Niederländischen Meteorologischen Instituts (KNMI) fiel am 10. Oktober 1944 kein Tröpfchen Regen, und die Windgeschwindigkeit lag bei 3 auf der Beaufort-Skala. Über Windstärke 3 sagte man bei uns in den Poldern: nicht das leiseste Lüftchen. Radfahrer zogen sich an jenem Tag keinen Mantel an, so schön war das Wetter.

Angenommen, der Wind hatte örtlich etwas stärker geweht. Selbst dann war die Leitung zu dick, als dass sie hätte reißen können. Berry

Hersbach wusste sicherlich, dass es sich um ein 16-Quadrat-Kabel handelte. Das kann man mit einer Zange kaum durchknipsen – zumindest braucht man kräftige Muskeln dafür. Berry Hersbach glaubt daher eher, dass das Kabel infolge eines Kurzschlusses durchgebrannt ist. Allerdings musste er ehrlicherweise zugeben, dass ihm so etwas in seiner fünfzigjährigen Tätigkeit als Elektriker noch nie begegnet war.

Einen Kabelbruch hat Berry Hersbach ein einziges Mal erlebt: in der Nacht vom 31. Januar auf den 1. Februar 1953, während der Katastrophe, die drei Dorfbewohner das Leben kostete und alle Polder ausserhalb des Dorfkerns unter Wasser setzte. Damals brach bei Windstärke 12 eine Elektroleitung am Tijjesdijk. Sie stand noch unter Strom, und neben der Leitung lag ein toter Hund. In jener Nacht toste es wirklich, und vierzig Bauernhöfe und hundert Häuser liefen voll Wasser. Am Morgen nach der Flutkatastrophe trennte Berry, im Dienst der freiwilligen Feuerwehr, die Leitung vom Netz. Beim Anblick des durch den Stromschlag getöteten Hundes musste er kurz an den deutschen Soldaten denken. Strom bewirkt einen hässlichen Tod. Die Beine des Hundes waren steif wie Geneverflaschen aus Steingut.

Der Mythos vom Sturm hielt sich hartnäckig. Auch Arie van den Akker erinnerte sich an Unwetter, wie er seinem Sohn erzählte. 1944 war er fünfundvierzig Jahre alt, besass einen recht grossen Bauernhof am Rijsdijk, in dem zehn deutsche Wehrmachtsangehörige einquartiert waren. Die Ernte stand noch in Garben draussen, die mit Planen abgedeckt waren. Am 9. oder 10. Oktober bat er die deutschen Soldaten, ihm dabei zu helfen, Betonklötze auf die Planenränder zu legen. Arie wusste noch gut, dass seine Frau zu ihm sagte: «Oje, unser Essen weht uns weg.» Schönes Bild: Mit der Ernte wehte der Ertrag davon. Nur: Flachs und Getreide werden je nach Witterung zwischen Mitte August und Mitte September geerntet. In der zweiten Oktoberwoche war die Ernte längst eingebracht. Hatte er sich nicht um einen Monat geirrt?

Eine gute Quelle sind die Polizeiberichte. Gingen in jenen Wochen

Meldungen über Sturmschäden ein? Ja, nach dem schweren Sturm, der am 7. September über die Provinz Zuid-Holland raste, genau zweiunddreissig Tage bevor Matrose Ernst Lange gegen die Leitung lief.

Die Untergrundbewegung in ihrem Bericht: «Von der Flachsfabrik läuft eine Leitung für die Lieferung des Betriebsstroms zu einem Mast auf der anderen Strassenseite. Diese Leitung steht unter 500 Volt. Sie riss bei dem bekannten Sturm eines Nachmittags Ende September. Sie blieb auf einem der Isolatoren hängen und wurde nicht repariert, wahrscheinlich weil es noch Kontakt gab. Wer dafür verantwortlich ist, ist nicht bekannt.»

Nach Ansicht der Untergrundbewegung war also der Septembersturm die Ursache. Nur gingen die anonymen Verfasser des Berichts von einem falschen Datum aus: *Ende* September anstatt 7. September.

Der Sturm hatte Bäume am Jachtdijk und am Slotsedijk entwurzelt, Telefon- und Strommasten umgeweht, und auf dem Rijdsdijk bei der Flachsfabrik war eine Leitung lose auf dem Deich liegengeblieben, die dem Bericht zufolge aus unbekanntem Gründen nicht repariert worden war.

Wenn man zwischen den Zeilen liest, dann erkennt man die Unsicherheit in dem Bericht. Und implizit die Frage, weshalb die Leitung an den nachfolgenden Tagen (zehn laut der Untergrundbewegung, in Wirklichkeit zweiunddreissig) nicht repariert wurde. Wer dafür verantwortlich war, liessen die Verfasser des Berichts wohlweislich ausser Betracht. Ich vermute, dass sie den Maschinisten des Schöpfwerks, Wijnand Wagenmeester, im Verdacht hatten. Wijnand trug jedoch keinerlei Verantwortung für die Elektrizitätsleitungen in Het Sluisje. Die Reparatur hätte vom Elektrizitätswerk Rotterdam (EBR) vorgenommen werden müssen (Het Sluisje fiel in den Zuständigkeitsbereich der Zweigniederlassung Den Briel) oder von einem beim EBR zugelassenen Elektriker. Bei kleineren Störungen und für Wartungsarbeiten schaltete das E-Werk den Elektriker Roobol aus Pernis ein.

Unmöglich, dass die Leitung einen ganzen Monat lose auf dem Deich gelegen hat. In der Flachsfabrik arbeiteten sechzig Leute von 07.00 bis 18.00 Uhr; in Het Sluisje wohnten siebzig Erwachsene und Kinder; täglich kamen Dutzende von Dorfbewohnern an dieser Stelle vorbei. Durch eine abgerissene Leitung, die noch dazu permanent unter Spannung stand, wäre es zu schweren Unfällen gekommen.

Die Untergrundorganisation irrte sich. Durch den Sturm war lediglich der Anschluss der Leitung beschädigt worden, wodurch es sehr viel einfacher geworden war, sie herunterzuziehen.

Unmittelbar nach dem Krieg wurde das Verhalten des Rhooner Bürgermeisters Jan Hendrik Groeneboom Gegenstand einer Untersuchung. Im Fall von Het Sluisje war ihm nichts vorzuwerfen, das Gebiet gehörte seit 1934 zur Gemeinde Rotterdam.

Während der Anhörung des Beratungsgremiums «Säuberung Bürgermeister Zuid-Holland» wurde beiläufig von Ereignissen «anlässlich des Brandes in der Nähe der Flachsfabrik» gesprochen.

Als Groeneboom die Niederschrift der Anhörung vorgelegt wurde, bat er schriftlich um eine Änderung. Er war ein präziser Mann, «anlässlich des Brandes» musste in «anlässlich des Sabotageakts bei der Flachsfabrik» geändert werden.

Für Bürgermeister Groeneboom stand es ausser Frage, dass ein Fall von Sabotage vorlag.

Das Beratungsgremium urteilte übrigens, dass der Bürgermeister trotz der belastenden Aussagen von fünf Mitgliedern des Rhooner Widerstands, unter denen sich Berry Hersbach, Hendrik Kwist und Pfarrer J.J. Kloosterziel befanden, im Amt bleiben könne.

Wenn es Sabotage war, wie der Bürgermeister versicherte, warum wollten dann so wenige wissen, was genau geschehen war?

Ich vermute, dass die meisten Dorfbewohner extrem heftige Reaktionen für den Fall befürchteten, dass ein Schuldiger benannt werden konnte. Das Dorf war geschockt, das Dorf war ausser sich.



Am Montag, dem 16. Oktober 1944, als die Opfer beigesetzt wurden, hingen bei drei Vierteln der Wohnungen in Rhoon weisse Laken vor den Fenstern oder schwarze Tücher, die normalerweise für die Verdunkelung verwendet wurden. Die Dorfbewohner durften aufgrund des Verbotes von Oberleutnant Schmitz den Beerdigungen nicht beiwohnen, bekundeten aber ihre Anteilnahme, indem sie weisse Laken aufhängten – das traditionelle Zeichen der Trauer im Dorf – oder protestierten, indem sie alle Fenster schwarz verhängten. Fast niemand ging an diesem Tag zur Arbeit, die Läden blieben geschlossen. Am nächsten Tag beschloss Oberleutnant Schmitz, Bootsmann Loos nach Hoogvliet zu versetzen. Ein weiser Beschluss, zumindest aus deutscher Sicht: Loos wäre gehängt worden, wenn er weiterhin am Rijdsdijk einquartiert geblieben wäre. Auch für die Bevölkerung war es die richtige Entscheidung: Auf den Tod von Loos wären noch weit schrecklichere Repressalien erfolgt. Eskalation lag in der Luft.

Leute vom Land messen Hab und Gut noch viel mehr Wert bei als Städter. Dass die Deutschen die Häuser der Opfer angezündet hatten, wodurch auch der gesamte Hausrat verbrannte und die Witwen mit leeren Händen dastanden, setzten bibelfeste Rhooner mit dem Erscheinen der apokalyptischen Reiter gleich. Mehr Verderben hätten die Maffen nicht über das Dorf bringen können.

Die Witwe Pijnacker konnte mit ihren Kindern bei einem Schwager unterschlüpfen. Eine Woche später mietete sie ein Haus, in dem sie ein Jahr wartete, bis ihr neues Heim am Molendijk fertiggestellt war, ein schlichtes, aber geräumiges Gebäude neben dem Haus des Bürgermeisters. Für die Witwe Wagenmeester war es schwieriger. Das Haus, das sie schliesslich mit ihren Kindern bezog, konnte sie nur dank der Hilfe, Vermittlung und finanziellen Unterstützung der Brüder von Vater Wagenmeester erwerben. Die Witwe de Kooning und die Witwe Marcellis mussten um ein Haus betteln. Damit war die Witwe de Kooning noch 1946 und 1947 beschäftigt, zum Schluss schrieb sie einen schmerzlichen Brief an den Bürgermeister von Rotterdam.

Das alles ist peinlich, erniedrigend, beschämend. Ich will nicht sagen, dass ein Aufstand drohte, Protestanten sind an sich jeder Revolution abhold, doch entlang dem Rijdsdijk war man über eine Strecke von sechs Kilometern fuchsteufelswild. In der Nähe des Rhooner Hafens begann drei Wochen nach der Vergeltungsmassnahme Schiessunterricht in einem Schuppen, organisiert von der Untergrundbewegung. Für die erste Stunde meldeten sich elf Männer. Am Aussentraining in den Weidenbrüchen nahmen zwanzig teil. Gleichzeitig fragten sich viele Dorfbewohner, ob es vernünftig sei, so heftig auf die Erschiessungen zu reagieren. Würde dann nicht noch mehr Blut fliessen?

Von der Kanzel der erneuerten Kirche herab mahnte Pfarrer Klosterziel zu Ruhe. Er, der Strategie des Widerstands in Rhoon, befürchtete unüberlegte Aktionen. Zu solchen sollte es schliesslich trotzdem kommen, nur später.

Die Bewohner von Het Sluisje und De Tol wussten aus eigener Beobachtung, dass es sich bei dem lose herabhängenden Stromkabel an der Flachsfabrik nicht um ein altes, verschlissenes handelte. Die Häuser in Het Sluisje waren erst während des Krieges ans Stromnetz angeschlossen worden. Bis 1943 sorgten durch Gas erhitzte Glühstrümpfe für Beleuchtung. Ein Jahr vor Kriegsbeginn war ein dickes, oberirdisch verlaufendes Stromkabel zur Flachsfabrik verlegt worden. Die Riffelmaschinen frassen Strom. Infolge der Anschaffung neuer Maschinen und der Produktionssteigerung musste Ende 1940 eine zweite Stromleitung zur Fabrik verlegt werden. Das Elektrizitätswerk der Gemeinde Rotterdam entschied sich für ein Erdkabel, liess das oberirdisch verlaufende jedoch intakt. So konnte die Fabrik durch zwei Leitungen versorgt werden. Die oberirdische fungierte als Reserveleitung und blieb unter Spannung, um in Notfällen sofort einsatzbereit zu sein. Der wirkliche Grund, die Leitung zu behalten, war das Kupfer: Das musste bei den Deutschen abgeliefert werden, was das Elektrizitätswerk mit einer überzeugenden Ausrede zu verhindern versuchte.

Die Leitung, die über dem Rijdsdijk hing, war also ein ziemlich neues, dickes Kabel. Ein solches konnte in Ausnahmefällen bei Sturm abreißen, aber es war unwahrscheinlich, dass so etwas an der geschützten Stelle bei der Mauer der Flachsfabrik geschah. Bei Sturm war der fünf Meter hohe Mast auf der anderen Seite des Deiches der Schwachpunkt. Dort aber passierte der Leitung nichts, auch während des Sturms vom 7. September. Es zerbrach lediglich der porzellanene Isolator auf der Seite der Flachsfabrik. Von dem Moment an war es relativ einfach, die Leitung herunterzuziehen. Durch den dabei entstehenden Kurzschluss brannte das Kabel durch. Es war also nicht nötig, die Leitung zu durchtrennen; jeder mit ein bisschen Mumm, Böswilligkeit oder Übermut war dazu imstande.

Der bemerkenswerteste Umstand bleibt jedoch, dass am Dienstag, dem 10. Oktober, niemand um sechs Uhr abends bei der Flachsfabrik ein irgendwie schräg herabhängendes Kabel gesehen hat. Nicht um sechs Uhr, nicht um sieben und auch nicht um zehn vor acht, als die Wehrmachtsangehörigen Loos, Lange, Willems sowie die De-Regt-Mädels auf dem Deich an der Flachsfabrik vorbeingingen. Knapp zwei Stunden später hing diese Hochspannungsleitung schräg über die Strasse. Man braucht nicht überall Komplote zu wittern, um das verdächtig zu finden. Sogar äusserst verdächtig.

Bürgermeister Groeneboom hatte recht: Natürlich war es Sabotage. Dann jedoch stellt sich die Frage, die sich die Dorfbewohner sechsundsechzig Jahre lang verkniffen haben: Wer hat diesen Sabotageakt verübt?

Rie Alderlieste-van den Bussche wohnte während des Krieges in De Tol. Vater van den Bussche war gebürtiger Belgier. Eine katholische Familie, vierzehn Kinder, sieben Jungen, sieben Mädchen. Rie war im Oktober 1944 achtzehn Jahre alt. Für sie gab es keinerlei Mysterium an dieser Sache: Junge Männer, die kurz vor der Ausgangssperre immer in der Nähe des Bauernhofs von Aalbert de Kooning auf dem Deich standen,

hatten die Leitung heruntergerissen und auf die Strasse gelegt. Die Deutschen, die sie umbringen wollten, besuchten eine Niederländerin. Die jungen Männer waren wütend, die Deutschen gingen jeden Tag zu dieser Frau.

Deren Namen bekommt Mevrouw Alderlieste auch sechzig Jahre später noch nicht über die Lippen. Ein entschuldigendes Lächeln. Nein, lieber nicht, man darf es sich mit seinen Dorfgenossen nicht verscherzen, zumal, wenn man eine Alderlieste von der gleichnamigen Tankstelle am Groene Kruisweg in Rhoon ist. Sonst fahren sie zur nächsten Tankstelle, die in der Dorfmitte liegt. Mevrouw Alderlieste meinte natürlich Dirkje Veth-de Ruyter: Zu ihr waren die Deutschen unterwegs.

Es lief nach einem festen Muster ab, so erinnert sich der damals untergetaucht lebende Klaas Pikaar. Jeden Abend um zehn vor acht spazierten zwei, drei oder vier Soldaten, das Gewehr an der linken Schulter und ein Mädchen am rechten Arm, hier vorbei. Man konnte die Uhr danach stellen.

Die Soldaten wechselten alle paar Wochen, die Mädchen blieben dieselben. Wenn eine Gruppe an die Front in Russland oder in der Normandie abkommandiert wurde, gaben sie an die nächste Gruppe weiter, welche Mädchen und Frauen zu haben waren. Manchmal lagen die Soldaten schon zwei oder drei Tage nach ihrer Ankunft mit einer Rhoonerin im Bett.

Klaas Pikaar kam nicht aus dem Dorf, ihn liess es kalt, was die Mädels vom Rijdsdijk trieben. Doch die jungen Männer vom Rijdsdijk konnten es nicht mehr mit ansehen: Sie fassten es als permanente Provokation auf oder als Demütigung.

Mart und Bo Robbemonnd äusserten sich öffentlich am heftigsten gegen die deutschen Soldaten. Mart weigerte sich, zur Seite zu treten, wenn sie auf dem Rad daherkamen, und beschimpfte sie auf dem Deich: «Scheissmof mit deinem gestohlenen Scheissfahrrad.» Die beiden Brüder waren im Sommer 1944 schon einmal wegen aggressiver Haltung gegenüber dem Besatzer festgenommen worden und hatten eine Nacht

im Keller in Hoogvliet zubringen müssen, unter der Dienststelle von Oberleutnant Schmitz.

Zu Mart und Bo gesellte sich häufig Tijmen Wagenmeester. Auch er glühend antideutsch, so Arie den Buizerd, der neben Dirkje de Ruyter wohnte. Doch er war zahm im Vergleich zu Job de Kooning, einem langen Burschen mit rötlichem Haar und einem Gesicht, das schon bei ein bisschen Sonne glühte.

Job war ein resoluter Zwanziger, der Eindruck auf Klaas Pikaar machte: Er besass einen Revolver und konnte gut damit umgehen. Sein Bruder Darius stand ebenfalls oft am Zaun, wenn die deutschen Soldaten vorbeikamen. Darius war das Gegenteil von seinem Bruder, er hielt den Mund oder brummelte nur etwas in sich hinein. Jeder in Het Sluisje hielt ihn für «einen Weichling», was zum Teil an seinen Augen lag. Wie sein Bruder hatte er Augen von verschiedener Farbe, doch anders als bei Job, der ein stahlblaues und ein fuchsbraunes Auge hatte, waren die Farben bei Darius verschwommener, fast trübe. Er wandte den Kopf oft vom Licht ab und machte einen scheuen Eindruck.

Für Alie van Steggelen, die Frau des hingerichteten Dries Marcelis, lag der Keim des Dramas auf dem Anwesen der de Koonings. Die Brüder Job und Darius gingen viel zu viel Risiko ein und setzten das Leben hart arbeitender Männer aufs Spiel, wie das ihres Ehemanns Dries.

1946 sagte Alie vor den Ermittlern des Politischen Fahndungsdienstes aus: «Job de Kooning war der schlimmste Rüpel der ganzen Gegend. Wenn einer die Kugel verdient hat, dann er. Er war ständig dabei, die Soldaten zu triezen, und wurde ‚Der Kommandant von Het Sluisje‘ genannt.»

Von dieser Aussage nahm sie sechzig Jahre später kein Wort zurück.

Bis ins hohe Alter blieb Alie bei klarem Verstand. Sie war eine der wenigen, die das Geheimnis von Het Sluisje gern aufgedeckt gesehen hätte, sogar bis in die kleinsten Einzelheiten. Alie war die Erste, die Job de Koo-

nings Spitznamen erwähnte. Später gaben andere Bewohner von Het Sluisje zögernd zu, dass Job autoritäre Charakterzüge besass und spöttisch «Der Kommandant von Het Sluisje» genannt wurde.

Dennoch glaubten längst nicht alle früheren Bewohner des Weilers, dass er die Leitung heruntergerissen habe. Zuallererst hatte er kein Motiv. Die Mädchen? Job hatte nichts mit Mädchen. Mit seinem grossen Mundwerk hielt er sie auf Abstand. Er blieb sein ganzes Leben lang Junggeselle.

Klaas Pikaar, der bis zehn Jahre nach dem Krieg in Kontakt mit ihm blieb, widerspricht dieser Darstellung. Job habe sich 1947 ein Motorrad gekauft, vor allem um bei den Mädchen Eindruck zu machen. Das sei ihm ganz gut gelungen, bis er Het Sluisje und den elterlichen Hof habe verlassen müssen: Da sei er von einem Tag auf den anderen zum Einzelgänger geworden, der mit niemandem mehr Kontakt haben wollte. Doch bis zu dem Moment, als die ganze Geschichte rund um Het Sluisje ihn zu belasten begann, habe er nichts gegen Mädchen gehabt, vor allem nichts gegen stramme, kesse Typen wie Dien de Regt.

Arie van den Akker schüttelt entschieden den Kopf, als ich mutmasse, Job habe damals ein Auge auf sie geworfen. Dien de Regt sei ein Biest gewesen. Jeder am Rijsdijk habe diese Ansicht geteilt, auch Job de Kooning.

Was Nico Mantz, der Sohn des Wirtes vom Billardcafé De Tol, wiederum heftig abstreitet. Dien de Regt sei ein nettes Mädchel gewesen, immer vergnügt, immer überschwänglich. Genau wie ihre Schwester Sandrien. Und exakt das sei das Problem gewesen: dass die nettesten Mädchen mit den Moffen gingen.

Wil Nijboer-Droeze – die Familie Droeze wohnte im mittleren Abschnitt des Rijsdijk – hörte als Mädchen wiederholt, dass Vater de Regt die Leitung gelöst habe, um die Deutschen dafür zu bestrafen, dass sie es mit seinen Töchtern trieben. Er hatte nicht nur ein Motiv, sondern wurde von den zwei Seelen in seiner Brust zu dieser Tat getrieben. Vater de

Regt: der Sanftmütige, der seinen Töchtern keinen Stein in den Weg zu legen wagte. Und der andere Vater de Regt: ein stiller Mann, der seine Wut in sich hineinfraß. Auf dem Weg zur Arbeit kam er jeden Tag an der Flachsfabrik vorbei. Sehr gut möglich, dass er nach dem Sturm vom 7. September sah, dass die Leitung sich gelöst hatte, und feststellte, dass der Isolator beim Anschluss an der Mauer zerbrochen war. Sehr gut möglich auch, dass Vater de Regt am 10. Oktober seinen Töchtern gefolgt ist und nach der Sperrstunde die Leitung mit einem Pickhaken heruntergezogen hat, böse und bekümmert, weil Dien wieder mit diesem Schuft Loos loszog und Sandrien wieder mit diesem Ernst Lange.

Diese Theorie hat einen riesengrossen Haken: Wenn Zacheus de Regt das getan hätte, hätte er gleichzeitig das Leben seiner Töchter aufs Spiel gesetzt. Das erscheint mir unwahrscheinlich. Zach, nach den Worten seines Sohnes Tobi der liebevollste Vater am Deich, konnte seinen Kindern kein Haar krümmen.

Vater de Regt wurde übrigens tatsächlich unter Druck gesetzt, seine Töchter im Zaum zu halten. Ich vermute, dass Wil Droeze davon etwas mitbekommen hat; ihr Verdacht ist nicht aus der Luft gegriffen. Der Vorstand der erneuerten Kirche sprach Zacheus de Regt eine Rüge aus. In der damaligen Zeit mischte sich der Kirchenvorstand in die Angelegenheiten aller Mitglieder ein, die calvinistischen Glaubensbrüder besaßen uneingeschränkte Macht über die Kirchengemeinde. Zacheus wurde zu verstehen gegeben, er übe «unzulängliche Zucht» auf seine Familie aus. Falls sich das nicht bessere, würde der Kirchenvorstand «Schritte» gegen ihn unternehmen. Zach drohte sogar der Ausschluss aus der Kirche: für den tiefgläubigen Mann eine unerträgliche Strafe.

Hingegen glaubten die Töchter der katholischen Familie Mantz – Truus, Cobie und Jannie – nicht, dass Zach sich unter dem Druck der erneuerten Scharfmacher getraut hätte, etwas gegen seine Töchter zu unternehmen und genauso wenig gegen die deutschen Soldaten, die hinter

ihnen her waren. Für Truus, Cobie und Jannie Mantz war der gute Mann so sanftmütig, dass er notfalls Ernst Lange als Schwiegersohn in die Arme geschlossen hätte, wenn seine Tochter ihn darum gebeten hätte.

Seit Anbeginn der Zeit – und das war in Rhoon seit dem Bau des Rijdsdijk im Jahr 1362 – hat an der Schleuse eine Familie Mantz gewohnt, mit einer Unterbrechung von zwei Jahren. Der Vater von Wieger Mantz, dem Wirt von De Tol, lebte eineinhalb Jahre in Groesbeek, im Osten des Landes. Er ging 1917 weg und kehrte 1918 wieder in seine Heimat zurück. Im Billardcafé De Tol, das die Familie ebenfalls schon seit Menschengedenken betrieb, malte er in Schönschrift über den Tresen: «Ein Marschbauer hat auf Sandboden nichts zu suchen.»

Sohn Nico war 1944 neunundzwanzig Jahre alt. Einen Monat nach den Hinrichtungen auf dem Deich wurde er bei einer Razzia gefasst und nach Deutschland verfrachtet. Er kehrte nicht gerade mit warmen Gefühlen für die Deutschen zurück; dort, jenseits der Grenze, sei es noch schlimmer als auf den Sandböden im Osten der Niederlande. Dennoch sagt Nico: «Eines ist sicher: Sie haben den Falschen erwischt. Ernst Lange war ein guter, netter Junge.»

Nico denkt, sie hätten es auf den Hitzkopf Walter Loos abgesehen gehabt.

Das Gleiche vermutete der Vater von Jaap van der Vaart: Sie wollten Loos erwischen und vielleicht auch Jan Krijn Jabaaij. Der Ortsgruppenleiter der NSB in Rhoon war oft mit Loos zusammen und mit den De-Regt-Mädchen. Sie gingen zu Dirkje, aber Jabaaij begleitete Loos auch häufig, wenn dieser seine Runde auf dem Deich machte. Jabaaij fand sich immer wichtiger – er sah sich schon als Gauleiter vom Rijdsdijk.

Nach van der Vaarts Ansicht war es ein ungewöhnlicher Zufall, dass Jabaaij an jenem Abend nicht mit von der Partie war; er habe sonst fast nie gefehlt. Die Aktion habe ihm einen solchen Schreck eingejagt, dass er sich am nächsten Tag aufgemacht habe, um Job de Kooning freizubekommen. Er habe gewusst, dass Job das grösste Ekel in Het Sluisje war,



habe jedoch gehofft, seine eigene Haut zu retten, wenn er sich für dessen Freilassung einsetzte. Würde er das nicht tun, so wäre er selbst, so seine Überzeugung, beim nächsten Anschlag dran. Er sei sich nämlich sicher gewesen, dass der Anschlag ihm gegolten habe.

Das scheint mir eine schlüssige Erklärung für sein wetterwendisches Verhalten und für die widersprüchlichen Aussagen, die er hinterher machte. Wirklich verhasst war Jabaaij jedoch nicht unter den Dorfbewohnern. Jedenfalls nicht, bevor er Job de Kooning freikaufte.

Jilles Thomée war ein gebürtiger Rhooner und dennoch ein Aussenseiter in Het Sluisje. Er wuchs am Tijsjesdijk auf, wo die Häuser so klein und niedrig waren, dass die Dächer nur knapp über das Strassenniveau ragten. Er heiratete die Tochter der Nachbarn. Für die Eheschliessung mussten sie nur hundert Meter bis zum Ende des Tijsjesdijk gehen: Dort stand die katholische Kirche. Das gesamte Gebiet rund um den Haven-dam war die Domäne der Katholiken: Das katholische Gemeindehaus teilte sich den Platz mit der katholischen Volksschule, und das Grün hinter der katholischen Kirche ging in das des katholischen Friedhofs über.

Jilles arbeitete zunächst bei Reformierten (im Gartenbaubetrieb der Gebrüder van der Vorm) und später bei Erneuertem (bei Jacques Pijnacker). Kaum zu glauben, erzählte Jilles Thomée 2009 schmunzelnd, aber die Erneuertem zahlten ihm mehr als die Reformierten. Sogar sehr viel mehr, bei van der Vorm bekam er sechs Gulden die Woche und bei Pijnacker elf. Bei den Gebrüdern van der Vorm durfte er ausserdem während der Vormittags- und der Mittagspause nicht von ihrem Kaffee trinken; er durfte lediglich einen Schluck Tee aus der Thermoskanne nehmen, die im Wassergraben kühl gehalten wurde. Tee war billiger als Kaffee.

Pijnacker holte Jilles in die Flachsfabrik, als dieser siebzehn war. Zunächst musste er den Flachs, der aus der Röste kam, zu Garben aufstellen; zwei Jahre später, 1937, wurde er Fuhrmann eines Pferdegespanns,

das den Flachs vom Hafen an der Oude Maas zur Flachsfabrik brachte. Bei den Kurven im Deich war das Zentimeterarbeit: *Ein* falscher Schritt der Pferde, und der hochbeladene Wagen rollte vom Deich. Die Entfernung zwischen Hafen und Fabrik betrug sieben Kilometer, und Jilles weiss noch genau, wie viele scharfe Kurven er zu bewältigen hatte: fünf.

Kurz nach der deutschen Invasion packten die Moffen Jilles beim Schlafittchen und schickten ihn nach Deutschland. Südlich von Berlin musste er Gräben schaufeln. Bald schon wurde ihm eine Gruppe von dreizehn niederländischen Arbeitern unterstellt. Jeden Abend gingen sie hungrig zu Bett, weil einer der Wachleute Nahrungsmittel stahl. Jilles sah sich das sechs Wochen lang an; dann beschwerte er sich beim ranghöchsten Offizier. Der Wachmann wurde zwei Tage später standrechtlich erschossen. Von dem Moment an betrachtete Jilles den Krieg mit den Augen eines Erwachsenen.

1941 gelang ihm zusammen mit zwei anderen Männern die Flucht und die Heimkehr in die Niederlande. Jacques Pijnacker stellte ihn sofort wieder ein.

Bis nach der Befreiung arbeitete Jilles für die Flachsfabrik. Aufgrund seiner täglichen Anwesenheit und der Monate, die er mit einer der Mantz-Töchter – vom Lebensmittelhändler Mantz – gegangen war, kannte er alle Bewohner von Het Sluisje. Er war auch oft beim anderen Mantz, dem von der Kneipe, um Billard zu spielen.

In zwei Situationen, erzählte Jilles Thomée, redeten Rhooner Jungs: wenn sie sich mit dem Queue in der Hand über den grünen Tisch beugten und wenn sie nach dem Schlachten im Kreis sassen und Hühner rupften. Letzteres geschah häufig hinter Wieger Mantz Kneipe, nach dem Schlachten genehmigten sich die Jungs einen Genever.

In den Tagen vor dem 10. Oktober drehte sich das Gespräch immer wieder um die Stromleitung, die sich bei dem Sturm von Anfang September gelockert hatte. Einige der jungen Männer – Job und Darius de

Kooning, Bo und Mart Robbemonnd sowie Tijmen Wagenmeester – spielten mit dem Gedanken, die Leitung quer über den Deich zu spannen. Jilles hörte mehrmals, was das Ziel ihrer Aktion war: deutsche Soldaten zu bestrafen, die mit holländischen Mädchen gingen.

Jilles hörte mit mehr als nur normalem Interesse zu. Nachdem seine Beziehung zu der Mantz-Tochter zerbrochen war, hatte er sich in die Tochter seiner Nachbarn verliebt. Vorläufig war es eine einseitige Liebe, Maaïke widmete sich anderen Vergnügungen: Sie war eines der Moffenliebchen. Jilles fragte sich, welcher Gefahr sie ausgesetzt war.

Einer ernsten, sollte sich später herausstellen, sie wurde nach der Befreiung schlimm zugerichtet und abgestraft. Wie die meisten Moffenliebchen verliess sie das Dorf Hals über Kopf und floh in die Anonymität der Grossstadt. Vierzehn Monate lang wohnte sie in Amsterdam. Bis 1946 ein Brief aus Rhoon kam, verfasst vom Sohn ihrer Nachbarn: ob sie nicht zurückkommen wolle. Jilles heiratete sie zunächst standesamtlich und später in der römisch-katholischen Kirche.

Im Herbst 1944 spitzte Jilles seine Ohren so gut, dass er sich noch wörtlich an Gesprächsfetzen erinnern kann.

«Herunterziehen ...»

«Schräg über den Deich spannen ...»

«500 Volt werden ihnen schon einen Schrecken einjagen ...»

In den Tagen nach dem 11. Oktober blieb Jilles der Flachsfabrik fern, weil er keine Lust auf einen zweiten Deutschlandaufenthalt hatte. Er befürchtete Razzien und neue Repressalien. Er versteckte sich gut zwei Wochen lang. Danach musste er wieder zur Arbeit, weil er ja keinen Cent mehr verdiente.

Im Monat darauf griff Jilles sein altes Leben wieder auf. Er lenkte die Pferde und bugsierte den hochbeladenen Wagen zur Flachsfabrik, sonntagnachmittags spielte er in Wieger Mantz Kneipe Billard, und er half beim Hühnerrupfen.

Wenn sich die Köpfe und die Blicke senkten, um Bälle zu stossen oder

Federn auszureissen, fragte er murmelnd, wie genau die Sache am 10. Oktober vor sich gegangen sei und wer die Leitung über den Deich gespannt habe.

Die jungen Männer schüttelten schweigend den Kopf. Ihr Kumpel Tijn hatte es mit einer Kugel büßen müssen, ihr Kumpel Bo, ihr Kumpel Mart... Das hatte sie mitgenommen.

Jilles stellte seine Frage immer wieder, in der Kneipe und dahinter. Eines Tages sagte jemand zu ihm: «Halt jetzt endlich mal die Klappe.»

Wer das war, wollte Jilles Thomée nicht über die Lippen. Aber ich bin zu 99 Prozent sicher, dass dieser junge Mann lang und mager war, rötliches Haar hatte, verschiedenfarbige Augen und dass er ein sehr guter Billardspieler war.

Job de Kooning, der Sohn von Aalbert, sagte 1946 zu den Ermittlern vom Politischen Fahndungsdienst: «Die Leitung, durch die dieser Deutsche zu Tode kam, war bestimmt schon seit drei Monaten kaputt. Die Jungs von Het Sluisje haben die Soldaten manchmal geärgert. Es ist richtig, dass man mich den ‚Kommandanten von Het Sluisje‘ nannte.»

Job wusste, dass die Leitung schon seit vielen Monaten kaputt war. Nach dem Sturm vom 7. September konnte man das vom Deich aus gut erkennen. Job muss das Kabel ständig im Auge behalten haben.

Nico Mantz konnte sich noch an all die Male erinnern, die Job de Kooning in der Kneipe von Vater Mantz Ärger mit den Deutschen hatte. Jedes Mal hatte er gedacht, der Streit würde mit einem Pistolenschuss enden. Job schiss auf die Moffen und sagte ihnen das offen ins Gesicht.

Klaas Pikaar: «Mit einem hölzernen Pickhaken konnte man das Kabel runterziehen.»

Hat Job das am Abend des 10. Oktober getan? Gemeinsam mit Bo Robbemond, mit dem er um Viertel nach zehn abends festgenommen wurde, während sie beim Kartenspiel sassen?

Sieben Nachbarn glauben das, und fünf sind bereit, ihre Hand dafür ins Feuer zu legen.

Zwölf Stunden nach diesem Dummejungenstreich, der aber genauestens ausgetüftelt und wochenlang in der Kneipe diskutiert worden war, kam Job de Kooning dank zweier Schweine frei. Das fand man bitter am Deich. Er, «Der Kommandant von Het Sluisje», der Alie Marcelis zufolge die Kugel verdient hätte, konnte mit zwei gemästeten Schweinen freigekauft werden.

Job wurde in die Freiheit entlassen, Bo Robbemonnd musste auf den Lastwagen klettern, der ihn zusammen mit den übrigen Festgenommenen zum Hinrichtungsort bringen sollte.

Sein Bruder Mart sah keine Gefahr. Er ging morgens zur Arbeit in der Flachsfabrik. Nach dem Mittagessen sprach Jaap den Buizerd mit ihm. Mart sagte, er habe «nichts mit der Sache zu tun» und «riskiere daher nichts».

Vier Stunden später holte man ihn aus der Fabrik.

Nicht zufällig: Bootsmann Loos wusste genau, wen er wollte. Er wusste, wer ihn piesackte, und zwar von Dirkje Veth-de Ruyter, die sich über die feindselige Haltung furchtbar zu ärgern begann, die die Männer am Rijsdijk ihr und ihren Kindern gegenüber einnahmen.

Jan Kleinjan, der nicht ganz neunjährige Junge, der auf Anordnung von Oberleutnant Schmitz zuschauen musste, als die Gnadenschüsse fielen, musste zehn Tage nach den Hinrichtungen auf Geheiß seines Vaters Dirkjes Tochter fragen: «Schläft deine Mutter noch neben den Deut-schen?» Magda, elf Jahre alt, rannte davon.

Magda hat diese Episode aus ihrem Leben verdrängt. Ihr Gedächtnis setzt erst wieder in dem Moment ein, als sie das Dorf verlässt. Ans zufolge, ihrer einzigen Freundin in Rhoon, wurde ihr eine anzügliche Bemerkung nach der anderen an den Kopf geworfen. Längst nicht immer berichtete sie ihrer Mutter davon. Wenn sie es tat, explodierte Dirkje.

Loos gegenüber beklagte sich Dirkje über die Aufhetzer und nannte sie beim Namen. Der Bootsmann irrte sich nicht, als er sie festnahm, ausgenommen Job de Kooning Dzn. An seiner Stelle hätte er Darius de Kooning verhaften müssen, Jobs ältesten Bruder. Obwohl nie im Vordergrund, beteiligte er sich doch immer an dem Getriebe. Hingegen war der Sohn von Dimmen de Kooning ein braver Familienvater, der mit niemandem Streit wollte.

Dirkje muss auch den Namen von Dries Marcellis genannt haben. Er stand regelmässig mit den Brüdern de Kooning und den Brüdern Robbmond zusammen und gehörte folglich – nach den Worten Dirkjes – zu «dem Pack von der Flachsfabrik».

Es hat vermutlich nicht in Dirkjes Absicht gelegen, dass diese Menschen vor dem Erschiessungskommando sterben sollten. Wenn sie das geahnt hätte, hätte sie den Mund gehalten. Sie wollte niemanden verraten oder anklagen, hatte aber die Triefereien satt. Ihre Töchter sollten nicht darunter zu leiden haben. Vor allem aus diesem Grund schüttete sie Loos ihr Herz aus.

Bleibt die Frage, warum Vater Wagenmeister büssen musste. Nur weil er am Abend des 10. Oktober nicht gleich erkannte, worum es ging, und die elektrische Leitung nicht sofort durchtrennt hatte? Oder hatte Dirkje auch seinen Namen in Loos Ohr geflüstert?

Während des ersten Kriegsjahres sah Dirkje in Wijnand Wagenmeister den einzigen Mann in Het Sluisje, der ihr helfen konnte, seit ihr eigener Mann sich per Schiff nach England abgesetzt hatte. Wijnand verstand das falsch und dachte, Dirkje wolle ihn umgarnen. Dieses Missverständnis hielt sich lange.

Wijnand mochte Dirkje nicht und zeigte sich ihr gegenüber mürrisch. Das konnte sie nicht ertragen. Nach einer Weile begann sie, es ihm heimzuzahlen. Sie verriet Walter Loos, dass er ein Radio in einer Vorratsscheune der Flachsfabrik versteckt hatte. Loos reihte ihn daher unter «das Pack von der Flachsfabrik» ein, das den Deutschen das Leben schwermachte.

Mit dieser Geschichte rückte Arie van den Akker heraus. In Het Sluisje gab es dreizehn Häuser, im Weiler De Tol sieben. Zwanzig Häuser, zwanzig Familien, die dicht aufeinander lebten. Diese Familien wussten fast alles voneinander. Fremden gegenüber hielten sie das meiste geheim.

Für Arie war ich als Sohn des Pfarrers von Rhoon ein halber Fremder. Lediglich mit einem Wort hier und da und ein paar nicht beendeten Sätzen lüftete er den Schleier des Geheimnisses.

«Sie provozierte Wijnand. Wagenmeister war wütend auf sie.»

Dirkje de Ruyter benahm sich wie ein verletztes Tier, das um sich beißt. In jenen Oktobertagen tat sie das immer heftiger. Dennoch hielt fast jeder am Rijdsdijk sie für eine «liebe» Frau, ein «nettes», «vergnügendes», «fröhliches» Wesen, eine «freigebige», «sympathische» Person. Ich denke, dass diese positive und schlichtweg beschönigende Haltung von der Lage herrührte, in der Dirkje sich befand, nachdem ihr Mann sie mit zwei Töchtern und einem Schwerbehinderten kleinen Sohn, ohne einen Cent Erspartes, hatte sitzen lassen. Wer würde eine solche Frau nicht in Schutz nehmen?

Das Übel sass tiefer, seufzte Nico Mantz.

Dirkjes Mann war Nico zufolge schon vor dem Krieg «kein Braver» gewesen. Arend-Jan Veth sei dann und wann mit einem jungen Mädchen in einer Scheune am Schulpweg verschwunden. Verschiedene Male habe es sich dabei um Dien de Regt gehandelt. Am Deich war man der Ansicht, Dirkje habe es sehr schlecht getroffen mit ihrem Mann.

Dien und Dirkje trieben es mit den Moffen, beide verhielten sich in den Augen der Dorfbewohner leichtsinnig. Das schuf ein Band. Gleichzeitig konnten sie sich gegenseitig wegen des Gerüchts nicht ausstehen, das Dirkje zu Ohren gekommen war: dass ihr Mann mit Dien in einer Scheune rumgeknutscht hatte.

In einem Krieg können diese kleinen Schmuddeldinge des Lebens eine verheerende Rolle spielen. Dirkje sah sich nicht zu Unrecht von Feinden und Rivalinnen umringt.

Der gefährlichste dieser Feinde blieb für sie Job de Kooning. Er hetzte alle gegen sie auf. Er bedrohte sie offen und sagte, sie würde noch mal «gegen die Leitung» laufen.

Ich bekam Cola. Ich bekam eine Tüte Chips. Der Wohnwagen stand bei der Entenkoje im Polder Klein Profijt, schräg gegenüber von der Anlegestelle. Die kleine Fähre zum Weiler Goidschalxoord am anderen Ufer der Oude Maas fuhr nur noch samstags und sonntags. Ein schmales Boot für Fussgänger und Radfahrer, die auf dem Weg zum Hoekse Waard waren. Während der Woche war in Klein Profijt alles ausgestorben. Es war nicht still, man hörte die schwer stampfenden Maschinen der Rheinkähne auf dem Fluss, aber es war einsam, schrecklich einsam. Im Winter fuhr die Fähre nicht. Dann wurde es beklemmend am Fluss.

Job de Kooning entging seiner Strafe. Daraufhin beschloss er selbst, das Leben eines Gefangenen zu führen. Gemeinsam mit seinem Bruder, dem das wenig ausmachte, da er schon sein ganzes bisheriges Leben verdöst hatte.

Ein langer, magerer Mann war Job in der Zeit, als ich ihn einmal pro Jahr im Wohnwagen sah, schon längst nicht mehr. Ich erinnere mich an seine gedrungene, gebeugte Gestalt. Viel Haar hatte er nicht mehr auf dem Kopf, und ob es rötlich war, wage ich nicht zu behaupten: Er trug meist eine Mütze, auch wenn er im Wohnwagen sass. Auf seinem Gesicht lag auch keine rote Glut mehr, es war rot geädert.

Job entfesselte eine Tragödie. Ein Kind spürt oft mehr als ein Erwachsener – ich vermutete etwas Schreckliches in seinem Leben. Jetzt, sechzig Jahre später, da ich weiss, was geschehen ist, bin ich davon überzeugt, dass Job zu keinem Zeitpunkt geahnt hat, was er letzten Endes mit seinen ausser Kontrolle geratenen Triezereien anrichten würde. Er schob *ein* Steinchen an. Dann rollten auf einmal sechs, sieben, acht Basaltblöcke von der Deichböschung. Die Folgen waren verheerend.



## NEUN

Für den Rest seines Lebens spürte Job de Kooning einen vierfachen Verdacht auf sich lasten. Er, der grösste Unfriedestifter von Het Sluisje, hatte das Klima geschaffen, in dem ein Sabotageakt trotz der Angst vor Repressalien fast unvermeidlich geworden war. Dass dieser Akt von Job selbst verübt worden war, stand für viele Bewohner unverrückbar fest. Ihrer entschiedenen Vermutung nach hatte Job Unterstützung von Bo Robbmond erhalten, der selten von seiner Seite wich und in der Kneipe De Tol eine ebenso grosse Lippe gegen die Deutschen riskierte wie er. Beide wurden verhaftet, Bo starb vor dem Erschiessungskommando, Job kam im Tausch für zwei Schweine frei. Für Jobs Bravourstück mussten sieben Männer vom Rijdsdijk mit dem Leben büssen.

Fas Kazemier, der am Rijdsdijk/Ecke Groene Kruisweg wohnte, fasst mit kernigen Worten zusammen, was man am Deich über die Aktion von Job und Bo dachte: übermütiger Dummejungenstreich, nicht gerade von Reife zeugend bei Männern von fünfundzwanzig und dreiundzwanzig, unüberlegt und vor allem kurzsichtig, weil die Folgen billigend in Kauf genommen wurden.

Die Schwestern Tania und Martina Meeze, die am Havendam in einer Familie mit dreizehn Kindern aufwuchsen, ziehen eine Parallele zu der Handlungsweise eines deutschen Wehrmichtsangehörigen. Er ertrug den Krieg nicht mehr, das Soldatenleben fern von zu Hause und die

feindselige Haltung der Rhooner Bevölkerung. Desertieren wollte er aber auch nicht; er beging Selbstmord. Allerdings erst nachdem er die richtigen Vorsorgemassnahmen getroffen hatte, um zu verhindern, dass seine Verzweiflungstat für andere Zwecke missbraucht würde. Als er sich in den Weidenbrüchen nahe dem Havendam mit seiner Dienstwaffe in den Mund schoss, hatte er einen Brief bei sich. Auch in seinem Zimmer hinterliess er eine handgeschriebene Mitteilung, wonach er willentlich und wissentlich aus dem Leben geschieden sei. Niemand konnte aus seinem tödlichen Schuss einen Sabotageakt machen.

So umsichtig war Job de Kooning nicht vorgegangen. Er hatte eine Tat vollbringen und seine Billardfreunde beeindrucken wollen. Über die Folgen hatte er achselzuckend hinweggesehen – so schlimm würde es schon nicht kommen. Dass er keine Repressalien erwartete, zeigt die Tatsache, dass er, nachdem er die Leitung heruntergerissen hatte, mit Bo bei diesem zu Hause seelenruhig Karten spielen ging, am Esszimmer-tisch, keine hundert Meter vom Unglücksort entfernt. So etwas tut man nicht, wenn einem bewusst ist, dass man eine Lunte angezündet hat – dann sucht man schleunigst das Weite. Job muss kurzsichtig gewesen sein, oder gleichgültig.

Als ich die Fakten in dieser Reihenfolge geordnet und das vorhergehende Kapitel geschrieben hatte, konnte ich ein paar Nächte hintereinander nicht einschlafen. Mit fest geschlossenen Augen versuchte ich, Jobs Blick zu fangen. Den Blick des Mannes, den ich als Kind gekannt hatte, ohne ihn wirklich zu kennen. Viel öfter als fünf-, sechsmal werde ich nicht in seinem Wohnwagen gewesen sein. Ich konnte mich nicht mehr an seine Stimme erinnern und auch nicht an seine Gestik. Sein Gesicht würde ich ganz eventuell auf einem Gruppenfoto finden können, wäre aber nicht in der Lage, es zu zeichnen.

Nacht für Nacht versuchte ich, in meiner Erinnerung Job de Kooning

aufzuspüren. Eines frühen Morgens gelang es mir – einen Moment lang sah ich ihn scharf vor mir.

Ein müder Blick. Augen, die von einer hoffnungslosen Vereinsamung zeugten. Das linke Auge heller als das rechte, obwohl das durch die tiefe Lage der Augen unter den verquollenen Lidern kaum noch zu erkennen war.

In sich zusammengesunken sass er in einem Lehnstuhl in der dunkelsten Ecke des Wohnwagens. Mit Fingern, die vom Kettenrauchen zitterten, drehte er sich eine Zigarette; mit einem Streichholz, das eine Wellenbewegung beschrieb, zündete er den Tabak an. Ich sah, wie er sich vorbeugte, als könne er nur durch Pressen den Rauch aus den Lungen kriegen. Dann schüttelte er langsam den Kopf. Im selben Moment sass ich senkrecht im Bett.

Himmel, was tat ich da?

War ich nicht im Begriff, einen unschuldigen Mann ans Kreuz zu nageln?

Job de Kooning hatte ein Motiv, die Leitung zu durchtrennen. Er tat sich schwer damit, dass so viele Mädchen aus dem Dorf die Gesellschaft der Moffen suchten. Diese Vergötterung deutscher Uniformen brachte ihn in Rage. Junge Damen vom Deich waren dazu bestimmt, gesunde holländische Bauernburschen zu heiraten. Dass sie sich im vierten Kriegsjahr plötzlich so sittenlos aufführten, betrachtete er als ansteckende Krankheit, die bekämpft werden musste. Oder ausgemerzt.

Von moralischer Entrüstung zum Sabotageakt ist es jedoch noch ein weiter Schritt. Man muss schon sehr verbissen sein, ein paar deutsche Soldaten aus dem Weg räumen zu wollen und dabei das Risiko einzugehen, dass ein vierzehnjähriges Rhooner Mädchen und seine dreiundzwanzigjährige Schwester dasselbe Schicksal ereilt. Mit den Deutschen hätte er auch Dien und Sandrien umbringen können. In Dien vor allem war er ziemlich verknallt. Er hatte lange über eine Aktion gegen die Deutschen nachgedacht und am Billardtisch davon gesprochen. In dem

lose herabhängenden Stromkabel hatte er ein optimales Mittel für eine Straffaktion gesehen. Doch im entscheidenden Moment hatte er davon Abstand genommen. Um die De-Regt-Mädels zu schonen.

Meine Materialsammlung umfasste einschliesslich der Prozessakten viertausend Seiten. Die Zahl der Interviews mit Hinterbliebenen und ehemaligen Bewohnern stieg auf über einhundertfünfzig. Auf weitere Zeugenaussagen zu hoffen, die neue Fakten ergeben würden, war gleichbedeutend damit, die sprichwörtliche Nadel im Heuhaufen zu suchen.

Trotzdem wollte ich noch einen letzten Versuch unternehmen, alles restlos ans Tageslicht zu bringen. Zum dritten Mal in diesem Monat fuhr ich in mein Dorf, ich ass drei kleine Seezungen in dem Lokal, das heute Brasserie Het Wapen van Rhoon heisst, und begab mich ins Konklave mit Bert Euser, der für mich recherchierte. Die Idee, einen Aufruf in das örtliche Anzeigenblatt *De Schakel* zu setzen, stammte von Bert. «Wenn du den Text schreibst!» Das tat ich nur allzu gerne.

War alles erzählt? fragte ich meine ehemaligen Dorfgenosser. Oder fehlte mir ein wichtiges Detail? Wer glaubte, mehr zu wissen? Wer vermutete, dass *ein* Aspekt absichtlich im Dunkeln gelassen worden war? Niemand? Dann würde ich die Untersuchung abschliessen und Bilanz ziehen.

Innerhalb weniger Tage gingen sechs Antworten ein. Zwei mit ergänzenden Informationen, ohne weltbewegende Fakten. Vier weitere von ehemaligen Bewohnern aus Het Sluisje. Ein Mann, der während des Krieges in der Flachsfabrik gearbeitet hatte. Drei Frauen – die älteste in den Neunzigern, die jüngste in den Siebzigern –, die unabhängig voneinander ein und dieselbe Person als Urheber des Sabotageakts benannten. Ihre einzige Bedingung? Sie wollten die Information anonym geben, um den Eindruck zu vermeiden, sie würden «klatschen».

Klatsch war es ganz sicherlich nicht; dafür waren die Hinweise zu präzise. Der Mann liess die Forderung der Anonymität schon bald fallen.

Die Frauen wollten unbedingt vermeiden, Namen zu nennen. Für ihr Gefühl kam das als Verrat nahe, Denunziation. Als sie jedoch jemanden aufs Tapet brachten, der genau gegenüber der Flachsfabrik wohnte und mit einer viel jüngeren Frau verheiratet war, wusste ich sofort, von wem sie sprachen.

Ich erhielt die Information noch am selben Tag und kam mir vor, als hätte ich willentlich und wissentlich an einem richterlichen Fehlurteil mitgewirkt. Mir wurde langsam klar, warum Ermittler während einer langen und mühseligen Untersuchung einen Tunnelblick entwickeln. Irgendwann denkt man nur noch in die Richtung, die einen zu einem potenziellen Täter führt, ohne dafür aber über unumstössliche Beweise zu verfügen. Der Wunsch wird zum Vater des Gedankens, oder vielmehr: zum Vater des Irrtums.

Zugleich zeichnete sich die ungeheure Komplexität der Realität vor meinen Augen ab. *Eine* Schlussfolgerung nämlich verwiesen die Informanten ins Reich der Fabeln: Job de Kooning hatte es NICHT getan. Die andere Schlussfolgerung, die die Frauen und der Mann alle vier «das Geheimnis von Het Sluisje» nannten, fiel vollständig aus jeglichem plausiblen Schema heraus. Der Täter, will sagen: der Mann, von dem mindestens vier Menschen in Het Sluisje die starke Vermutung hegten, er habe die Stromleitung heruntergezogen, kam aus dem prodeutschen Lager.

Ein Mitglied der NSB war er nicht gewesen. Zumindest taucht er in der Mitgliederliste der Bewegung in Rhoon nicht auf. Genauso wenig hatte er *Volk en Vaderland* abonniert – dafür fehlte ihm das Geld. Doch in Het Sluisje nahm man an, dass Kees Blekemolen aus Groll darüber, was das Grosskapital ihm angetan hatte, mit den Nationalsozialisten sympathisierte.

Kees arbeitete anfangs im Rotterdamer Hafen – Schiffe be- und entladen. In den Zwanziger jahren brachte ihm das einen ordentlichen Lohn ein. Schauerleute erhielten für die Abendstunden den doppelten Lohn und bekamen ausserdem eine Gefahrenzulage. Indem er jede Wo-

che Geld auf die Seite legte, konnte Kees sich ein Motorrad kaufen. Das tat er kurz vor dem Börsencrash von 1929.

Wann genau er entlassen wurde, konnte ich nicht mehr ermitteln: entweder in dem Jahr, in dem Hitler an die Macht kam, oder im Jahr darauf, 1934. Kees lebte ein paar Jahre von der Fürsorge. Mit zwei kleinen Kindern blieb ihm auch kaum etwas anderes übrig, aber als die Kinder gross waren, sprach er mit keinem Wort über das Arbeitslosengeld, das er empfangen hatte. In seinen Augen waren staatliche Zuwendungen mehr als schrecklich, er empfand sie als Anschlag auf sein Selbstwertgefühl.

Seinen beiden Töchtern erzählte er, nach seiner Entlassung sei er aufs Land zurückgekehrt. Dort habe es ihn immer hingezogen. Später sollte man ihn als «Hobbybauer» bezeichnen, doch so gemütlich sah die Welt in den Dreissigerjahren nicht aus. Er musste sich abrackern, um seine Familie zu ernähren. Dass er mit achtunddreissig, neununddreissig noch mal von vorne beginnen musste, fiel ihm nicht leicht.

Hinter der Flachsfabrik konnte er ein Stück Grasland pachten, hinter seinem Haus in Het Sluisje einen Obstgarten. Die fünf Kühe, vier Schweine und zwölf Hühner kaufte er mit Geld, das er sich zu Wucherszinsen von Aalbert de Kooning geliehen hatte. Von einer Bank wie der Landwirtschaftlichen Kreditgenossenschaft erwartete er keinerlei Unterstützung. Er war davon überzeugt, man müsse aus einer alten Bauernfamilie stammen, um mit Krediten rechnen zu können. Kees sah sich als Mann am Rande der Gesellschaft, der kein Recht auf Hilfe hatte. In seinen Augen war die Welt schlecht und sehnte sich nach einem starken Mann, der alles ändern würde.

Um seine Schulden möglichst schnell abarbeiten zu können, übernahm Kees nach seiner eigentlichen Arbeit Gelegenheitsaufträge in der Flachsfabrik. Er stand um vier Uhr morgens auf, arbeitete bis vier Uhr nachmittags auf seinem Land, molk die Kühe, schnitt die Obstbäume, pflückte die Äpfel und die Birnen und arbeitete dann bis zur Sperrstunde in der Flachsfabrik. Dort wurden immer ein paar zusätzliche Hände ge-

braucht, um Wagen zube- oder entladen oder um die Abfälle bei den Riffelmaschinen wegzufegen. Dafür bekam er von Zeit zu Zeit ein bisschen Geld oder Flachsfasern, die er als Einstreu für seine Kühe verwenden konnte. Nach diesen Arbeiten in der Flachsfabrik war er schnell zu Hause – er brauchte ja nur den Deich zu überqueren.

Kees war eher einer, der sich durchkämpfte, als ein Kollaborateur. Er lud Aalbert de Kooning regelmässig zum Kaffee ein, und dann schimpften sie gemeinsam auf das Grosskapital oder auf Politiker wie Colijn und de Geer, die nichts von den Nöten der Bauern verstanden.

Seine Frau Gertie hingegen war der NSB beigetreten. Sie schämte sich nicht dafür und trug die Anstecknadel der Nationalsozialistischen Frauorganisation NSVO auf der Brust. Kees war vorsichtiger. Ausser mit Aalbert de Kooning und dessen Söhnen Job und Darius pflegte er möglichst wenig Kontakt mit den Nachbarn. Zu den meisten Leuten am Deich sagte er kaum mehr als «Hallo». Zur Politik äusserte er sich nicht. Jacques Pijnacker, der Direktor der Flachsfabrik, mochte keine Leute, die ihre Sympathie für die NSB offen bekundeten – er wies ihnen entschieden die Tür. Jacques akzeptierte es, wenn man katholisch war (Kees Blekemolen war zum Katholizismus übergetreten, als er Gertie heiratete), aber da ungefähr lag seine Toleranzgrenze.

Kees Blekemolen!

Ich war davon ausgegangen, ein Saboteur lasse sich von ideologischen Motiven leiten. Ich denke, das nahmen auch die meisten Rhooner stillschweigend an, zumindest jene, die bezweifelten, dass der Sturm für den Kabelbruch verantwortlich gewesen war. In Het Sluisje verhielt sich das offenbar anders. Die Menschen wohnten dort so eng aufeinander, dass sie fast alles voneinander wussten. Sie verliessen sich darauf, was sie mit eigenen Augen gesehen und mit eigenen Ohren gehört hatten. Auch ein NSB-Sympathisant konnte auf merkwürdige Ideen kommen, wenn seine Frau mit den Moffen rummachte.

Im vorletzten Kriegsjahr war Kees sechsvierzig und wirkte zehn Jahre älter. Es schien, als wolle sein krummer Rücken erzählen, dass er noch aus dem vorigen Jahrhundert stammte: Kees war 1898 geboren. Er kam aus einer grossen, armen Familie in Poortugaal. Das war fast ein Pleonasmus: Die meisten Familien in Poortugaal waren gross und arm. Für einen Gärtnersohn hatte Kees noch Glück gehabt: Er durfte die Volksschule beenden und die letzte Klasse wiederholen, um seine letzten Rechtschreibschwächen zu beseitigen und sich die Grundlagen der Buchhaltung anzueignen. Für den Gärtnerberuf musste man etwas von der Natur verstehen, aber auch vom Geld.

Kees suchte Arbeit, bei der man besser verdienen konnte. Als er mit seiner Essensdose auf dem Gepäckträger zum Waalhaven radelte, war er noch ein Kind. Mit fünfzehn begann sich sein Rücken bereits zu krümmen. Fracht zu laden und zu löschen war die schwerste Arbeit im Hafen.

Er heiratete erst mit dreissig, die elf Jahre jüngere Gertie Wiessner, ein quecksilbriges blondes Mädchen aus Rotterdam. Ihr Vater war Ende des neunzehnten Jahrhunderts aus Deutschland nach Rotterdam emigriert. Zu Tausenden kamen sie damals an die Mündung der Maas. Wie die meisten importierten Arbeitskräfte hatte Wiessner in Katendrecht zwischen den chinesischen Familien gewohnt, deren Männer als Heizer auf den Dampfschiffen arbeiteten. Hafendarbeiter und niederes Schiffsvolk teilten sich die Landzunge mit Zuhältern und Prostituierten. Nach seiner Heirat mit einer Rotterdamerin (die ebenfalls aus einer deutschen Familie stammte) und nach der Geburt seiner ersten Kinder zog Wiessner in einen Teil von Rotterdam-Charlois um, der genauso ärmlich war wie das Hafen- und Hurenviertel, aber die Mietswohnung in der Gaasbeekstraat bot der Familie etwas mehr Raum. Gertie war das dritte von acht Kindern.

Kees lernte sie im Kino Harmonie kennen, nur ein paar Schritte von ihrer elterlichen Wohnung entfernt. Ich habe das Kino in der Gaasbeekstraat bereits beschrieben: Mart Robbmond verbrachte dort alle Sonn-



tagnachmittage und oft auch noch die Samstagabende. Kees beeindruckte Gertie mit dem Motorrad, auf dem er aus Poortugaal in die Stadt fuhr.

Eine Ariel mit vier Zylindern. Eine Prachtmaschine aus britischer Produktion mit einer Lampe vorn, so gross wie ein Suchscheinwerfer. Dem niederländischen Importeur zufolge standen die Buchstaben ARIEL für Altijd Rijden Is Een Lust (Allzeit Rollen Ist Eine Lust). Die Konstrukteure der in Birmingham produzierten Maschine hatten eher an Shakespeares Ariel, Spirit of the Air, gedacht. Im Vergleich zu den deutschen Ungetümen glitt die Ariel dahin, als schwebte sie über dem Boden.

Gertie bekam auf dem Soziussitz einen regelrechten Kick. Sie schlang die Arme um Kees' Lederjacke, und von dem Moment an ging es im Grunde schnurstracks zum Rathaus und in die Kirche.

Um kirchlich heiraten zu können, musste Kees die Konfession wechseln. Er war reformiert erzogen worden und nahm nun den römisch-katholischen Glauben seiner Frau an. Ein erster Hinweis darauf, dass Kees sich den Wünschen und Bitten von Gerties Familie fügte.

Nach der Hochzeit beschlossen Kees und Gertie, sich von der Kirche fernzuhalten und ihre Kinder in die öffentliche Schule zu schicken. Gertie war übrigens schon einige Monate schwanger, als sie mit Kees vor den Traualtar trat.

Ihre erste Tochter wurde 1929 geboren, die zweite 1931, beide in Rotterdam. 1932 konnte die Familie ein Häuschen am Rijdsdijk in Rhoon beziehen. Es lag am Fusse des Deichs und war winzig klein: ein Zimmer unten, links und rechts ein Alkoven, unter diesem Zimmer ein Keller, der als Küche diente, und ganz oben ein Dachboden.

Mit ihrer Herkunft aus Katendrecht und Charlois war Gertie also gar nicht so deutsch. In Het Sluisje meinte man trotzdem einen leichten Akzent in ihrer Stimme zu hören, vor allem von dem Moment an, als Mev-

rouw Blekemolen-Wiessner sich offen zu ihrer Mitgliedschaft in der Nationalsozialistischen Frauenorganisation bekannte. Als die ersten deutschen Soldaten auf dem Deich erschienen, zeigte sich, dass sie sich mühelos auf Deutsch mit ihnen verständigen konnte. Für die Nachbarn stand daraufhin fest, dass sie genauso deutsch war wie die in Sachsen geborene Gabi Fromme, die Geliebte von Bastiaan Schoonaart, die Nummer zwei der NSB in Rhoon und rechte Hand von Jan Krijn Jabaaïj. Für die Leute auf dem Deich waren Gabi Fromme, Bastiaan Schoonaart und Gertie Blekemolen-Wiessner ein und dieselbe Wichse.

Über den auffallenden Altersunterschied zwischen Kees und Gertie wurde erst während des Krieges gespöttelt, besonders nachdem Gertie mit deutschen Soldaten intim wurde und Kees so tat, als merke er nichts. «Unser Kees hat keinen Schwung mehr im Bett», brummelte man am Billardtisch. «Zu müde, um seine ehelichen Pflichten zu erfüllen», kicherte man beim Wäscheaufhängen. Auf dem Hof der Flachsfabrik, wo ein rauer Umgangston herrschte, sagte man unumwunden und ohne das geringste Taktgefühl, dass Kees ein alter Knacker sei, der sein mannstolles Weib nicht mehr im Haus halten könne. Er wurde gehänselt und getriezt.

Gertie war vernarrt in deutsche Uniformen. Als in ihrer Nachbarschaft auf dem Deich vierzehn deutsche Soldaten einquartiert wurden und Dirkje de Ruyter aus ihrem Haus einen Ort zum Feiern machte, beschloss sie, sich ins Vergnügen zu stürzen. Innerhalb weniger Monate wurde sie wieder zu der kessen Rotterdamer Blondine, die sie einst gewesen war und die Kees Blekemolen schöne Augen gemacht hatte wegen seines Motorrads.

An den Namen von Gerties Töchtern war nichts Deutsches: Coby und Pleunie.

Coby kann noch kurz vor ihrem Tod ein paar Fragen in einem Pflegeheim beantworten, Pleunie hat den achtzigsten Geburtstag hinter sich, als ich sie im Dezember 2011 aufsuche.

Deutsch?

Beide müssen lachen. Der einzige Akzent, den ihre Mutter gehabt ha-

be, sei der waschechte Rotterdamer mit einem leichten Einschlag von den südholländischen Inseln gewesen. Der Akzent von Katendrecht, Charlois, Feijenoord, den Stadtteilen südlich der Maas.

Opa?

Wo der geboren sei, wüssten sie nicht. Ursprünglich sei die Familie aus Deutschland gekommen. Doch wie weit das zurückgehe, keine Ahnung. Ihr Opa habe Dirk Leendert geheissen. Vielleicht habe er beide Namen bei seiner Einbürgerung angenommen, sie klingen ja wirklich nicht deutsch. Plausibler sei, dass ihr Urgrossvater aus Deutschland gekommen sei.

Katholisch?

Das ja. Mutter habe verlangt, dass ihre Töchter in der Sint-Wilibrordus-Kirche in Rhoon heirateten, auch wenn sie beide in die öffentliche Schule gegangen seien.

Politische Überzeugung?

Keine Ahnung.

Dass ihre Mutter Mitglied der NSVO gewesen war, wusste keine der beiden Schwestern. Mitgliedskarte und Mitgliedsnummer sind überzeugende Beweise. Weder der sterbenskranken Coby noch der lebenslustigen Pleunie wage ich es zu sagen. Pleunie ist mit einem Amsterdamer verheiratet, der selbst im einundzwanzigsten Jahrhundert noch immer nicht durch Deutschland reisen will. Er hat nie vergessen, dass seine jüdischen Freunde eines Morgens nicht mehr in der Schule erschienen waren – der Junge, der neben ihm auf der Bank sass, der Junge, der vor ihm sass ... Wenn er Deutsch hört, sieht er die Razzien beim Oosterpark vor sich, und es ist, als würden diese Bilder mit dem Älterwerden nur noch intensiver. Ich fürchte, der Zweiundachtzigjährige verlässt die eheliche Wohnung sofort, wenn ich ihm etwas über die Vergangenheit seiner Schwiegereltern erzähle. Seine Schwiegermutter beschreibt er übrigens als Dragoner.

Wenn Pleunies Blick etwas verrät, dann neben einem sonnigen Hu-

mor die völlige Abwesenheit böser Vermutungen. Ihre Mutter trug die Anstecknadel der NSVO, ihre Mutter lobte die gemütlichen Nachmittage der NSVO. Pleunie weiss von nichts. Nach dem Mai 1945 sprach daheim niemand mehr mit auch nur einem Wort vom Krieg, weder ihr Vater noch ihre Mutter. Woran sie sich erinnert, das ist das Motorrad ihres Vaters.

Nach dem Krieg war ein Moped daraus geworden. Für Kees Blekemolen gehörte es da schon lange zur Vergangenheit, dass er sich auf seine Ariel schwang und fast im selben Moment von einer Schar von Bewunderern umringt war. In Het Sluisje hatte er lediglich von Job de Kooning Konkurrenz bekommen, der ein kleines Stück weiter wohnte. Job besass eine BMW. Nichts im Vergleich zu einer Ariel natürlich, bis in die Sechzigerjahre hinein waren britische Maschinen viel beliebter als deutsche. Man sass nicht bequem auf einem deutschen Motorrad, so einfach war das. Als Pleunie mit ihrem Mann nach Amsterdam gezogen war, konnte Kees Blekemolen das selbst feststellen. Kees war zu seiner Tochter und seinem Schwiegersohn gefahren, auf dem Soziussitz von Job de Koonings hart gefederter BMW. Mit lahmem Hintern war er abgestiegen.

Der Bericht der Rhooner Widerstandsgruppe weist Gertie Blekemolen-Wiessner als «eine der Damen [aus], die sehr viel Umgang mit deutschen Wehrmachtsangehörigen hatten». Dirkje de Ruyters Rendezvous-Haus wurde ab September 1944 von Mitgliedern des Widerstands beobachtet. Sie notierten, wer dorthin kam und wie oft. In der Reihenfolge der Häufigkeit waren das: Annie de Leeuw, Dien de Regt, Linda de Bondt, Gertie Blekemolen-Wiessner, Riet van den Akker-Troost, Sandrien de Regt. Platz vier für Gertie, nach Dien – der Geliebten von Bootsmann Walter Loos – und nach Linda – der Geliebten von Jan Krijn Jabaaij, dem Ortsgruppenleiter der NSB in Rhoon. Für den Nachrichtendienst des Widerstands verkehrte Gertie ständig in schlechter – oder wie es damals hiess: antipatriotischer – Gesellschaft.

In Dirkjes Haus hatte Gertie endlich das Gefühl, zu leben. Leben in Grossbuchstaben. In verzierten Grossbuchstaben. Leben als Gegensatz zu der ewig gleichen Schufferei.

Kees Blekemolen sah unfroh zu. Seine jüngere Tochter beschreibt ihn als einen zu lieben, zu bescheidenen und zu stolzen Mann. Zu stolz in dem Sinn, dass er sich nie an jemanden gewandt hätte, um um Hilfe zu bitten. Oder um seinem Herzen Luft zu machen. Wenn ihn etwas ärgerte, dann verzog er sich nach hinten in seinen Obstgarten. Dann sah man ihn ein paar Stunden lang nicht, bis sein Ärger abgeflaut war.

Ich erkenne in Kees den echten Inselbewohner. Verschlussen, halsstarrig, äusserlich ohne Emotionen. Dabei gab es sie natürlich: Inselbewohner können ausserordentlich wütend werden und ausserordentlich fanatisch. Kees gelang es, seine Aversion lange unter Kontrolle zu halten, bis er irgendwann genug von der NSVO hatte und sich mit Gertie über die 45 Cent stritt, die sie jeden Monat an Beitrag zahlen musste.

Bis zur Mitte des Krieges war Gertie eine fürsorgliche Mutter gewesen. Das Freche und Kesse hatte sie bei Cobys Geburt abgelegt. Als Pleunie zwei Jahre später zur Welt kam, hatte sie sich in ein Heimchen am Herd verwandelt. Am Deich hatte sie nur mit Mevrouw de Kooning Kontakt, ein Kontakt, der ein klein wenig weiter ging, als sich über das Wetter zu unterhalten.

Am häufigsten war Gertie mit ihrer Mutter zusammen, die jeden zweiten Tag mit dem Fahrrad aus Rotterdam-Zuid kam. Umgekehrt fuhr Gertie mindestens dreimal die Woche zu ihrer Mutter, um mit ihr Kaffee zu trinken. Je länger der Krieg andauerte, umso häufiger bekam sie Besuch von ihren Brüdern, Schwestern, Schwagern und Schwägerinnen. In der Stadt wurden die Nahrungsmittel knapp, während man sich in den Rhooner Poldern bis zum Hungerwinter 1944/45 noch gut ernähren konnte. Gertie erkannte bei den Mahlzeiten samstags und sonntags, dass sie gern viele Menschen um sich hatte. Kees, der kiloweise Kartoffeln

und Fleisch anschleppen musste, traute sich nicht, irgendjemandem von seiner Schwiegerfamilie die Tür zu weisen.

Als Dirkje de Ruyter damit begann, deutsche Wehrmachtsangehörige in ihrem Haus zu empfangen, trennten Gertie nur noch zweihundert Meter von den Vergnügungen. Ihren Töchtern legte sie nahe, früh ins Bett zu gehen. Um acht Uhr begann ja die Ausgangssperre, und ausserdem zählten die Stunden, die man vor acht Uhr schlief, doppelt.

Dieses Gesetz galt unbestreitbar für kleine Kinder, nicht aber für fünfzehnjährige Mädchen – Coby war 1944 fünfzehn Jahre alt – und auch nicht für dreizehnjährige, wie Pleunie. Beide erinnern sich, dass sie in den Kriegsjahren «wahnsinnig» früh ins Bett gingen, meist unter sanftem Zwang vonseiten ihrer Mutter. Vater erledigte bis zur Sperrstunde Gelegenheitsarbeiten in der Flachsfabrik; sobald die Kinder im Bett lagen, konnte Gertie zu Dirkje.

In deren Haus schminkte sie sich und putzte sich heraus. Dirkje war grosszügig mit ihren Lippenstiften und lieb auch gern mal ein Kleid oder schicke Strümpfe aus. Die Strümpfe bestellte sie bei den Luftwaffenoffizieren. Diese mussten regelmässig zu Stabsbesprechungen nach Rotterdam, Den Haag oder Utrecht. Je besser Dirkje die Offiziere kennenlernte, umso länger wurden ihre Bestelllisten. Aus der Stadt brachten die Deutschen Parfüm mit, Schnaps, Elsässer Weisswein (auf den Gertie versessen war), Zigaretten, Zigarillos (die Riet gern rauchte) und Schokolade.

Mehr noch als diesen Luxus genoss Gertie die Aufmerksamkeit. Die Deutschen sahen sie an, lachten, sprachen mit ihr, als würden sie sie schon seit Jahren kennen. Kees suchte nie jemandes Blick – das taten die Bauern von den Inseln nicht. Und er sprach nur mit seinen Schweinen, Hühnern und Kühen. Sie hatte noch nie eine Geschichte von Kees gehört, geschweige denn einen Witz. Er war ein herzensguter Mann, aber ein Langweiler.

Im Herbst 1944 muss Gertie sich oft gesagt haben, dass der Krieg nicht ewig dauern und die kommenden Monate die letzten angenehmen

ihres Lebens sein würden. Auch bei ihr machte sich die Zeit bemerkbar: Sie war fünfunddreissig.

Gertie lauschte den schmeichelnden Stimmen. Nippte vom Wein. Lachte auf eine Weise, die schon fast überschwänglich zu nennen war und die sie nur aus den Filmen kannte, die sie, lange war 's her, im Kino ihres Rotterdamer Viertels gesehen hatte. Gertie ging so sehr in der Welt der Militärs auf, dass sie deren Ideen unbesehen übernahm und sogar deren Fanatismus.

Zwei meiner Informanten sagen, sie seien sich absolut sicher, dass nicht Dirkje de Ruyter den Deutschen verraten habe, wo Vater Wagenmeester sein Radio versteckt hatte (unter dem Flachs bei der Fabrik), sondern Gertie Blekemolen. Gertie nannte die deutschen Soldaten «meine deutschen Freunde».

Was Gertie in Dirkjes Haus am besten gefiel, war das Tanzen. Es machte sie zu einer anderen Frau, oder der Frau, die sie immer hatte sein wollen. Sie hatte den Eindruck, in Wien zu sein oder in Berlin, oder der Star in einem romantischen deutschen Film. Tanzen, tanzen mit einem Mann, der es wirklich sehr gut konnte, ein junger Mann in Uniform, ein Zwanzigjähriger mit kerzengeradem Rücken und unbewegtem Gesicht, ein junger Mann, dem, ganz im Gegensatz zu den Bauern, nie zu warm wurde, der nie einen roten Kopf bekam oder Schweissperlen am Hals.

Er hiess Heinz Willems.

Huib Lodder arbeitete in der grössten Halle der Flachsfabrik an den Schwingmaschinen, genau gegenüber von Kees Blekemolens Haus. Er sah, wie dessen Frau Gertie zum Vormittagskaffee und am Nachmittag deutsche Wehrmachtsangehörige empfing. Vor allem den Soldaten, der gegen die Stromleitung lief und dessen Gewehr von den 500 Volt so warm wurde, dass seine Hände verbrannten. Hiess der nicht Heinz?

Während der Pause sassen die Arbeiter von der Flachsfabrik auf der Deichböschung und assen ihre Brote. Mittags kam Kees Blekemolen zum Essen von seinem Land nach Hause. Er hörte Radio Oranje. Die Arbeiter

wussten das, und bevor sie in die Fabrik zurückkehrten, klopfen sie bei ihm ans Fenster und fragten nach den letzten Meldungen.

Vielleicht wollte Kees jeden Verdacht der Kollaboration ausräumen. Oder vielleicht wollte er seiner Frau eins auswischen. Vor allem die Jüngerer unter den Arbeitern fanden, er sei ein armer Kerl, und sie hatten Mitleid mit ihm. Mittags ass er im Übrigen oft allein. Seine Frau übte sich in «Nächstenliebe» bei den deutschen Soldaten.

Eines Tages muss es Kees zu viel geworden sein. Kees, der nie laut wurde, nie seine Missbilligung zeigte, der seine Frau gewähren liess und von seinen Töchtern wenig mehr verlangte, als dass sie ihm abwechselnd beim Melken halfen, morgens um fünf.

Kees mochte zwar ein gutmütiger Trottel sein, aber nicht blöd. Wenn seine Frau lange nach der Sperrstunde nach Hause kam, brauchte er sich im Bett nur halb zu ihr umzudrehen, um Parfüm zu riechen und den säuerlichen Duft von Wein, den ihr Atem verströmte. Wein gehörte für Kees zu einer anderen Welt, genau wie Parfüm. Nicht einmal die Frau des Bürgermeisters benutzte welches, allenfalls Eau de Cologne. Parfüm war für Kees ein Zeichen schlimmster Verderbtheit. Dennoch machte er seine Frau nicht für die schmutzigen Dinge verantwortlich, die sie zweifellos beging. Er gab dem Krieg die Schuld. Und den Deutschen.

Von einer wohlüberlegten Tat kann sicherlich keine Rede sein. An dem Tag, an dem es Kees zu viel wurde – dem 10. Oktober 1944 –, waren zufällig die Umstände günstig für eine rasche Aktion. Für den Abend hatte Kees ganz andere Pläne. Kurz vor Mitternacht wollte er mit einem Nachbarn im Schuppen hinten im Obstgarten schwarz ein Schwein schlachten. So hatten sie es verabredet, und die grosse Zahl deutscher Soldaten auf dem Deich hielt sie nicht davon ab. Eineinhalb Stunden nach dem Tod des Soldaten Lange schlachteten sie dieses Schwein, als ob draussen nichts passiert wäre.



Nein, die Idee muss Kees blitzartig gekommen sein. Gerade als er nach getaner Arbeit in der Flachsfabrik den Deich überqueren wollte, waren ein paar deutsche Soldaten vorbeigekommen. Am Arm eine provozierende Dien de Regt und eine kichernde Sandrien de Regt. Auf einen dieser Soldaten hatte man ihn in der Flachsfabrik schon ein paarmal aufmerksam gemacht: Heinz. «Ein Bursche, der seine Sache versteht», hatten sie in der Flachsfabrik lachend gesagt. «Ein Bursche mit Eiern in der Uniformhose.»

Dien, Sandrien und die Soldaten waren auf dem Weg zu dem Haus, in dem seine Frau in letzter Zeit so oft ihre Abende verbrachte. Das traf ihn wie ein Schlag ins Genick. Oder – so genau konnte mir das niemand sagen – wie ein Stich ins Herz.

Kees war in sein Haus gegangen, um sich zu vergewissern, dass Gertie noch bei den Kindern war. Er hatte sie gefragt, ob sie nicht ausgehe. Sie hatte den Kopf geschüttelt, nein, heute Abend nicht. Er war sich waschen gegangen.

Vielleicht kam ihm da die Idee. Oder war es eine halbe Stunde später, als er im Schuppen hinten im Obstgarten alles für die Schlachtung des Schweines vorbereitete und unbegreiflich lange auf das Messer starrte?

Wie dem auch sei, als er zum Deich zurückging, hielt er einen Pickhaken in der Hand, und bevor er sein Haus betrat, hatte er mit diesem Pickhaken die lose hängende Stromleitung bei der Flachsfabrik vollends heruntergezogen. Fast wie im Reflex.

So muss es gewesen sein.

Oder leide ich jetzt wieder am Tunnelblick?

Dass die Leitung nicht richtig festsass, hatte Kees viele Male gesehen, wenn er den Deich überquerte und zur Fabrik ging. Am Billardtisch hatte er Job de Kooning, die Brüder Robbemon und den jungen Tijn Wagenmeister davon reden hören, die Leitung ganz abzumachen oder «sacken zu lassen». Er ging nicht oft in die Kneipe, eigentlich nur sonntagnach-

mittags, um eine Runde Billard zu spielen, allmählich sein einziges Vergnügen in dem harten, arbeitsreichen Leben, das er führte. Zwei, drei, vier Sonntage hintereinander hörte er, wie die Jungs tönnten, sie würden die Leitung «sacken lassen».

Ein bewusster Entschluss wird es nicht gewesen sein, doch in seinem Unterbewusstsein muss Kees mitberücksichtigt haben, dass der Verdacht nicht auf ihn fallen würde, wenn er die Leitung herunterzog. Jeder in Het Sluisje würde Job de Kooning verdächtigen oder die Robbemond-Jungs oder Tijmen Wagenmeester. Man könnte fast meinen, es war ein ingenieuser Plan und Kees Blekemolen hätte sich Jobs Grosssprechereien in der Kneipe über wilde Aktionen gegen Moffen und Moffenhuren schlau zunutze machen wollen.

Es war kein Plan; jedenfalls denke ich, dass es kein Plan war. Doch der Verdacht richtete sich tatsächlich automatisch gegen Job de Kooning und gegen seinen Kumpanen Bo Robbemond. Nicht gegen Kees.

Es stellt sich die Frage, ob Gertie etwas von der Racheaktion ihres Mannes gemerkt hat. Denn um Rache handelte es sich, Rache an «den deutschen Freunden» von Gertie, Rache an Heinz Willems und Rache an den Mädels, die Gertie in Dirkje de Ruyters Haus mit Wein und Parfüm Flausen in den Kopf setzten. Viel eher als Job oder Bo hatte Kees ein Motiv.

Hat Gertie aus dem Dachfenster oder durch das Wohnstubenfenster gesehen, wie ihr Mann die Leitung herunterzog? In dem Fall wird eine Szene, die ich eingangs beschrieben habe, verständlicher.

Soldat Lange tritt auf die Leitung, ruft, schreit, brüllt. Dien und Sandrien rennen davon. Panik bei Bootsmann Loos und Soldat Willems. Sie klingeln beim nächstgelegenen Haus. Das ist zufällig das Haus von Kees und Gertie Blekemolen. Kees denkt «faule Sache» und versteckt sich hinten im Haus. Schleicht vielleicht schon nach draussen, in den Obst-

garten. Gertie geht zur Tür, öffnet sie und dreht sich ein wenig ins Licht, sodass das NSVO-Abzeichen auf ihrem Pulli deutlich ins Auge fällt.

Frage: Lläuft eine fünfunddreissigjähriqe Frau um zehn Uhr abends zu Hause mit einer Anstecknadel der Nationalsozialistischen Frauenorganisation am Pullover herum? Nur – denke ich –, wenn sie erwartet, dass jeden Moment deutsche Soldaten bei ihr klingeln können, weil ihr Mann eine Dummheit begangen hat.

Gertie muss gesehen haben, wie Kees sich an der Stromleitung zu schaffen gemacht hat, und muss schreckliche Angst vor den Folgen bekommen haben. Nicht nur ihr Verhalten an jenem Abend, sondern auch das am nächsten Tag bestätigt diesen Eindruck. Sie hatte Angst, dass Kees festgenommen und erschossen würde und ihr Haus angezündet. Von einem Moment zum anderen war ihr der feste, sichere, vertraute Boden unter den Füßen weggezogen worden.

Acht Monate nach der Befreiung wird Gertie Wiessner, Ehefrau von Cornelis Blekemolen, in Rotterdam von zwei Ermittlern des Politischen Fahndungsdienstes vernommen. Kees bleibt unbehelligt, nur Gertie muss eine Erklärung abgeben, wegen ihrer Mitgliedschaft in der NSVO und ihrer vielfältigen Kontakte zu deutschen Wehrmichtsangehörigen, die in dem Bericht der Untergrundbewegung erwähnt sind. Die Ermittler des Politischen Fahndungsdienstes vermuten, dass sie in Het Sluisje eine fragwürdige Rolle gespielt hat, und fühlen ihr am 16. Januar 1946 auf den Zahn.

Gerties Aussage stimmt hinten und vorne nicht.

Gertie: «Zwischen 9.30 Uhr und 10 Uhr am Abend des 10. Oktober 1944 hörte mein Mann draussen Lärm. Mein Mann und ich gingen auf den Dachboden und sahen durch das Dachfenster, dass draussen deutsche Soldaten herumliiefen, von denen einer eine Dynamotaschenlampe hatte, die Männer abholten. An dem Abend sind wir nicht draussen gewesen. Die Deutschen sind nicht bei unserem Haus gewesen.»

Die Nachbarn in Het Sluisje wissen es besser. Das erste Haus, an dem

Loos und Willems klingelten, war das der Familie Blekemolen. Die erste Person, die Loos und Willems um Hilfe baten, war Gertie Blekemolen, und sie verwies die Deutschen freundlich weiter an die Nachbarn.

Gertie verdrehte die Wahrheit und blieb dabei. Eines jedoch dachte sie sich nicht aus: dass sie selbst schreckliche Angst hatte und dass ihr genauso ängstlicher Mann sich am nächsten Morgen aus dem Staub machte.

Ich versetze mich jetzt mal kurz in die Rolle der Ermittler. Meine Frage hätte dann gelautet: «Warum, Mevrouw? Sie waren doch Mitglied einer NSB-Organisation? Sie sympathisierten doch mit dem Besatzer, unterhielten herzliche Kontakte zu deutschen Wehrmachtsangehörigen? Sie durften den Bootsmann, die Obergefreiten und die einfachen Soldaten, die bei Ihnen in der Nähe einquartiert waren, mit Heinz, Walter, Leo und Willie ansprechen. Was hatten Sie denn Schreckliches zu fürchten?»

Nichts von alledem. Die Ermittler hörten zu – oder nicht einmal das? – und liessen maschinenschriftlich festhalten, was Gertie an ganzen und halben Wahrheiten vorbrachte.

Am nächsten Morgen um vier Uhr, so fuhr sie mit ihrer Geschichte fort, kam die Nachbarin Bets de Kooning, die Frau von Job de Kooning Dzn, und berichtete ihr, alle Männer aus Het Sluisje seien von den Deutschen mitgenommen worden. Bets dachte, sie würden bald wiederkommen. Gertie: «Mein Mann war an dem Morgen früh auf die Felder gegangen, weil er Angst hatte, es würden noch mehr Männer verhaftet. Er hatte sich nicht getraut, über den Deich vor unserem Haus zu fliehen. *An der Unglücksstelle* war den ganzen Tag über eine Wache gestanden, die ich nicht kannte.»

Mit der Kursivierung möchte ich hervorheben, dass Gertie hartnäckig von «einem Unglück» sprach und auch in Friedenszeiten das Wort «Sabotage» vermied. Ihre Angst wurde noch grösser, als sie sah, dass auf dem Deich deutsche Soldaten erschienen, die sie nicht kannte und auf die sie keinerlei Einfluss hatte.

Was Gertie nicht erzählte, war, dass Kees auf Knien über die Äcker

geflüchtet war und grosse Strecken durch matschige Gräben gekrochen war. Er hatte nicht nur ein bisschen Angst, sondern hatte panikartig die Flucht ergriffen. Einen halben Tag später war er, schwarz vom Schlamm, in Poortugaal angekommen, wo er sich bei Verwandten versteckte.

Gertie: «Um zehn Uhr morgens kam meine Mutter aus Rotterdam zu Besuch. Sie wusste nicht, was los war. Im Laufe dieses Tages habe ich mit Nachbarn gesprochen, darunter Aalbert de Kooning. Mit Jabaaij habe ich an diesem Tag überhaupt nicht gesprochen. Aber meine Mutter ist kurz nach halb fünf zu Jabaaij gegangen.»

Das steht in völligem Widerspruch zu anderen Aussagen. Um zehn Uhr war Gertie auf ihr Fahrrad gestiegen, um ihrer Mutter Bescheid zu sagen. Sie fuhr über den Schulpweg zum Haus ihrer Mutter in der Gaasbeekstraat. Auf halber Strecke des Schulpweg stieg sie an der Halle ab, in der Jabaaij arbeitete. Laut seiner Aussage war das um halb elf. Gertie erkundigte sich, was er von bevorstehenden Vergeltungsmassnahmen wisse, und wollte vermutlich vor allem in Erfahrung bringen, ob irgendein Verdacht auf ihren Mann fiel. Hatte ihn jemand gesehen? Und wusste der SD, der in aller Frühe mit der Untersuchung am Deich begonnen hatte, etwas davon? Aus Jabaaijs Aussage geht hervor, dass er sich darüber wunderte, dass Gertie zu seiner Arbeitsstelle geradelt war, und dass er sie ein wenig auf Distanz hielt. Ich verstehe jetzt, warum. Der NSB-Ortsgruppenleiter in Rhoon witterte Unrat. Gemeinsam mit ihrer Mutter ist Gertie dann nach Hause zurückgefahren. Und in der Tat, am Nachmittag hat sie ihre Mutter zu Jabaaij geschickt. Gertie war noch immer nicht beruhigt.

Ich zitiere sie jetzt wieder wörtlich: «Jabaaij hatte offenbar tüchtig getrunken und roch nach Genever. Er sagte zu meiner Mutter, dass er der Meinung sei, mit meinem Haus werde nichts passieren. Wenn ich der Sache aber nicht trauen würde, solle ich eben fortgehen. Er sagte noch, bis fünf Uhr an diesem Nachmittag würden wir mehr wissen. Meine Mutter und ich sind daraufhin schnell nach Hause gegangen, um

die Lebensmittelkarten und andere Papiere zu holen. Plötzlich sah ich, dass es auf dem Rijdsdijk schwarz vor deutschen Soldaten war. Wir haben daraufhin schnell das Haus verlassen mit der Absicht, nach Rotterdam zu gehen. Unterwegs habe ich meinen Mann noch verständigt. [...] Als ich an der Flachsfabrik vorbeikam, sah ich, wie zwei deutsche Soldaten einen gewissen Pijnacker aus der Flachsfabrik nach draussen brachten und vor den Zaun stellten. Als ich ungefähr fünf Minuten zu Fuss von der Flachsfabrik entfernt war, hörte ich hinter mir Schüsse, und kurz darauf sah ich Flammen und Rauch aufsteigen. Die folgende Nacht bin ich in Rotterdam geblieben und am frühen Morgen wieder nach Rhoon zurückgekehrt. Wo ich sah, dass mein Haus nicht gebrannt hatte.»

Ende der Aussage, die sie nach Verlesung und Bestätigung unterschreibt, wobei sie übersieht, dass sie von dem Vernehmer, der das Protokoll erstellt hat, zehn Jahre jünger gemacht worden ist. Als Geburtsjahr schreibt er 1919 anstatt 1909. Ein Kompliment für Gertie: So kurz nach dem Krieg muss sie eher wie eine junge Dame Ende zwanzig ausgesehen haben denn wie eine Bauersfrau, die auf die vierzig zuing.

Merkwürdiger ist, dass ihre Kinder in der Erklärung nicht vorkommen. Als ob sie in jenen Oktobertagen des Jahres 1944 nicht dabei gewesen wären. Als ob sich die Welt damals einzig und allein um sie gedreht hätte.

Die Erinnerung ihrer älteren Tochter Coby ist selbst ein halbes Jahrhundert später noch deutlich präziser. Coby sah nicht nur, wie Jacques Pijnacker, sondern wie alle sieben Männer auf den Deich kamen und von den Deutschen zu der Stelle vor dem Zaun dirigiert wurden. Kurz vor der Hinrichtung sprang sie mit ihrer Mutter, ihrer Oma und ihrer jüngeren Schwester auf einen Bauernwagen von Kranenburg und floh. Coby wusste auch noch genau, warum ihre Mutter zweimal Kontakt zu Jabaaij gesucht hatte. Ihre Mutter sei der festen Überzeugung gewesen, dass Jan

Krijn Jabaaij sein Urteil dazu abgeben sollte, welche Männer festgenommen werden sollten und welche nicht. Gertie war den ganzen Tag über nur mit einem beschäftigt: ihren Mann aus der Schusslinie zu halten.

Auch Pleunie erinnert sich an das Pferd und den Wagen von Kranenburg, der die Flüchtlinge im Galopp nach Rotterdam brachte. Nur bevor er auf den Groene Kruisweg bog, machte der Fuhrmann kurz halt. Ihre Mutter gab jemandem aus Poortugaal eine Nachricht für ihren Vater mit: Er solle sich versteckt halten, bis sie Entwarnung gab. Pleunie blickte zu den breiten Rauchsäulen zurück, die gen Himmel krochen, und fragte sich, ob ihr Dachzimmer wohl schon vom Feuer verkohlt sei.

Am nächsten Tag waren Gertie und ihre Töchter Coby und Pleunie wieder am Rijdsijk. Ihr Haus war nicht in Brand gesteckt worden.

Kees kehrte drei Tage später zu seiner Familie zurück. Beim Eintreten nickte er seiner Frau und seinen Töchtern zu. Nach diesem kurzen Nicken wurde nach Aussage seiner beiden Töchter mit keinem Wort mehr über die Ereignisse des 10. und 11. Oktober gesprochen.

Nach dem Krieg wurden Kees und Gertie Blekemolen auf schon aussergewöhnlich sardonische Weise für ihr Stillschweigen bestraft. Direkt vor ihrem Haus wurde das Mahnmal für die erschossenen Männer errichtet. Ein Kiefernholzkreuz mit vier Worten in schwarzen Buchstaben: «Für sie, die fielen.»

Von 1946 an wurde jedes Jahr vor ihrer Tür der Rhooner Toten gedacht, mit einer Kranzniederlegung, einem Gebet und zwei Schweigeminuten. Gefolgt von einem gemeinsamen Vaterunser und dem Singen der Nationalhymne. Gefolgt vom Niederlegen von Blumen durch Hinterbliebene, Verwandte, Freunde, Bekannte und Dorfbewohner.

Kees und Gertie Blekemolen erlebten Jahr für Jahr, wie die Rhooner sich vor ihrem Haus versammelten. Im letzten Moment stellten sie sich

zu den Hunderten von Teilnehmern der Feierlichkeit. Um Viertel nach acht gingen sie wieder in ihr Haus. Kees sagte dann jedes Mal: «Diese blöden Bauern. Immer behalten sie die Mütze auf dem Kopf.»

Das war sein einziger Kommentar.

Als die Kinder aus dem Haus waren, zogen Kees und Gertie in ein weisses Haus weiter oben am Rijdsijk, das einen Obstgarten hatte. 1967 wurde es für den Bau eines Verkehrskreisels enteignet, der den Anschluss an eine achtspurige Autobahn schaffen sollte. Sie zogen in eine Erkerwohnung am Molendijk um.

All die Jahre, die sie in Het Sluisje den Deich vor der Nase hatten, hatten Kees und Gertie auf ein Haus mit weitem Blick gehofft. Doch als sie ihre Idealvorstellung realisiert hatten, war Kees am Ende. Er starb ein Jahr nach dem Umzug an einem Herzinfarkt, mit siebzig Jahren.

1968 war ich neunzehn. Ich muss Kees oft begegnet sein, beim Friseur, beim Bäcker, beim Tabakhändler. Aber ich kann ihn mir nicht in Erinnerung rufen. Genauso wenig wie Gertie, die bis in die Neunzigerjahre am Molendijk wohnte.

Ihren Töchtern zufolge führte sie ein zurückgezogenes Leben. Sie starb 1996, ohne je ein Wort über ihren Flirt mit dem Nationalsozialismus und das Jahr 1944 verloren zu haben, das aufregendste und zugleich beängstigendste ihres Lebens. Sollte sie irgendeine Genugtuung empfunden haben, dann in Bezug auf ihre Töchter, die sie aus der ganzen Sache herausgehalten hat. Eine erstaunliche Leistung, denn Gertie musste sich zweimal vor den Justizbehörden verantworten und verlor 1947 für zehn Jahre ihre Bürgerrechte. Ihr wurde das Wahlrecht entzogen, das Recht, zu kandidieren, und das Recht, ein öffentliches Amt zu bekleiden. Doch ihre Kinder wissen von nichts.

Das also war das Geheimnis von Het Sluisje: Nicht Job de Kooning, sondern Kees Blekemolen hatte in einer plötzlichen Anwandlung die Lei-



tung heruntergezogen und die Repressalien der Deutschen ausgelöst.

Oder stelle ich jetzt wieder einen Unschuldigen an den Pranger?

Die Älteste meiner Informanten war eine Nachbarin der Blekemolens. Sie wohnte im Fährhaus, in dem fünf Familien nebeneinander lebten. Ich vermutete stark, dass sie gesehen hatte, wie Kees an der Leitung herumhantierte. Sie wollte das weder bestätigen noch abstreiten. Streng im erneuerten Glauben erzogen, sah sie die Hölle vor sich auftauchen, wenn sie log: In Zweifelsfällen schwieg sie lieber. Ausserdem verspürte sie wenig Lust, meine Kronzeugin zu werden.

Als Erneuerte hatte sie keine hohe Meinung von Blekemolen, der seiner Frau zuliebe in der katholischen Kirche geheiratet hatte. Noch weniger hielt sie von Gertie, die durch ein Abzeichen überdeutlich zeigte, dass sie auf der Seite der Moffen stand. So etwas tut man nicht als Mutter von zwei Töchtern. Sie hatte Achtung vor Pfarrer Kloosterziel, der von der Kanzel herab mit wohlgewählten Bibeltexten dazu aufrief, die Widerstandsbewegung zu unterstützen. Im Hinblick auf Katholiken hegte sie starke Vorurteile: Die kannten ihrer Meinung nach keine Prinzipien.

Im Übrigen hatte sie absolut nichts dagegen, dass ihre Töchter freundschaftlichen Kontakt zu den Blekemolen-Mädchen hatten. In Het Sluisje, so ihr Leitsatz, wohnten Reformierte, Erneuerte und Katholiken nebeneinander. Wenn einem das nicht passte, musste man eben in einen anderen Teil des Dorfes ziehen. Auch die politische Überzeugung wurde respektiert; in Het Sluisje blieben die Fensterscheiben der NSBler heil. Etwas anderes war natürlich, dass Gertie Blekemolen unter einer Decke mit dem Besitzer steckte und vertraut mit den deutschen Soldaten umging. Das fand sie verwerflich.

Ihre Version der Ereignisse wird von zwei ehemaligen Bewohnerinnen von Het Sluisje bestätigt, die während des Krieges sieben, acht Jahre alt waren. Und von den Schwestern Meeze, die von ihrem Bruder Walt vernommen hatten, dass der Urheber des Sabotageakts «in der NSB-

Ecke gesucht werden muss» und dass das Motiv «Eifersucht» gewesen sei. Walt Meeze, ein Spross der grössten katholischen Familie im Dorf, spielte von Januar 1945 an eine wichtige Rolle in der Ortsgruppe der Inländischen Streitkräfte. Wegen seiner Integrität zog man ihn Hendrik Kwist von der erneuerten Kirche vor. Für manche Protestanten in meinem Dorf war es schwer zu glauben, aber auch Katholiken konnten prinzipientreu sein.

Ich habe Kees Blekemolen stärker im Verdacht als Job de Kooning. Aber wie ich ehrlich zugeben muss – ich habe keinen einzigen schlagkräftigen Beweis. Kees hat kein schriftliches Geständnis hinterlassen, und Gertie hat sich nach den Aussagen, die sie 1946 und 1949 während der gerichtlichen Ermittlungen gegen Oberleutnant Karl Schmitz machte, nie mehr zu den Ereignissen geäussert. Niemand aus Het Sluisje hat unter Eid ausgesagt, er habe am Abend des 10. Oktober gesehen, wie Kees Blekemolen an der Hochspannungsleitung zog. Niemand hat das über Job de Kooning erklärt. Sodass es keine Schuldigen gibt, nur zwei ernsthaft Verdächtige.

Oder drei?

Zehn Tage nach dem Aufruf in dem Anzeigenblatt *De Schakel* geht noch ein interessanter Tipp ein.

Wils de Munt besass eine Gärtnerei am Achterdijk, nicht weit von Het Sluisje. Bei der Hilfe für Untergetauchte war er eine der treibenden Kräfte. Nach dem Krieg gab er nie gross damit an. Als ein paar ehemalige Untergetauchte das Widerstandskreuz für ihn beantragen wollten, murmelte er: «Lieber nicht, wir sind nicht so eine Sensationsfamilie.»

Seine Kinder erfuhren erst bei seiner Beerdigung, dass er während des Krieges Nahrungsmittel für zweihundert Untergetauchte besorgt hatte. Er bat Gärtnerkollegen um Gemüse. Wollten sie ihm keines geben, so übte er sanften Druck aus. Vereinzelt schickte er ein wildes Rollkom-

mando zu einem unwilligen Gärtner, und das beschlagnahmte dann zwölf Kisten Rosenkohl oder vierzehn Kisten Blumenkohl.

Das Gemüse und das Obst wurde in der Halle hinter Wils Haus gesammelt und von dort zu den Häusern gebracht, in denen die betreffenden Personen Unterschlupf gefunden hatten. Ein Teil wurde als Wintervorrat in den Weidenbrüchen oder auf der unbewohnten kleinen Insel De Beer eingelagert, mitten in der Oude Maas, in Höhe des Rhooner Hafens.

Wils' Frau Stien stammte aus einer alten Rhooner Familie. Sie unterstützte ihn bei der Hilfe für die Untergetauchten. Während des letzten Kriegsjahrs nahmen Wils und Stien selbst Widerstandsleute ins Haus.

Im Herbst 1944 klingelte es eines Abends bei ihnen. Stien öffnete. Sie erschrak: Vor der Tür stand ein deutscher Soldat in Uniform. Hatte jemand Wils verraten? Der Mann trat einen Schritt vor und fragte: «Erkennst du mich nicht?»

Jetzt, wo er das sagte ... ja: Es war Wout Wachtman. Der kleine Mann, der grosse Schiffe versenkte. Der einsame Wolf, der sich gern selbst Aktionen ausdachte und sie dann auch ausführte. Wout war wieder einmal ganz allein auf dem Kriegspfad gewesen und sah aus, als wäre man hinter ihm her.

«Wenn du mir helfen könntest ... Sie sind mir auf den Fersen. Ich brauche dringend eine Untertauchadresse. Ich muss dich ja wohl nicht auf die Gefahren hinweisen, die kennst du.»

Stien liess ihn ein.

Wils konnte jederzeit auf Wachtmans Hilfe zählen, er erledigte die gefährlichen Aufträge für die LO. Eine Hand wäscht die andere. Aber als Wils ihn in der feldgrauen Uniform der Kriegsmarine vor sich sah, dachte er doch einen Moment lang: Das ist kein kleiner Junge, der hat Blut an den Händen.

Wout Wachtman versteckte sich ein paar Tage am Achterdijk. Er liess sich keine Minute lang im Freien blicken, er war wirklich der Überzeugung, man sei ihm auf die Schliche gekommen und er könne jeden Mo-

ment gefasst werden. Die deutsche Uniform besprenkelte er mit Petroleum und verbrannte sie in der Halle. Er erzählte nicht, warum er sie angelegt hatte. Wils bedrängte ihn nicht. Unter Widerstandskämpfern galt der Grundsatz: Je weniger man voneinander weiss, umso weniger kann man verraten.

Wann im Herbst 1944 fand dieser Vorfall statt? So gut wie sicher im Oktober. Aber wann im Oktober? Am Abend des Zehnten? Kam Wout aus Het Sluisje, wo er eine Stromleitung über die Strasse gelegt hatte? Hatte er aus sicherer Entfernung die Folgen seiner Tat abgewartet? Hatte er Ernst Lange schreien hören? Jedenfalls flüchtete er auf die richtige Seite: zum Achterdijk. Von der anderen Seite kam die von Walter Loos angeforderte Verstärkung.

Wils und Stien leben nicht mehr. Ich äussere gegenüber meinem Informanten, dass Wout zwar manch wilde Aktion gegen den Besatzer unternommen, aber keinen grossen Anteil am Leben in Het Sluisje gehabt habe. Er habe ein Stück entfernt am Rijdsdijk gewohnt und sei erst mit sechzehn nach Rhoon gekommen. Wout habe die Verhältnisse in Het Sluisje nicht gekannt und nicht genau gewusst, worum es hinter den Kulisen ging.

Die überraschende Entgegnung lautete: «Da täuschst du dich aber gewaltig.»

Wout Wachtman habe ein Verhältnis mit der ältesten Tochter von Wijnand Wagenmeister gehabt. Aaf habe es auf Geheiss ihrer Mutter beenden müssen, weil Wout von zu niedriger Herkunft sei. Wout, Sohn eines Landarbeiters, habe einen tiefen Groll gegen die Bewohner von Het Sluisje gehegt, denen er vorwarf, sie hätten sich auf die Seite der Wagenmeesters gestellt. Man habe ihn in Het Sluisje für nicht gut genug befunden. Das habe den kleinen Wachtman den gesamten Krieg über gewurmt und er habe ohnehin schon einen Minderwertigkeitskomplex gehabt.

Das will ich alles gern glauben, aber einen deutschen Soldaten in der Hoffnung auf eine Vergeltungsmassnahme zu töten, die die Bewohner von Het Sluisje trifft und dabei vorzugsweise einen oder mehrere Wagenmeesters, das geht schon sehr weit. In dem Fall müsste Wout Wacht-

man einen ausserordentlich scharfen und rein machiavellistischen Geist gehabt haben.

Das ist natürlich nicht unmöglich. In der Erinnerung einer Nachbarin – Stijnie – war Wout Wachtman «ein gemeiner Kerl», der zu allem imstande war. Sie glaubte sogar, er habe ihren Bruder Bas an den Arbeitsinsatz verraten, einzig und allein weil der junge Mann sich nicht an Widerstandsaktionen beteiligen wollte. Eine andere Untersuchung ergab, dass das nicht zutraf, demnach hatte der kollaborierende Grossbauer Markus van den Oever Bas verraten. Der deutsche Soldat, der ihn verhaften wollte, ging die Treppe hinauf, während Bas' Mutter sich mit ihrem vollen Gewicht an seine Beine hängte und die Stufen herunterzog. Bas konnte durch das Dachfenster entkommen. Er floh und beendete seinen Exodus sieben Monate später in Norwegen.

Aber es sagt natürlich etwas, dass Wout Wachtman des Verrats verdächtigt wurde. In den Augen der meisten Dorfbewohner war er auf eine gefährliche Weise fanatisch. Wout hatte eine Mission, wollte alle Nazis aus dem Weg räumen. Oder alle Feiglinge, die den Nazis schöntaten.

Ich dankte Stijnie, ich dankte meinem anderen Informanten.

Nein, ich wusste nicht, dass Wout ein Verhältnis mit Aaf Wagenmeester gehabt hatte, geschweige denn dass er von der Familie als Heiratskandidat abgelehnt worden war. Einen solchen Hochmut empfindet man in Dörfern als Geisselhie.

Vergiss den einsamen Wolf nicht, wollten mir die Tippgeber klarmachen. Das würde ich nicht, ich behielt Wout im Hinterkopf. Doch einstweilen hielt ich an zwei Verdächtigen fest statt an drei.

## ZEHN

Für Dien de Regt spielte es keine Rolle, wer es getan hatte. Die Leitung war in einer einzigen Absicht heruntergezogen worden: um sie und ihren deutschen Verehrer zu bestrafen. Der Täter würde wohl nie ermittelt werden, sagte sie entschieden während des einzigen Gesprächs, das sie über die Ereignisse des 10. Oktober 1944 zu führen bereit war, ein Telefongespräch von fünfundvierzig Minuten Dauer. Der Täter habe sein Geheimnis zweifellos mit ins Grab genommen. Was spiele es noch für eine Rolle? Er habe sein Ziel ja nicht erreicht.

In ihrer Stimme – einer überraschend jungen für eine Neunzigjährige – schwang noch immer Aufsässigkeit mit. Die gleiche Querköpfigkeit, die sie auch in die Arme von Bootsmann Loos getrieben haben muss.

Die sieben Toten schienen Dien nicht zu berühren. Ebenso wenig das Anzünden der fünf Häuser. Dass vier Frauen zu Witwen und fünfzehn Kinder zu Halbwaisen geworden waren, hielt sie nicht davon ab, bis zum Ende des Krieges Umgang mit Walter Loos zu pflegen, auch wenn sie dafür eine halbe Stunde hin- und eine halbe Stunde zurückradeln musste, in einem giftigen Wind, der von Woche zu Woche kälter wurde.

Am Tag nach den Erschiessungen war Loos von seinen Vorgesetzten nach Hoogyliet zurückbeordert worden. Oberleutnant Schmitz fürchte-

te, das Bauernvolk von Rhoon würde Loos lynchen. Schliesslich war dieser es gewesen, der die Mehrzahl der Opfer bestimmt hatte, und dabei hatte er sich in erster Linie von persönlichen Grollgefühlen leiten lassen. Er hatte die De-Kooning- und die Robbemond-Jungs wegen ihrer Trierereien schon lange auf dem Kieker, er hatte die Nase voll gehabt von Vater und Sohn Wagenmeester (wobei auch eine Rolle spielte, dass er den jungen Tijn, der etwas schleppend sprach und mit dem Kopf wackelte, für leicht schwachsinnig hielt), und er hatte den selbstsicheren Jacques Pijnacker Mores lehren wollen, weil dieser, so vermutete Loos, der führende Kopf des örtlichen Widerstands war. Alle starben vor dem Erschiessungskommando. Wenn einer von den Dorfbewohnern gehasst wurde, dann Loos.

Der Bootsmann requirierte ein Pferd und einen Wagen, liess seine Ausrüstung und seine persönlichen Besitztümer von zwei Untergebenen hinaustragen, verabschiedete sich von seinem Gastgeber Jan Krijn Jabaij, setzte sich zwischen seine Sachen und befahl einem zwanzigjährigen jungen Mann, ihn nach Hoogvliet zu bringen. Er verliess das Dorf wie ein Kriegsherr, der eine Schlacht gewonnen hat. Aktionen vonseiten der Bevölkerung fürchtete er nicht: Was ihm nach den Hinrichtungen das grösste Vergnügen bereitet hatte, war die panische Angst, die er in den Augen der Dorfbewohner gesehen hatte.

Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte er zwischen zwanzig und fünfzig Männer erschossen und Het Sluisje vollständig dem Erdboden gleichmachen lassen. Die Taktik der verbrannten Erde. Krieg bedeutete für Loos, in möglichst grossem Umfang Angst und Verderben zu verbreiten. Wem das am besten gelang, der war Sieger. Vielleicht war er in dieser Hinsicht härter als manche seiner Kampfgefährten. Als Sudetendeutscher hatte er sich von klein auf für die Verteidigung von Leib und Gut einsetzen müssen. Als er nach den Exekutionen am Rijdsdijk bei einigen seiner Untergebenen Tränen in den Augen sah, wurde er rasend. Flennen konnten sie im Bett, wo niemand es sah.

Arie van den Akker erzählte ein halbes Jahrhundert später, einige der Soldaten hätten das tatsächlich getan. In seinem Elternhaus waren zehn deutsche Wehrmichtsangehörige einquartiert. Arie war im Oktober 1944 viereinhalb Jahre alt. Er hörte – und das war eine seiner ersten Erinnerungen – deutsche Soldaten schluchzen. Das Geschniefe wurde schon bald vom Gesang anderer Soldaten übertönt, die nach den Hinrichtungen Nazilieder grölten, während sie sich an der Pumpe wuschen. Einige berauschten sich förmlich an ihrer eigenen Markigkeit nach dem Blutbad.

Loos bekam eine neue Einquartierungsadresse, behielt aber die Verantwortung für das Gebiet rund um den Waalhaven. Mit seiner Einheit patrouillierte er weiterhin zu Fuss oder per Rad auf dem Rijdsdijk. Er verabredete sich auch immer noch mit Dien an seiner neuen Adresse in Hoogvliet. Selbst Dirkje de Ruyter konnte das nicht mehr fassen.

«Ich verstehe nicht, dass du so einem Kerl noch hinterherfährst!», sagte sie Dien ins Gesicht, worauf diese in Hohngelächter ausbrach.

«Dürfte ich dich vielleicht mal an was erinnern?»

Dien erzürnte man besser nicht, denn dann wurde sie böse. Der Pfarrer durfte ihr Verhalten als unmoralisch bezeichnen, aber Dirkje hatte kein Recht, etwas zu sagen. Die hatte schon im Winter 1943/44 Umgang mit drei deutschen Wehrmichtsangehörigen gehabt, die sie kaum auseinanderhalten konnte und einfach den Blonden, den Braunen und den Schieker nannte. Anfang 1944 hatte sie ein Verhältnis mit dem Obergefreiten Willie Liers von der Luftwaffe. Er wurde nach Russland abkommandiert, um gegen die Roten zu kämpfen. Sie hatte ihm kaum zum Abschied gewinkt, da warf sie sich schon in die Arme von Bootsmann Leo Seist von der Kriegsmarine. Nach drei, vier Monaten ging das Verhältnis in die Brüche. Dien wusste das so genau, weil sie danach selbst mit Leo ins Bett gegangen war, in der kleinen Dachstube, die Dirkje eigens dafür einge-



richtet hatte. Dieser Leo gefiel ihr genauso schlecht wie Dirkje: ein Brüllaffe, der wie ein Betrunkener tobte, der ohrfeigte und schlug. Während Dirkje mit drei, vier, fünf anderen Deutschen anbändelte, hatte Dien kurze Zeit ein Verhältnis mit Joes Hoffmann, einem Unteroffizier von der Infanterie. Er wurde in die Normandie versetzt. Danach tauchte Walter Loos auf, der erste Mann in ihrem Leben, in den sie sich restlos verliebte. Unterdessen hatte Dirkje schon wieder etwas mit einem Oberfeldwebel der Kriegsmarine. Wer also hatte jetzt das Recht, die andere an den Pranger zu stellen?

Dirkje schnaubte.

«Ich habe jedenfalls beschlossen, nicht mehr für die Deutschen zu waschen.»

Das war ein mutiger Entschluss.

Oder ging ihr allmählich auf, dass sie in ihrer Notlage merkwürdige Kapriolen geschlagen hatte?

Am Morgen des 11. Oktober gab es bei Dirkje ein reges Kommen und Gehen von deutschen Offizieren und Unteroffizieren. Dirkje war rasch klar, dass es zu gewaltsamen Repressalien kommen würde.

Kurz nach Mittag machte sie sich auf den Weg nach Pernis und war dort, wie sie während der Verhöre nach dem Krieg sagte, «bei meiner Mutter zu Besuch». Gegen sechs Uhr radelte sie nach Hause zurück. Jemand, den sie nicht kannte, rief: «Fahren Sie schnell weiter, Juffrouw, der Rijdsdijk brennt.» Ihr Haus, sah sie etwa hundert Meter weiter, war verschont geblieben, doch für wie lange? Sie rannte die Treppe hinauf, raffte ein paar Kleidungsstücke zusammen, stopfte sie in eine Tasche und einen Koffer und machte, dass sie zu ihrer Schwägerin am Dorpsdijk kam.

Unterwegs begegnete sie Cor Osseweijer, einem Arbeiter von der Flachsfabrik. Anfang dreissig, erneuert, obwohl er nicht mehr zur Kirche ging, verheiratet. Sie kannte die Familie – für gewöhnlich ruhige Menschen. Er fuhr sie an: «Dich verbrennen wir auch noch mal.» Sie er-

schrak. Schob man ihr auf einmal die Schuld an dem ganzen Drama in die Schuhe?

Weinend und völlig überdreht stand sie gegen sieben Uhr vor dem Haus ihrer Schwägerin Aardje. Dort traf sie ausser dieser auch ihre Nichte Tilly an, Aardjes zwanzigjährige Tochter. Tilly zufolge sagte Dirkje: «Darf ich heute Nacht bei euch bleiben, ich habe solche Angst.» Aardje fragte, wovor. «Die Deutschen stecken den ganzen Rijsdijk in Brand.»

Etwas später am Abend gesellte sich ein deutscher Wehrmachtangehöriger hinzu. Dirkje erzählte, sie sei von Cor Osseweijer bedroht worden. Nicht nur bedroht, sondern auch geschlagen und fast vergewaltigt. Der Wehrmachtangehörige sagte, sie solle Anzeige beim Ortskommandanten erstatten.

Er drängte darauf – sie dürfe das nicht auf sich beruhen lassen. Am nächsten Morgen begleitete er sie in die Villa Johanna. Dirkje konnte den stellvertretenden Ortskommandanten sprechen. Er beruhigte sie: «Das kommt in Ordnung, ich schicke ein paar Soldaten zu Cor Osseweijer.» Sie kehrte ins Haus ihrer Schwägerin zurück und sagte zu Aardje: «Der wird mir keinen Ärger mehr machen.»

In der Tat: Cor Osseweijer tauchte unter. Wegen ihrer Anzeige beim stellvertretenden Ortskommandanten bekam Dirkje plötzlich Probleme mit vielen Leuten. Dass sie mit Deutschen anbändelte, um ihren Kindern etwas zu essen geben zu können, mochte für manche ja noch so hingehen, aber durch ihre Anzeige beim Ortskommandanten spielte Dirkje, wie einer der Dorfbewohner es später vor dem Richter ausdrückte, «eine miese, ekelhafte Verräterrolle».

Einstweilen konnte Dirkje noch von Glück sagen. Den restlichen Oktober über hielten sich die Folgen in Grenzen. Im Gegensatz zu Oberleutnant Schmitz war der stellvertretende Ortskommandant von Rhoon ein ruhiger älterer Mann. Auf dem Foto, das Soldat Koch von ihm machte, erweckt Heinrich Täffner sogar einen gutmütigen Eindruck.

Das Abzeichen an seiner Uniformjacke weist ihn als Angehörigen der Luftwaffe aus. Seinen Vorgesetzten, Ortskommandant Schultze, den Koch ebenfalls am Schreibtisch sitzend porträtierte, schätze ich fanatischer ein. Heinrich Täffner wird sich die Klagen von Dirkje angehört, sich eine Zigarette angezündet (er raucht auf allen Fotos) und gesagt haben: «Mal sehen, was wir für Sie tun können.»

Cor Osseweijer hielt sich vierzehn Tage lang versteckt. Dann baten seine Frau und sein Nachbar um eine Audienz beim stellvertretenden Kommandanten. Sie erzählten Täffner, dass Dirkje de Ruyter nicht zu trauen sei und dass Osseweijer sie weder bedroht noch geschlagen habe.

Das war lediglich die halbe Wahrheit. Bedroht hatte er sie nämlich. Hinterher versuchte Cor, seinen Worten eine andere Deutung zu geben – er habe Dirkje nur sagen wollen, dass auch ihr Haus in Gefahr sei, angezündet zu werden. Eine schwache Verteidigung. Cor hatte tatsächlich sagen wollen, dass Dirkje in den Flammen umkommen werde, nach einer Racheaktion der Dorfbewohner. Ausserdem hatte die Art und Weise, wie er ihr entgegentrat, etwas Bedrohliches.

Täffner ergriff für keine Seite Partei. Die Situation im Dorf war ohnehin angespannt genug; er wollte beschwichtigen.

«Cor Osseweijer kann nach Hause zurück», sagte er. «Ihm wird nichts passieren.»

Am 24. Oktober tauchte Cor wieder auf. Er meldete sich in der Villa Johanna, was der stellvertretende Ortskommandant wohlwollend zur Kenntnis nahm. Nach diesem Besuch wurde er unbehelligt gelassen.

Dirkje blieb ein paar Tage bei ihrer Schwägerin.

Ist ja klar, hiess es im Dorf: Gleich und Gleich gesellt sich gern.

Aardje de Ruyter-Roetman war noch schlechter angeschrieben als Dirkje. Eine lustige Witwe. Ihr Mann, ein Hafenarbeiter im Dienste der Steenkolen Handelsvereinigung in Rotterdam, war 1941 an Lungentuberkulose gestorben. Die damals vierzigjährige Aardje hatte begonnen, für

die Luftwaffenoffiziere im Schloss zu arbeiten, aus denselben Gründen wie Dirkje: um ihre beiden Töchter ernähren zu können. Die Witwenrente war in jenen Jahren bescheiden, zumal ihr Mann bereits 1933 für arbeitsunfähig erklärt worden war. Aardje erhielt sieben Gulden fünfzig pro Woche. Dreissig Gulden im Monat, damit konnte man 1943 ein Häuschen mieten und Gas und Strom bezahlen. Für Essen und den weiteren Lebensunterhalt blieb kein Geld übrig.

Aardje war sicherlich nicht die einzige Witwe im Dorf, die mit so wenig Geld auskommen musste. Diese Frauen arbeiteten aber nicht alle für die Deutschen. Aardje war bekennendes Mitglied der Niederländisch-Reformierten Kirche; sie hätte Unterstützung von der Diakonie erhalten können, wenn sie darum gebeten hätte. Das galt im Übrigen auch für Dirkje. Laut einem Jahresbericht der Niederländisch-Reformierten Gemeinde in Rhoon empfangen im vorletzten Kriegsjahr dreiundfünfzig Haushalte finanzielle Zuwendungen von der Diakonie.

Aardje ging sogar noch einen Schritt weiter als ihre Schwägerin. Auf Drängen ihrer ältesten Tochter Tilly wurde sie 1943 sympathisierendes und 1944 reguläres Mitglied der NSB. Tilly ging 1942 nach Deutschland, um dort freiwillig zu arbeiten, und wechselte ein Jahr später die Laken im SS-Lazarett in Laag-Soeren. Dort hatte sie eine Beziehung zu einem deutschen Soldaten und wurde schwanger. Für die Geburt kehrte sie nach Hause zurück. Das Mädchen, Antoinette Yvonne Louise, wurde in der Niederländisch-Reformierten Kirche von Rhoon getauft. Die französischen Namen hatte ihr Vater ausgesucht, Oberjäger Hans Erben, der eine Zeit lang in Paris stationiert gewesen war, bevor er in die Niederlande abkommandiert wurde.

1944 trat Tilly als Näherin in die Dienste der Luftwaffe im Rhooner Schloss. «Ein durch und durch verdorbenes Mädchen», so ein Gutachten der Bewährungshilfe aus dem Jahr 1947, «das ernsthaftes Fehlverhalten gezeigt hat.» Während der letzten Kriegsmonate arbeitete sie für die Kriegsmarine in Hellevoetsluis und Rockanje.

Tilly, die bereits 1941 der NSB beigetreten war, übte starken Einfluss auf ihre Mutter aus. Für diese galt, so ein anderes Resozialisierungsgutachten, «als Entschuldigung ihre übergrosse Dummheit». Tilly brachte auch ihre Schwester Lies in Kontakt mit deutschen Soldaten. Liesje war 1944 noch keine sechzehn.

Nach der Beisetzung der sieben Hingerichteten kehrte Dirkje in ihr Haus am Rijsdijk zurück. Am nächsten Tag empfing sie schon wieder deutsche Wehrmatsangehörige. Das sollte ihr niemand im Dorf je verzeihen.

Immerhin war Dirkje so klug, ihre Töchter fernzuhalten und so zu vermeiden, dass sich die Aggressionen der Nachbarn an Magda und Winnie entluden. Möglicherweise auch hatte Dirkje einen Schreck bekommen, als ein hoher Luftwaffenoffizier Magda – damals immerhin schon elf Jahre alt – auf den Schoss genommen und ihr Fotos von seiner Frau und seinen drei Töchtern gezeigt hatte, die so traurig allein in der Heimat zurückgeblieben seien, während Vati für das Vaterland kämpfte. Kurz darauf war er mit Dirkje in der Dachstube verschwunden. Das hatte einen schrecklichen Eindruck auf Magda gemacht.

Die Mädchen sahen und hörten zu viel. Dirkje brachte sie zu Opa und Oma und gab sie in die Dominée W. van den Bijtelschool in Pernis. Magda und Winnie sollten nie wieder einen Fuss nach Rhoon setzen.

Das einzige der Moffenmädels, das sich mit einiger Verspätung die Morde und die Brände zu Herzen nahm, war Sandrien. Jedenfalls ergibt sich dieses Bild, als ich ein paar Puzzleteile zusammenschiebe. Am Abend des 10. Oktober flüchtete Sandrien. Daheim, im Bett, zog sie sich demonstrativ die Decken über den Kopf, als hätte sie nichts mit dem Geschehenen zu tun. Sandrien hatte wie ihr Liebhaber Ernst Friedrich Lange unter 500 Volt Spannung gestanden, sie befand sich die ganze Nacht über im Schockzustand. Am nächsten Nachmittag hörte sie in der

Ferne Schüsse und sah Feuersglut. Auch das berührte sie nicht. Doch als sie am Montag die Leichenprozessionen vorbeiziehen sah – alle halbe Stunde eine –, da begann sie, den Dingen ins Auge zu sehen. In der Nacht hörte sie im Traum Ernst schreien. In den darauffolgenden Nächten kehrten die hohen Schreie wieder, immer lauter.

Sandrien hatte keine Lust mehr auf die Feten in Dirkjes Haus. Fürs Erste jedenfalls nicht. Sie hatte Angst davor, Ernsts Schreie wieder zu hören, wenn sie zu der Treppe schaute, die zum Dachboden führte.

Oder war es etwas anderes? Fürchtete sie, sie würde, ausgelöst von etwas Harmlosem – zum Beispiel einem Stück der Ramblers im Radio –, genauso laut zu schreien beginnen wie Ernst?

Irgendwo tief in ihrem Körper war dieser Schrei gefangen. Er könnte ihr unversehens aus der Kehle schießen. Im selben Moment würde sie ihren Verstand verlieren. Wirklich verrückt sein, wie die Patienten der Anstalt in Maasoord, die sie im Sommer komische Grimassen hatte schneiden sehen und vor sich hin hatte brabbeln hören, wenn sie im Freibad neben der Irrenanstalt schwimmen ging.

Zu Beginn dessen, was bald der Hungerwinter genannt werden würde, nahm ein anderes Ereignis Sandriens Aufmerksamkeit in Anspruch.

Eine Frau kam an die Tür zu ihrer Schwester Aleida, die ein paar Häuser weiter am Rijdsdijk wohnte.

«Hier hast du mein Kind», sagte die Frau. «Ich kann es nicht mehr füttern.»

Sie drückte Aleida das Baby in die Arme. Bevor diese reagieren konnte, war die Frau verschwunden.

Aleida war der starke Rotterdamer Akzent der Frau aufgefallen, die krankhaft bleiche Gesichtsfarbe und die erschreckende Magerkeit ihrer Arme und Beine. Da glaubte sie sofort, was sie tags zuvor noch für ein stark übertriebenes Gerücht gehalten hatte: dass die Menschen in der Stadt wie Ratten vor Hunger starben.

Das Kind war noch magerer als die Mutter, dünn wie ein Streichholz. Ein Name war rasch gefunden: Stokkie.

Im Sommer 1944 hatte Aleida ihr drittes Kind geboren, einen Sohn. Zu Beginn des Hungerwinters stillte sie zwei Kinder.

Sandrien musste bei der Versorgung der beiden Babys helfen. Jeden Morgen fand sie ihre Schwester in der Küche, an der einen Brust Siem und an der anderen Stokkie.

Nach der Befreiung wartete Aleida auf Stokkies Mutter. 1946 hatte diese sich noch immer nicht gemeldet. Wahrscheinlich war das schwedische Weissbrot, das alliierte Flugzeuge im März und April über den Äckern und Wiesen rund um Rotterdam abgeworfen hatten, für sie zu spät gekommen.

Aleida bat Sandrien, die Papiere auszufüllen. Sie adoptierte Stokkie im Sommer 1946 und sollte nie irgendeinen Unterschied zwischen ihren eigenen Kindern und dem Findelkind machen.

Krieg bringt nicht nur das Schlechteste und das Beste im Menschen an die Oberfläche, sondern vermischt auch auf seltsame Weise Gut und Böse. Krieg ist eine permanente Ausnahme vom Vorhersagbaren. Ausgerechnet die Familie de Regt, eine der ärmsten und kinderreichsten am Rijsdijk, eine Familie, die durch das Verhalten der Töchter Dien und Sandrien als unmoralisch galt und den versammelten Ältesten der erneuerten Gemeinde zufolge «nicht nach der Richtschnur der Heiligen Schrift lebte», rettete ein Baby vor dem Hungertod und nahm das Mädchen aus der Stadt als eigenes Kind auf.

Aleida: «Was hätte ich denn sonst tun sollen? Den Wurm sterben lassen?»

Der hohe Fett- und Kalziumgehalt der Muttermilch brachte zwei Babys durch den Hungerwinter. Aleida war geistig und körperlich stark. Sie hatte nie an Rachitis gelitten, wie die meisten ihrer Geschwister.

[...] und da er ihn sah, jammerte ihn sein, wie es im Gleichnis vom

barmherzigen Samariter heisst. Die Tat der Familie de Regt ist umso bemerkenswerter, als eines der elf Kinder ein behinderter Junge war, der viel Sorge und Zuwendung benötigte. Keine Entschuldigung, um Hilfe zu verweigern, fand die Familie, für dieses ausgemergelte Baby war auch noch Platz.

1950, als Stokkie eingeschult wurde, wusste kaum noch jemand im Dorf, wie sie zu ihrem seltsamen Vornamen gekommen war.

In Rotterdam verhungerten im Februar achthundert Menschen, im März fast tausend. Dennoch führten die meisten Hungerfahrten an Rhoon vorbei. Die Städter wussten, dass hier wenig zu holen war, weil ein grosser Teil der Äcker unter Wasser stand. Sie zogen in den Hoekse Waard oder in den Alblasserwaard.

Nur vor dem herrschaftlichen Haus an der Ecke Kleidijk / Rijsdijk standen eines Mittags fünfundfünfzig ausgehungerte Rotterdamer. Von den Bewohnern, zwanzig Evakuierten aus dem überfluteten Zuidland, die in dem verfallenen Haus untergebracht worden waren, erhielten sie eine Tasse Suppe.

Het Sluisje lag näher an der Stadt und wurde regelmässig von ausgehungerten jungen Leuten aufgesucht. Die Bäckerei von Jan Peter Opperdoes lag im Keller und Parterre eines Hauses am Rijsdijk. Bäcker Opperdoes musste viel für die Deutschen backen: Er lieferte das Brot für die Luftwaffe im Schloss. Während des Hungerwinters backte er die Brote ein ganz klein bisschen kleiner, sodass er zwei Laibe übrig behielt. Von Januar bis April marschierte zweimal pro Woche eine Gruppe von sieben Kindern unter der Obhut von zwei Nonnen aus Rotterdam in die Bäckerei. Von den Broten, die der Bäcker übrigbehalten hatte, erhielten die Kinder eine dicke Scheibe, beschmiert mit Schafsfett und Rübensirup. Diesen kräftigen Bissen durften sie mit einem Glas Milch hinunterspülen; währenddessen wärmten sie sich am Backofen.

Der grösste der Jungen trug stets eine Pudelmütze, eine bunte Pudelmütze. Nach dem Krieg wanderte Bäcker Opperdoes mit seiner Familie



nach Südafrika aus. Dort gefiel es ihm jedoch nicht, und sieben Jahre später war er wieder in Rhoon. Er zog in ein Haus im ersten Neubauviertel, das nach dem Krieg gebaut wurde. 1956 klingelte in der Waalstraat ein Bursche an der Tür. «Ich bin Pudelmütze», sagte er. «Hier, eine Schachtel Zigarren für den Bäcker.»

Sehr viel mehr merkte man in Rhoon nicht von den erbärmlichen Zuständen in der Stadt. Der Winter 1944/45 wurde für die meisten Dorfbewohner zu einem der schwierigsten wegen der Knappheit an Nahrung und Brennstoff, und zugleich einer der schönsten, die sie erleben durften. Ein altmodischer Winter, wie auf den Gemälden aus dem siebzehnten Jahrhundert. Die überfluteten Polder froren zu, sodass eine gigantische, viele Hundert Hektar grosse Eisbahn entstand. Aus den Ställen der Grossbauern kamen Pferdeschlitten zum Vorschein, die im neunzehnten Jahrhundert zuletzt gebraucht worden waren; der Schmied am Dorpsdijk beschlug die Pferde mit Eisen, die mit kleinen Nägeln bestückt waren, sodass die Tiere auf dem Eis nicht ausrutschten. Die Schlitten wurden nicht nur für Vergnügungsfahrten benutzt, sie transportierten auch Krüppelholz aus den Weidenbrüchen. Holz wurde zum Hauptbrennstoff im Dorf, sogar die jahrhundertealte Eiche vor der reformierten Kirche wurde umgesägt. An sonnigen Tagen vergnügten sich Hunderte von Schlittschuhläufern auf den Eisflächen zwischen Rijsdijk, Essendijk und dem hohen Flussdeich. Sie mussten sich nur vor den Rommelspargeln in Acht nehmen, den Pfählen, die eine Landung alliierter Wasserflugzeuge verhindern sollten. Ein etwas älterer Mann brach sich den Arm, als er in voller Fahrt gegen einen dieser Pfähle stiess.

Auch die untergetaucht Lebenden begaben sich massenweise aufs Eis. Sie hatten nichts mehr zu befürchten. Deutsche Soldaten konnten nicht Schlittschuh laufen, und in ihrer Ausrüstung befanden sich keine Eisen, die sie sich unter die Knobelbecher hätten binden können. Sie

konnten nur vom Rijdsdijk aus zuschauen, und da sie sich völlig machtlos fühlten, gaben sie das bald auf.

Zu den fanatischen Schlittschuhläufern gehörten der stark mit dem Widerstand sympathisierende Kaplan Chrispijn sowie Walt Meeze, einer der führenden Köpfe der Inländischen Streitkräfte. Auf dem Eis konnten sie ihre Pläne schmieden, ohne befürchten zu müssen, belauscht zu werden. Dann und wann erhielten sie Gesellschaft vom Pfarrer der erneuerten Gemeinde, Kloosterziel, oder vom reformierten Pfarrerssohn Reinbert van Marken, der die Hilfe für die Untergetauchten koordinierte. Auf dem Eis spielten die religiösen Streitigkeiten keine Rolle mehr oder wurden spontan beiseitegeschoben, als wären es Häufchen von Pulverschnee. Dass sie nach dem Einsetzen des Tauwetters erneut in alter Heftigkeit wiederkehren würden, glaubte niemand.

Während des Hungerwinters verloren die Deutschen die Kontrolle über die Rhooner Aussengebiete. Im Januar 1945 beschloss die deutsche Militärverwaltung, die 20. Schiffsstammabteilung nur noch für die Küstenverteidigung einzusetzen. Die in Rhoon und Hoogvliet stationierten Einheiten wurden in den Marinehafen Hellevoetsluis und die Badeorte Rockanje und Oostvoorne verlegt.

Dien de Regt musste nun noch weiter radeln, um Bootsmann Loos in ihre Arme schliessen zu können: neunundzwanzig Kilometer vom Rijdsdijk in Rhoon. An der Spijkenisse-Brücke musste sie die Deutschen ausserdem jedes Mal um eine Genehmigung bitten.

Nach ein paar mühseligen Fahrten beschloss Dien, nach Hellevoetsluis umzuziehen. Bis Kriegsende wohnte sie in dem kleinen Küstenort in einem möblierten Zimmer. In ihrer Liebe zu Walter Loos liess Dien sich von nichts abhalten.

Dort, in Hellevoetsluis, erhielt Dien Gesellschaft von Dirkje de Ruyter. Diese hatte Arbeit in der Küche der Wehrmacht angenommen, auch sie wegen ihres Geliebten.

An einem von den Deutschen veranstalteten Festabend im Rhooner Schloss hatte Dirkje im März 1945 einen Oberfeldwebel der Kriegsmarine kennengelernt, der in Hellevoetsluis stationiert war. Im April merkte sie, dass sie schwanger war. Anfangs unternahm sie einmal die Woche die Tour nach Hellevoetsluis, um Oberfeldwebel Sepp Eeberts zu besuchen, doch bald schon beschloss sie, wie Dien vorläufig in Hellevoetsluis zu bleiben. Weil sie in der Küche der Wehrmacht arbeitete, konnte sie umsonst essen.

Im März feierten die Deutschen also noch im Schloss. Die meisten deutschen Städte lagen in Trümmern, die Rote Armee hatte sich Berlin bis auf wenige Kilometer genähert, Hitler hatte sich mit seinen Generälen und mit Eva Braun in einem Bunker verschanzt, Limburg, Noord-Brabant und Zeeland waren bis auf die Insel Schouwen-Duiveland befreit, die Kanadier und etwa tausend Niederländer der Prinzessin-Irene-Brigade, darunter Arend-Jan Veth, kämpften sich nach Den Haag durch, und im Rhooner Schloss sofften die Moffen Sekt, tanzten mit den Dorfmädeln, zeugten wie Oberfeldwebel Sepp Eeberts ein Kind, als gäbe es ausser der Frühlingssonne nichts und der Krieg würde noch mindestens sieben Jahre dauern anstatt sieben Wochen.

Dirkje hatte zwischen November 1943 und März 1945 sexuellen Kontakt mit «einer Vielzahl deutscher Wehrmachtangehöriger», wie sie sich während der Verhöre nach dem Krieg selbst ausdrückte. Während dieses Zeitraums von siebzehn Monaten hat sie wohl Vorsichtsmassnahmen getroffen. Von Sepp wurde sie schwanger.

Ein Betriebsunfall? Oder begann Dirkje an die Zukunft zu denken und erwog, mit dem deutschen Unteroffizier zu fliehen? Das könnte erklären, weshalb sie das Kind nicht abtreiben liess – sogar im April 1945 gab es in den besetzten Niederlanden Möglichkeiten dazu.

Sepp hatte ihr vielleicht Versprechungen gemacht. Bis der Krieg im Mai zu Ende war und er auf einmal zu Frau und Kindern nach Deutsch-

land zurückkehren wollte. Zusammen mit Oberleutnant Schmitz, Bootsmann Loos und der gesamten Einheit der 20. Schiffsstammabteilung machte Oberfeldwebel Eeberts sich am 3. Mai aus dem Staube und liess eine schwangere Dirkje zurück.

Das Kind, ein Mädchen, Andrea, wurde am ersten Weihnachtstag 1945 geboren.

## ELF

Die Befreiung wurde zu einem Albtraum in Rhoon. Oder wie die alte Mevrouw Baars es ausdrückte: «Das Schlimmste am Krieg war für uns die Befreiung.»

Dorfbewohner konnten mir mit trockenen Augen vom 10. und 11. Oktober 1944 erzählen und von der Beisetzung der Hingerichteten fünf Tage danach, aber sobald der Abend des 8. Mai zur Sprache kam, begannen Männer zu stottern und Frauen konnten ihre Tränen nicht zurückhalten.

Es war, als ob an diesem Tag alle angestaute Wut hervorbrach, Wut über die unschuldigen Opfer, Wut über die materiellen Schäden im Dorf, vor allem aber Wut über die Frauen und Mädchen, die aus dem Krieg ein Fest und aus dem Feind Bettgespielen gemacht hatten.

Dirkje ahnte den Furor voraus. Nachdem Heer und Kriegsmarine aus Hellevoetsluis abgezogen waren, kehrte sie nach Hause zurück. So ganz allein am Rijdsdijk, fühlte sie sich vermutlich nicht sicher. Am 5. Mai fuhr sie mit dem Rad zur Küsterwohnung ihrer Eltern in Pernis, wo sich ihre Töchter schon seit Oktober aufhielten. Mit ihren Kindern als Schutzschild wählte sie sich dort sicher. Das erwies sich als Fehleinschätzung.

Am 8. Mai wurde Dirkje geschnappt, kahlgeschoren, auf einen Karren gesetzt und durch die Strassen von Pernis gefahren. Ihr Kopf wurde mit

Karbolineum eingeschmiert. Von Zeit zu Zeit hielt der Wagen an, dann zog eine völlig ausser sich geratene Menge sie herunter, bespuckte sie, boxte sie, kniff sie in Hintern und Busen oder trat ihr in den Bauch. Dass sie schwanger war, war noch nicht zu erkennen; sie konnte nur schreien: «Vorsicht, Vorsicht», aber das half wenig.

Als das Volksgericht zu Ende war, sah ihre ältere Tochter Magda, wie sie ins Haus getragen wurde. Sie war grauenhaft zugerichtet.

Als Dirkje auf den Karren gesetzt wurde, kam Magdas Vater in einem grossen weissen amerikanischen Schlitten, vollgeladen mit Nahrungsmitteln und Geschenken, nach Pernis gefahren. Arend-Jan Veth hatte seine Frau und die Töchter zunächst zu Hause gesucht. Am Rijdsdijk war er verschiedentlich von Rhoonern angehalten worden. Nach Aussage des einen fuhr er einen Chevrolet Master, nach den Worten eines anderen einen offenen Armeejep. Wie dem auch sei, beiden Quellen zufolge hatte man ihm zugeschrien: «Schau mal in Pernis nach.» Er verstand die Grimmigkeit nicht recht, trug er doch Uniform und Baret der Prinzessin-Irene-Brigade und glaubte, von seinen früheren Dorfgenossen als Held empfangen zu werden.

Auf dem Vondelingenweg war er erneut gestoppt worden, diesmal von einigen Pernissern, die riefen, er brauche nicht mehr zu der Küsterwohnung am Tijkeweg zu fahren: Seine Frau sei eine Moffenhure, mit der in diesem Moment gerade abgerechnet werde. Er wendete, fuhr ein paar Kilometer zurück, wartete etwa zwei Stunden, rauchte ein ganzes Päckchen Zigaretten, liess den Motor an, raste nach Pernis, liess die Geschenke und die Nahrungsmittel auf der Rückbank liegen, klingelte bei seinen Schwiegereltern, eilte hinein, ohne sie zu grüssen, packte Magda beim Arm, hob Winnie hoch und nahm beide Töchter mit ins Auto. Dirkje, die noch halb bewusstlos, das Gesicht unter Kompressen, im Schlafzimmer lag, würdigte er keines Blickes.

Arend-Jan Veth nahm seine Töchter mit zu seinen Eltern nach Baren-

dreht. Eine Woche später fuhr er mit seinem Vater und seinem Bruder zum Rijdsdijk, räumte das gesamte Inventar aus dem Haus, auch die Puppen seiner Töchter, türmte hinten auf dem Feld Tische, Stühle, Schränke, Betten, Decken, Laken, Kissen zu einem meterhohen Stapel auf, besprenkelte ihn mit Benzin und hielt ein Streichholz daran. Alles aus dem Haus ging in Flammen auf, einschliesslich der Röcke, Strümpfe, Kleider, Unterkleider, Blusen, Hüte und Mäntel von Dirkje, der Fotoalben und Hochzeitsfotos, von denen eines auf dem Büfett gestanden und das andere im Schlafzimmer an der Wand gehangen hatte. Dann stieg Veth wieder in das Auto.

Er sollte nie mehr ins Dorf zurückkehren und stellte einen Auswanderungsantrag für Südafrika.

In Rhoon hatte man kurz vor Kriegsende eine Liste der Frauen und Mädchen angelegt, die am Tag der Befreiung verhaftet werden sollten. Von wem die Initiative dazu ausgegangen war, ist unklar. Nicht vom Ortskommando der Inländischen Streitkräfte: Die Exilregierung in London hatte den organisierten Widerstand über Radio Oranje ausdrücklich vor wilden Vergeltungsaktionen gewarnt und einen dringenden Appell erlassen, derlei Abrechnungen zu verhindern. Genauso wenig vom LKP oder einer den Aktionstrupps verwandten Gruppierung. Dennoch muss die Initiative mit zumindest dem stillschweigenden Einverständnis des organisierten Widerstands ergriffen worden sein, denn die Männer, die die Frauen und Mädchen aus den Häusern zerrten, trugen eine Armbinde der Inländischen Streitkräfte und erhielten Unterstützung vom Wachtmeister der Königlichen Militärpolizei, Augustijn Noole, sowie von einigen anderen Polizisten, die mit gezückten Waffen in die Häuser eindrangen. Die Männer zogen mit einer getippten Liste los, ein noch überzeugenderer Beweis, dass es sich um eine geplante Aktion handelte. Auf dieser Liste standen die Namen von dreissig Frauen und Mädchen.

Dreissig? In meinem Dorf?

Als ich 2005 mit meinen Nachforschungen begann und diese Zahl zum ersten Mal hörte, dachte ich an einen Irrtum oder eine Übertreibung. So viele Frauen in einem streng christlichen Dorf, das ungefähr zweitausend Einwohner zählte, das konnte nicht wahr sein. Ich war erst bereit, es zu glauben, als ich eine Kopie der Liste zu Gesicht bekam.

Die Liste war auf hinterhältige Weise zusammengestellt. Obenan standen die Frauen und Mädchen aus Familien, die auf der gesellschaftlichen Stufenleiter unten angesiedelt waren. Töchter von Landarbeitern, von Gärtnern mit lediglich einem kleinen Stück Land, von Kleinbauern oder von Arbeitern im Rotterdamer Hafen. In der nächsten Gruppe fielen die Töchter von Mittelständlern auf sowie die Frauen und Töchter von NSBlern. Mit der Nummer 15 kam der Sprung zur gesellschaftlichen Ebene der Töchter von Honoratioren und Grossbauern.

Nicht zufällig fand die Vergeltungsaktion ein abruptes Ende, als Nummer 15 an der Reihe war. Zum Schrecken des Wachhabenden der Militärpolizei und eines Gemeindebeamten, der im Namen der Inländischen Streitkräfte bei den Verhaftungen anwesend war, stand hinter dieser Nummer: Trude Groeneboom, die Tochter des Bürgermeisters. Der Marsch zur Amtswohnung am Molendijk brauchte gar nicht von Polizisten gestoppt zu werden: Die Dorfbewohner schrakten von selbst zurück, aus Angst, die Abrechnung würde in eine regelrechte Revolte gegen die örtliche Obrigkeit umschlagen. Oder wie einer der Beteiligten später sagte: «Da war uns der Spass vergangen.»

Der Mann, der die Mädchen kahl schor, war noch ein Junge. Elf Tage nach der Vergeltungsaktion sollte er siebzehn werden.

Nomen est omen: Er hiess Huub Droogscheerder (Trockenrasierer). Er hatte Mühe beim Gehen. 1943 machte Huub in der Berufsfachschule in Den Briel eine Ausbildung zum Maschinisten. Auf dem Weg zur Schule hatte er einen Unfall, der ihn sein rechtes Bein kostete. Während



er auf die träge dahinschaukelnde, aber schrill pfeifende Strassenbahn der Rotterdamsche Tramweg Maatschappij wartete, spielte er am Rhooner Bahnhof auf einem Rübenwaggon, der auf einem Nebengleis stand. Genau in dem Augenblick, als die Dampflokomotive angefahren kam, fiel er vom Waggon. Ein grosser Teil seines Beines musste amputiert werden. Beide Hände liessen sich durch einen operativen Eingriff retten.

Mit einem Holzbein und Fingern, die lange Zeit steif blieben, konnte Huub nicht mehr Maschinist werden. Friseur war eine bessere Alternative: Er ging in Rotterdam in die Lehre.

Huub Droogscheerder wohnte keine fünfzig Meter von mir entfernt. Einige Jahre nach dem Krieg eröffnete er einen Friseursalon in der C. A. Dekkerstraat. Ich hatte ein bisschen Angst vor ihm. Er schnitt mein dickes blondes Haar auf dem Friseursessel im Hinterzimmer seines Elternhauses. Der Sessel, aus naturbelassenem Mahagoniholz, stand auf einem Untergestell aus Stahl, das Huub einen Meter hochdrehte, sodass er sich nicht mehr bücken musste, um einem kleinen Jungen die Haare zu schneiden. Wenn er mit seiner Schere um mich herumlief und meine Haarwirbel zurechtstutzte, hörte ich sein Holzbein ticken. Das war mir im Alter von fünf, sechs, sieben Jahren unheimlich, und ich bat meinen Vater, mitzukommen. Er begleitete mich jedes Mal, wenn ich zum Friseur musste, und rauchte eine Zigarette nach der anderen in dem Korbstuhl am Fenster. Ich kann mich nicht erinnern, dass er mit Huub mehr als zehn Worte wechselte. Später, als Huub zur See fuhr, wurde Nol van Bokkum unser Friseur. Mit ihm führte mein Vater lange Gespräche und lachte so viel, dass er Bauchschmerzen bekam und rief: «Hör auf, Nol, hör auf.»

Ob mein Vater etwas von der Rolle wusste, die Huub am 8. Mai 1945 gespielt hat, wage ich zu bezweifeln. Als Pfarrer hörte er viel über das Dorf, vor allem wenn er an einem Sterbebett sass und alter Gram nach Verständnis oder Vergebung verlangte, doch über den letzten Kriegstag hing im Nachhinein ein Schleier der Scham, Geheimnistuerei und Leugnung. Zumal wenn es um den Krieg ging, wurde mein Vater als gan-

zer oder halber Aussenstehender betrachtet, weil er erst 1952 nach Rhooon gekommen war und sein Krieg ein völlig anderer gewesen war: Er hatte ihn hinter dem Stacheldraht eines japanischen Internierungslagers auf der damaligen niederländisch-indischen Insel Celebes verbracht.

Mein Vater sah die Folgen der Besatzungsjahre im Dorf, doch was sich tatsächlich zugetragen hatte, dazu konnte er nur Mutmassungen anstellen. Der 8. Mai 1945 wurde zu einem kollektiven Geheimnis. Dass Huub nach gut einem halben Jahrhundert von sich aus das Schweigen brach, erlebte mein Vater nicht mehr mit: Er war da schon lange gestorben.

Huub war ein in sich gekehrter Mann. In den späten Fünfzigerjahren arbeitete er als Friseur auf der *Rijndam*, einem der Passagierschiffe der Holland-Amerika Lijn, die den Liniendienst nach Kanada unterhielt. Nach seiner Rückkehr an Land wurde er Friseur bei der Opel-Werkstatt von Han Wagenmeester, dem Bruder des standrechtlich erschossenen Wijnand Wagenmeester. Einige Jahre später trat er in den Dienst der Blutbank als Fahrer in einem Rettungswagen.

Huub heiratete eine meiner nettesten Lehrerinnen an der Volksschule, Hannie van der Pol. Mein Vater traute die beiden. Als das Paar die Kirche verliess, bildeten Schüler und ehemalige Schüler ein Ehrensparier. Hannie reagierte mit verlegener Vornehmheit auf unseren Gesang: Sie zwinkerte im Vorbeigehen jedem Einzelnen von uns zu. Ich war der älteste ehemalige Schüler im Spalier.

Viele Dorfbewohner fragten sich, wie ein hinkender Friseur, der nicht einmal das Abschlusszeugnis der Berufsfachschule besass, es geschafft hatte, sich eine gut ausgebildete Lehrerin zu angeln, die zudem noch acht Jahre jünger war als er. Ich denke, es war sein Äusseres: Huub hatte ein hübsches Gesicht, ausdrucksvolle dunkle Augen, ein verlegenes, einnehmendes Lächeln und pechschwarze Haare, die vor lauter Brylcreme nur so glänzten. Die Jahre auf der *Rijndam* hatten ihm ausserdem eine bronzene Bräune verliehen. Er war schlank und immer gut gekleidet.

Oder war es sein warmer Bariton?

Bei den Männern des Kirchenchors stand Huub ganz vorn. Auch daran erinnere ich mich. Begleitet vom Klavier spielenden Dirigenten und dem leise summenden Chor, musste ich während des Gottesdienstes mit meinem klaren Jungensopran ein Solo singen. Ich war sehr nervös. Huub sagte, ich solle mich genau vor ihn stellen, er würde mir da schon durchhelfen. Kurz vor dem Solo legte er mir die Hand auf die Schulter und drückte sie aufmunternd. Ich hielt die Melodie und sang wie eine Nachtigall.

Am frühen Morgen des 4. Mai entdeckten die Rhooner, dass die Deutschen sang- und klanglos abgezogen waren. Vor dem Schloss, der Ortskommandantur und der Volksschule waren die Nazifahnen eingeholt. Das Militär hatte sich in grosser Eile und unter Zurücklassung des grössten Teils seines Waffenarsenals aus dem Staub gemacht.

Als feststand, dass sie endgültig verschwunden waren, ging das Feiern los. Die Kapelle zog zum Musikpavillon an der Ecke Rijdsdijk/Dorpsdijk. Die Dorfbewohner tanzten bis zum späten Abend. Sogar Pfarrer Kloosterziel hielt tüchtig mit. Der erneuerte Pfarrer nahm anfangs nur zögernd an der Polonaise teil, entpuppte sich aber schon bald als feuriger Foxtrott Tänzer. Niemand fragte sich, wo er das wohl gelernt hatte; selbst Klatsch und üble Nachrede schienen der Vergangenheit anzugehören.

Neben diesem sprühenden Freudenfest verblassten die Königinnen-geburtstagsfeiern aus der Vorkriegszeit. Genau so hatten sich die Dorfbewohner die Befreiung vorgestellt: als das Ende von jahrelangem Kummer und Elend und als den Beginn einer heiteren Zeit, die im Zeichen der Aussöhnung stehen würde.

Im Radio hörten sie am nächsten Tag, dass die Verhandlungen über die deutsche Kapitulation im Hotel De Wereld in Wageningen begonnen hatten. Das endgültige Dokument wurde am Sonntag, dem 6. Mai, um halb fünf Uhr nachmittags in der Aula der Landwirtschaftlichen Hochschule in Wageningen unterzeichnet. Erst in dem Moment wollte der Kampfkommendant von Rotterdam, Generalmajor Kistner, die deut-

schen Wehrmachtsangehörigen in die Kasernen holen und alle Machtbefugnisse an die Niederländischen Inländischen Streitkräfte (BS) übertragen. Nicht alle Einheiten hielten sich daran. Um sieben Uhr abends stiess eine Gruppe von zwölf BS-Angehörigen im Stadtteil Charlois auf eine Einheit der deutschen Kriegsmarine, die in der Boergoensestraat in Höhe des Karel de Stouteplein das Feuer auf eine Ansammlung von Zivilisten eröffnet hatte. Es folgte ein Feuergefecht, bei dem auf beiden Seiten zwei Soldaten fielen und sieben Zivilisten schwer verwundet wurden. Erst später am Abend konnten die Angehörigen der Kriegsmarine überwältigt werden.

Die Lage blieb chaotisch in Rotterdam-Zuid. Am 7. Mai räumten die Deutschen in Charlois das Feld, wenige Stunden bevor Angehörige der BS die Macht übernahmen. Die Bevölkerung begann, in grossem Umfang zu plündern. Auch dabei wurden Moffenmädeln angegriffen und misshandelt. Als die uniformierten BSler endlich in den Stadtteil auschwärmten, statteten sie die Frauen mit Handgranaten aus, um ein Volksgericht zu verhindern. Das half, die Menge blieb auf Distanz.

Diese unübersichtliche Situation konnte entstehen, weil die Alliierten in Rotterdam erst viel später eintrafen als in anderen Teilen des Landes und in den anderen Grossstädten. Erst am 8. Mai rollten kanadische Jeeps durch Rotterdam. In Krälingen und Overschie gelang es vielen Mädchen und Frauen, den Misshandlungen zu entgehen, indem sie sich sofort in die Obhut kanadischer Militärangehöriger begaben.

Der 8. Mai wurde zum «Tag der Tage», wie *Het Vrije Volk* in seiner ersten Ausgabe nach der Befreiung schrieb. Dennoch hiess es in der Zeitung gleich danach, «der Übergang von Dunkel zu Hell [sei] zu langsam verlaufen».

Die Meldungen über den Siegeszug der Kanadier durch Rotterdam und die darauffolgenden spontanen Volksfeste erreichten Rhoon am Vormittag des 8. Mai. Gefeiert war in Rhoon jedoch bereits ausgiebig

worden; jetzt war die Stunde der Rache gekommen. Sofort kursierten Gerüchte über eine bevorstehende Vergeltungsaktion.

Huub Droogscheerder liess sich von einem jungen Bauunternehmer aufstacheln, der auf Krawall aus war, aber keine Kunden verlieren wollte, sowie von einem Schafsbauern. Letzterer gab ihm eine grosse Schafsschere. Huub wurde noch von seinem Vater davor gewarnt, sich an der Abrechnung zu beteiligen. «Das wirst du später bereuen», rief er seinem Sohn zu. Aber Huub konnte für sein Gefühl nicht mehr zurück; er hatte im Dorf den starken Mann markiert und musste das jetzt beweisen.

Am späten Nachmittag wurden die ersten Mädchen aufgegriffen. Die Schwestern Ans und Babs Verhulst – ihr Vater hatte einen kleinen Laden am Dorpsdijk, ganz in der Nähe der reformierten Kirche. Die Schwestern Neeltje und Mira Varewijck. Die Schwestern Moons, die ebenfalls am Dorpsdijk wohnten – sie waren dem Beispiel ihrer Mutter gefolgt, die es mit den Deutschen gehalten hatte, jetzt aber aus unerklärlichen Gründen selbst ungeschoren davonkam. Die älteste Tochter van der Laak – ihre Schwester wurde von Bauer Cats gewarnt und konnte sich verstecken. Auch die Festnahme von Jannie, der Tochter von Bäcker Fop Wils, misslang. Bob van Zessen, der nur am Rande mit dem Widerstand zu tun gehabt hatte, wollte in das Haus eindringen, schreckte aber im letzten Moment zurück: Hinter der Tür stand Vater Wils, einen Vorschlaghammer schwingend.

Kurz nach Einbruch der Dunkelheit erschien Huub unter lautem Gejohle in seinem weissen Friseurkittel auf dem Platz vor der öffentlichen Schule an der Ecke Dorpsdijk/Rijsdijk. An der T-Kreuzung hatte bis Mitte des neunzehnten Jahrhunderts der Pranger gestanden. Zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts hatte man dort eine imposante Laterne aufgestellt, von den Dorfbewohnern Kronlampe genannt. Im Schein dieser Laterne schnitt Huub den Mädchen mit der Schafsschere die Locken ab. Mit einer kleinen Schere schnitt er sie kahl.

Angefeuert von einer aus mindestens achtzig Dorfbewohnern bestehenden Menschenmenge, nahm er sich die Mädchen eines nach dem anderen vor. Die solchermassen kahl Geschorenen wurden zum Musikpavillon gegenüber der Schule gebracht. Dort wurde ihnen, wieder unter lautem Gejohle, mit Karbolineum ein Hakenkreuz auf den Kopf gemalt.

Währenddessen gingen junge Männer mit der Mütze in der Hand herum, um Huub für seine Arbeit zu entlohnen. Mit Dutzenden von Gulden an eingesammeltem Geld konnte er am Abend nach Hause zurückkehren. Sein Vater erlaubte ihm jedoch nicht, das Geld zu behalten. «Ich dulde keinen Judaslohn in meinem Haus.»

Neun Mädchen wurden kahlgeschoren und bekamen mit Kohlenteer ein Hakenkreuz aufgemalt, darunter auch Mina Droogscheerder, eine Cousine von Huub. Die Mädchen wurden auf einen von vielen Händen gezogenen Wagen gesetzt und im Dorf herumgefahren.

«Mädchen, mit denen ich im Kindergarten und in der Volksschule war», erzählte Rieke Baars sechzig Jahre später. «Mädchen, mit denen ich im Wald hinter dem Schloss gespielt und mit denen ich Kindergeheimnisse geteilt hatte. Mädchen, mit denen ich im Konfirmandenunterricht war. Es war abscheulich, das zu sehen, es konnte einem schlecht werden. Freundinnen, die unter der Kronlampe misshandelt wurden. Das sollte mich mein ganzes weiteres Leben lang verfolgen. Niemand griff ein.»

Jedenfalls keiner von der Obrigkeit. Der Bürgermeister, der Kommandant der BS, die Führer von LO und LKP, der Wachhabende der Reichspolizei sowie die örtliche Polizei hielten sich fern. Die Nummer zwei der Gemeindeverwaltung, Ad Breeman, dagegen war anwesend. «Der Ausbruch der Volksleidenschaft erschütterte mich», notierte er in seinen Kriegerinnerungen. «Diesen Gefühlen habe ich an jenem Abend so manchem Umstehenden gegenüber Ausdruck verliehen. Mut oder Lust, dem ein Ende zu machen, hatte ich damals jedoch nicht.»

Erst als der Ruf nach neuen Mädchen ertönte – es standen ja dreissig Namen auf der Liste –, trat ein kleiner Mann mit grosser Autorität vor. Doktor Monteyn machte der Racheaktion ein Ende. Der Arzt, der sowohl den Tod von Ernst Friedrich Lange festgestellt hatte als auch den Tod der sieben schwer verunstalteten Hingerichteten. Und der Arzt, der das rechte Bein von Huub Droogscheerder amputiert hatte, als er unter die Dampflokomotive geraten war. Er riss Huub die Schere aus den Händen und rief: «Schämst du dich nicht? Du solltest es doch besser wissen!»

Aber der Wagen mit den Mädchen rollte da schon durchs Dorf, gezogen und geschoben von johlenden jungen Männern, die Doktor Monteyn nicht mehr zur Besinnung bringen konnte.

Theo Vos, der Sohn des Gründers der Erdbohrfirma Vos, besass eine Kamera. Nach dem Krieg entwickelte sich Vos Grondmechanica zu einem internationalen Unternehmen. Die Hauptniederlassung blieb am Kleidijk in Rhoon, wo der alte Vos hinter der Scheune der Gärtnerei seine ersten Bohr- und Messexperimente durchgeführt hatte. Sohn Theo teilte seine Affinität zu den neuesten technischen Errungenschaften. Er filmte viel und gern.

Mit seiner 8-mm-Kamera tat er das auch am späten Nachmittag und frühen Abend des 8. Mai 1945. Das Kahlschere von neun Mädchen durch Huub Droogscheerder und die hysterischen Reaktionen der Zuschauer hielt er auf reportageartige Weise in einem vierzehnminütigen Film fest. Eine Woche später deponierte er den Film im Rathaus und liess sich vom Bürgermeister eine Empfangsbescheinigung unterschreiben. Theo ging davon aus, dass die Aktion des von ihm so genannten Rhooner Pöbels eine gerichtliche Fortsetzung haben würde. Dabei könnten die Filmbilder als Beweismaterial dienen.

Zu einer Anklage oder einem Prozess kam es jedoch nicht. Der Film blieb im Gemeindearchiv liegen. Jedenfalls nahm Theo Vos das an; als

er sich später danach erkundigte, war das Dokument verschwunden. Bürgermeister Groeneboom war da schon seit Jahren tot.

In den handgeschriebenen Memoiren des stellvertretenden Bürgermeisters kam die Sache ans Licht. Bei Ad Breeman las ich: «Was den Film betrifft, den Herr Vos aufgenommen hat, so wird der vom Bürgermeister beschlagnahmt werden, damit in Zukunft diesem unerquicklichen Ereignis keine unnötige Aufmerksamkeit mehr geschenkt werden kann.»

Das Deponieren des Films im Rathaus hatte der Bürgermeister als Wunsch aufgefasst, das Dokument möglichst schnell zu vernichten.

Nichts durfte mehr an den 8. Mai erinnern. Am nächsten Tag hängten die Brüder Jan und Pim Jongepier, die beide eine wichtige Rolle im Widerstand gespielt hatten, neben dem Eingang zum Rathaus eine Erklärung auf, in der jegliche Beteiligung der Niederländischen Inländischen Streitkräfte (NBS) abgestritten wurde. Später hiess es, Mitglieder der BS hätten «als Privatpersonen» an der Racheaktion teilgenommen.

Huub Droogscheerder bereute das Geschehen bereits am Tag darauf zutiefst. Er brachte das für ihn eingesammelte Geld zu dem Schafsbauern, der ihm die grosse Schere in die Hände gedrückt hatte. Dann ging er zu den kahl geschorenen Mädchen und ihren Eltern, um sich zu entschuldigen.

Kein Dorfbewohner hat ihn danach jemals mehr darauf angesprochen. Auch er selbst sprach mit keinem Wort über das Geschehene, bis er 2005 in einem Rotterdamer Krankenhaus im Sterben lag.

So entdeckte ich schliesslich, was am 8. Mai passiert war.

Ich war wieder einmal für ein paar Tage im Dorf. Auf dem Platz vor der reformierten Kirche hielt Kars de Jong, Berichterstatter und Fotograf des örtlichen Anzeigenblatts *De Schakel*, mich an.

«Hast du schon gehört?»



Ich musste lächeln. Jahrzehnte waren seit meiner Jugend vergangen, und noch immer wurde eine Klatschgeschichte oder eine Dorfneuigkeit mit diesen Worten eingeleitet.

«Hast du schon gehört? Huub Droogscheerder liegt wimmernd und schreiend im Krankenhaus. Vor lauter Scham und Angst. Die schlimmste Angst... vor dem Jüngsten Gericht, nicht wahr.»

Ich fragte, was Huub auf dem Gewissen habe. Da kam die ganze Geschichte heraus. Die grosse und die kleine Schere. Die Liste mit den dreissig Namen.

«Ist ja irre», sagte ich.

«Am Rijdsdijk gab es sogar ein Haus, in dem diese Mädchen sich austoben konnten. Kurz hinter Het Sluisje.»

Kars de Jong brachte mich auf die Spur.

Mit Huubs Brüllen und Schreien hielt es sich, wie sich später zeigte, in Grenzen: Das hatte er lediglich während des Besuches eines alten Freundes getan. Dennoch muss er tatsächlich von heftigen Ängsten gepackt worden sein. Als Text für seine Todesanzeige wählte er Matthäus 14, Vers 27: «Seid getrost, ich bins; fürchtet euch nicht!»

Jan und Pim Jongepier, die Söhne des Direktors der öffentlichen Schule in Rhoon, einer kleinen Schule mit stark liberalem Einschlag, hängten den Anschlag auf, der die örtliche NBS von jeder Verantwortung für oder Mitschuld an den Ereignissen am Abend des 8. Mai freisprach. Die Verlautbarung war von ihrem Vater abgefasst worden, im Auftrag des Ortskommandos der Niederländischen Inländischen Streitkräfte. Jan Jongepier hatte aktiv am bewaffneten Widerstand teilgenommen, mit voller Zustimmung seines Vaters. Die Rolle, die die Jongepiers spielten, fand nach dem Krieg zu wenig Beachtung, möglicherweise weil sie nicht zum harten erneuerten Kern der Widerstandsbewegung gehörten und auch weil sie das Dorf schon bald verliessen; Jan wohnte sein ganzes weiteres Leben in Den Haag.

Mit dem Anschlag wollten sie eine Fortsetzung der Exzesse verhin-

dern – zwanzig Mädchen waren schliesslich noch nicht an der Reihe gewesen.

«Die Niederländischen Inländischen Streitkräfte am Ort», so der Wortlaut, «haben den Befehl erhalten, streng gegen all jene vorzugehen, die eine Wiederholung der betreffenden Ereignisse planen. An diesen Befehl werden sie sich strikt halten, und es wird nicht davor zurückgesehen werden, falls nötig von den Feuerwaffen Gebrauch zu machen.»

Spät, zu spät, beschloss das Kommando der NBS, entschlossen aufzutreten. Der Text endete mit dem Aufruf zu einer anderen Art von Vergeltung: der gerichtlichen. Die örtlichen Führer der BS wiesen daraufhin, «dass sich auch die Frauen und Mädchen, welche Umgang mit deutschen Wehrmatsangehörigen hatten und die am gestrigen Abend nicht anwesend waren, zu gegebener Zeit für ihre Taten werden verantworten müssen, wofür ihnen eine gerechte Strafe auferlegt werden wird».

Mit diesen Frauen und Mädchen waren in erster Linie Dien und Sandrien de Regt gemeint, die dank unerwarteter Hilfe mit knapper Not davonkamen.

Dien war vier Tage zuvor aus Hellevoetsluis zurückgekehrt. Fassunglos hatte sie feststellen müssen, dass Walter Loos, Karl Schmitz und die gesamte Einheit der 20. Schiffsstammabteilung bei Nacht und Nebel ihre Unterkünfte verlassen hatten. In Rhoon hielt Dien sich auf dem Dachboden ihres Elternhauses versteckt. Dort wurde sie von ihrem Schwager Wiebrand beschützt, einem langen, schmalen, aber ausserordentlich starken Mann. Gegen drei, vier Nachbarn kam er jedoch nicht an. Da schrie er: «Wenn ihr einen Fuss in dies Haus setzt, sind eure Töchter dran.» Das half.

Auch Sandrien entkam. Cor Osseweijer wollte sie packen und zur Kronlampe bringen. Derselbe Cor Osseweijer, der Dirkje de Ruyter bedroht hatte («Dich werden wir auch noch mal verbrennen») und das mit einer Anzeige beim Ortskommandanten hatte büssen müssen. Auf eigene Faust machte er sich auf den Weg zum Rijdsdijk, um Sandrien mit-

zunehmen und, wie er hoffte, auch Dien. Kurz vor dem Haus der Familie de Regt hielt ihn Joop van der Vaart an, ein ehemaliger Hafenarbeiter, der jetzt bei der Shell-Raffinerie arbeitete. Joop hegte keinerlei Sympathie für die De-Regt-Töchter, fand es aber niederträchtig, sie kahl zu scheren, und im Fall der minderjährigen Sandrien sogar kriminell. Ein grosser, bärenstarker Kerl wie Cor Osseweijer, der sich ein fünfzehnjähriges Mädchen vorknöpfen wollte – da verschlug es van der Vaart die Sprache. Er befahl Cor, auf der Stelle kehrtzumachen, und als dieser sich weigerte, schlug er zu. Dank seiner jahrelangen Arbeit im Hafen war Joop noch etwas stärker als Cor, der Flachsarbeiter. Sandrien konnte ihm dankbar sein. Vor allem sie, das Liebchen des an einem Stromstoss gestorbenen deutschen Soldaten, hätte schwer büssen müssen.

Auf der Liste mit den dreissig Namen stand Dirkje de Ruyter merkwürdigerweise auf Platz 21, Dien de Regt auf Platz 23 und Sandrien de Regt auf Platz 24. Neben den sozialen Hierarchien achteten die Zusammensteller der Liste nämlich noch auf eine andere Reihenfolge: die topografische. Die Frauen und Mädchen, die im Dorfkern wohnten, standen ganz oben, einfach weil sie am schnellsten und leichtesten geschnappt werden konnten. Gertie Blekemolen-Wiessner fehlte auf der Liste, genau wie zwei andere Frauen, die regelmässig zu Dirkje kamen und von der Widerstandsbewegung registriert worden waren. Die Zahl der Frauen, die Umgang mit deutschen Soldaten hatten, muss höher als dreissig gewesen sein.

Das Kommando der örtlichen BS bezog Quartier in der Villa Hendrina, der grössten und schönsten Villa des Dorfes, gelegen am Anfang des Rijdsdijk. Am Mittwoch, dem 9. Mai, ging dort per Ordonnanz eine Nachricht des stellvertretenden Kommandanten in Pernis ein. «Heute Morgen erhielt ich die Meldung, dass Dirkje de Ruyter, Ihnen wohlbekannt, sich zurzeit hier aufhält. Nach Beratung mit Herrn Kwist ersuche ich Sie, uns durch dieselbe Ordonnanz mitzuteilen, ob es Anlass für eine

sofortige Festnahme gibt, und uns die Gründe dafür mitzuteilen, damit wir handeln können.» Hendrik Kwist war der Anführer des Widerstands in Rhoon gewesen, bis die BS im April 1945 das Kommando über alle Widerstandsgruppen übernahm. In der Nachricht heisst es weiter: «Besagte Dame stand, wie wir meinen, in einer Beziehung zu dem Deutschen, der diesen Winter in Rhoon ums Leben kam, woraufhin sieben Rhooner Einwohner standrechtlich erschossen wurden.»

Um vier Uhr nachmittags schickte Unterkommandant Noole eine Antwort zurück: «Ihre Nachricht von 12.20 erhalten. Dirkje de Ruyter, verhehelichte Veth, muss unverzüglich verhaftet werden. Die Gründe, die Sie in Ihrem Bericht nennen, sind zutreffend. Sie hat ausserdem die Kinder vernachlässigt, bei verschiedenen Deutschen gearbeitet und war die Anlass gebende Ursache dafür, dass sieben Rhooner Bürger von den Deutschen ermordet wurden.»

«Die Anlass gebende Ursache»: Dirkje war geliefert. Ihr – und nur ihr allein – wurde die Schuld an den Hinrichtungen in Het Sluisje in die Schuhe geschoben.

Am 9. Mai wurde Dirkje de Ruyter in Pernis verhaftet und auf die Polizeidienststelle am Charloisse Kerksingel in Rotterdam gebracht. Am 13. Mai verhörten Augustijn Noole, Wachtmeister der Königlichen Militärpolizei, und Piet Touwslager, Chef der Kommunalen Nachrichtenzentrale Bezirk Rhoon, sie zum ersten Mal.

Dirkje gestand, durch die misslichen Umstände, in denen sie sich befand, «vom rechten Pfad» abgekommen zu sein, gab aber nachdrücklich zu Protokoll, sie habe «niemals eine geldliche Entlohnung» von deutschen Wehrmatsangehörigen erhalten, lediglich Nahrungsmittel für die Kinder. Ihre Befrager gelangten schon bald zu dem Schluss, dass die Beschuldigte de Ruyter während der letzten Kriegsjahre «ein liederliches Leben» geführt und ihr Haus auch anderen Frauen und Mädchen geöffnet habe, die sich «auf beschämende Weise» mit dem Feind vergnügt hätten.

Am selben Tag wurden Dien de Regt und Cor Osseweijer vernommen. Sie machten belastende Aussagen zu Dirkje. Dass Cor das tat, war zu erwarten. Dien gab die Fakten zu Protokoll, ohne sie auszus schmücken oder zu übertreiben, in der Hoffnung, selbst ungeschoren davonzukommen.

Zehn Tage nach Dirkjes Verhaftung reichte Arend-Jan Veth die Scheidung ein. Seine Anwälte schickten einen Brief an den Politischen Fahndungsdienst in Rotterdam, in dem sie mitteilten, Veth wolle so schnell wie möglich nach Südafrika gehen. Für den Auswanderungsantrag müssten sie den offiziellen Aufenthaltsort von Dirkje kennen. «Von seiner Frau, wohnhaft zu Rhoon, hat Veth während des Krieges nichts gehört. Als er jetzt zurückkehrte, musste er vernehmen, dass sie sich mit deutschen Soldaten abgegeben hat und sogar die Ursache dafür gewesen ist, dass sieben Zivilisten von den Deutschen standrechtlich erschossen wurden.» Auch Veth zweifelte nicht mehr daran, dass sie einen gewaltigen Anteil an der Schuld trug.

Aus der schnellen Auswanderung, die Arend-Jan vorschwebte, wurde nichts. Sein Antrag verschwand in einer Schublade. Er liess es dabei bewenden. Arend-Jan erwartete, dass jeder ihn mit offenen Armen empfangen würde. Nach dem Siegeszug der Prinzessin-Irene-Brigade durch Den Haag sah er sich als den unumstrittenen Helden, der fünf Jahre seines Lebens für die Befreiung Europas hergegeben hatte. Seine Ernüchterung war riesengross.

Am 27. Oktober wies ihm die Militärverwaltung eine Wohnung in der Borgesiusstraat in Rotterdam zu. Am 1. November wurden Arend-Jan Veth und Dirkje de Ruyter rechtskräftig geschieden, am 14. November erhielt Arend-Jan eine bessere Wohnung in der Nieuwe Kerkstraat. Im selben Monat wurde ihm das Kriegsgedenkkreuz mit mehreren Spangen verliehen, am 17. November wurde er aus dem Kriegsdienst entlassen. Bei der Verleihung der Auszeichnungen war niemand von seiner Familie zugegen. Für den Rest seines Lebens sollte er an dieser bitteren Pille schlucken.

Wo sich die hochschwangere Dirkje bis Dezember 1945 aufhielt, steht

in keiner einzigen Akte des Politischen Fahndungsdienstes. Vermutlich in einem Rotterdamer Untersuchungsgefängnis oder in einem der eilig eingerichteten Behelfsgefängnisse.

Vom 25. Dezember an tritt sie wieder ins Bild. An dem Tag wurde Dirkje in der Gefangenenbaracke des Bergweg-Krankenhauses in Rotterdam von ihrer dritten Tochter entbunden. Sie wollte Andrea ihren Mädchennamen de Ruyter geben. Die zivilen Behörden liessen das nicht zu, obwohl die Scheidung von Arend-Jan im Monat zuvor ausgesprochen worden war. Das Kind erhielt wegen der Weigerung des Standesbeamten den Namen Andrea Veth.

Dirkjes Gesundheitszustand verschlechterte sich rasch. Ihr rechtes Bein war ein einziges Geflecht geplatzter Krampfadern. Sie konnte kaum mehr gehen. Einem ärztlichen Attest vom 19. Februar 1946 zufolge bekam sie in diesem Bein eine Thrombose. Am 21. Februar lieferte man sie in die Gefangenenbaracke des Bergweg-Krankenhauses ein. Am selben Tag wurde sie in Baracke D vernommen. Das D stand für Delinquenten.

Obgleich schwerkrank, setzte sie sich heftiger zur Wehr als bei früheren Verhören. «Ich bin mir dessen bewusst», sagte sie zu dem ehrenamtlichen Rotterdamer Ortspolizisten van Laren, «dass ich mich durch meine Arbeit bei der und für die deutsche Wehrmacht und meine Beziehung zu deutschen Soldaten eindeutig falsch verhalten habe. Aber gegen den Vorwurf des Verrats und andere Anschuldigungen muss ich mich energisch verwahren.»

Arend-Jan Veth unternahm unterdessen einen neuen Versuch, auf einen anderen Kontinent auszuwandern. Diesmal mit seinen beiden Töchtern – möglicherweise hatte er Magda und Winnie nicht in seinen ersten Auswanderungsantrag einbezogen. Diesmal wollte er nach Kanada, und er erzählte seinen Töchtern, sie würden mit ihm eine Schiffsreise machen.

Acht Monate lang hatte er sich nicht um die beiden gekümmert. Er hatte eine Stelle als Angestellter bei der Post gefunden und kam regelmässig nach Pernis, wo Magda und später auch Winnie bei ihren Gross-

eltern wohnten, doch seine Töchter existierten nicht mehr für ihn. Bis er die Mädchen auf einmal nach Kanada mitnehmen wollte.

Am 21. März 1946 heiratete er plötzlich die fünfundzwanzigjährige Berthe van der Horst aus Den Haag. Das machte einen neuen Antrag erforderlich, doch er hatte keine Lust, diese ganzen Papiere noch einmal auszufüllen. Denkbar ist auch, dass Berthe nicht nach Kanada wollte. Als sie mit Arend-Jan ins Rathaus ging, gab sie sich als herzliche junge Frau, als sie eine Stunde später wieder herauskam, entpuppte sie sich als unwirsche Dame, die keinen Widerspruch duldete.

Drei Wochen nach Arend-Jans Heirat wurde seine Exfrau Dirkje aus dem Bergweg-Krankenhaus entlassen und ins Kamp Wezep in der Provinz Overijssel überstellt, eines der vielen Internierungslager für Kollaborateure und NSBler. Sie blieb vier Monate dort. Am schlimmsten an dieser Strafe war für sie, dass sie unter Verrätern sass. Dass sie sich mit dem Feind eingelassen hatte, gab sie in allen Verhören zu. Dass sie mit zahlreichen deutschen Wehrmachtsangehörigen «fleischliche Gemeinschaft» gehabt hatte, ebenfalls. Doch nach ihrer felsenfesten Überzeugung hatte sie niemanden verraten. Die kleine Sache mit Cor Osseweijer gehörte für sie offenbar in eine andere Kategorie.

Immerhin gab Dirkje während der Verhöre mehrmals an, von ihrer Schwägerin Aardje de Ruyter-Roetman «zu falschen Dingen verleitet» worden zu sein.

Aardje wurde am 14. Mai 1945 verhaftet und ins Behelfsgefängnis Hillevliet gesperrt. Am 17. Mai folgte die Verhaftung ihrer Tochter Tilly. Beiden wurde die Mitgliedschaft in der NSB zur Last gelegt.

Nachdem Aardje zwei und Tilly eineinhalb Jahre interniert gewesen waren, kam der Resozialisierungsgutachter jedoch zu dem Schluss, Mutter und Tochter hätten «ohne politischen Grundsatz» gelebt und lediglich aufseiten «der Partei [gestanden], die die meisten Vorteile bot».

Aardje und Tilly wurden entlassen, unter Aberkennung ihrer Bürgerrechte für zehn Jahre.

Beide kehrten nach Rhoon zurück. Aardje sollte dort für den Rest ihres Lebens wohnen, zunächst in ihrer früheren Wohnung am Dorpsdijk und später in dem Neubauviertel, in dem Tilly untergekommen war. Tilly heiratete 1954 einen Beamten, brachte ein Jahr später eine Tochter zur Welt und verliess das Dorf. Ihre Mutter suchte Hilfe, Kraft und Trost im Glauben. Sie betete viermal am Tag, las in der Heiligen Schrift und liess keinen Gottesdienst aus. Ich muss sie oft in der Niederländisch-Reformierten Kirche gesehen haben, kann mir ihr Gesicht aber nicht mehr in Erinnerung rufen.

Aardje starb 1994. In der Todesanzeige stand, sie habe ihre Liebe und Weisheit weitergegeben, aus der Anteilnahme am Leben derer heraus, die ihr nahestanden.

So friedlich verliefen die Nachkriegsjahre für Dirkje nicht.

Am 22. August 1946 konnte sie Kamp Wezep aufgrund der bedingten Einstellung des Verfahrens verlassen, unter Aberkennung ihrer Bürgerrechte für zehn Jahre. Sie durfte keine Ämter bekleiden, nicht wählen und nicht kandidieren.

Dirkje nahm eine Arbeit in einer Baumschule in Boskoop auf. Stutzen, schneiden, kappen, binden, pfpfen, okulieren. Die Bewegung und die frische Luft taten ihr gut. Ihre Beine trugen sie wieder; ihr Gesicht verlor die fahle Färbung. Sie wurde wieder hübsch, aber auf andere Art als früher: Ihre Augen strahlten eine freche Unerschrockenheit aus.

Als der Baumschulbesitzer ihr einen Heiratsantrag machte, kündigte sie. Ohne ein einziges graues Haar fand sie sich noch zu attraktiv für einen Bauern, der es noch nie zu einer Frau gebracht hatte. In Kamp Wezep hatte sie einen Mann kennengelernt, der ihr besser gefiel.

Am 16. September wurde das Verfahren gegen sie endgültig eingestellt, unter der Bedingung, dass sie sich während einer Bewährungszeit



von drei Jahren der Aufsicht der Stiftung für Politische Delinquenten unterwarf. Im September 1949 entfiel diese Auflage, weil sie sich dem Resozialisierungsgutachten zufolge gesellschaftlich angepasst hatte. Im selben Jahr heiratete Dirkje den Schlachter Riekes Bierman und zog in dessen Wohnung über der Schlachtereierie in der van der Takstraat auf dem Rotterdamer Noordereiland.

Bierman hatte wegen Schwarzhandels und Erpressung in Kamp Wezep gegessen, begangen in Ede, in der Provinz Gelderland. Er war fünf Jahre jünger als Dirkje. Mit seiner angeblichen Sehnsucht nach einem normalen Familienleben hatte er sie bezirzt. Dirkje wurde schon bald schwanger und brachte einen Sohn zur Welt, der den Namen seines Vaters erhielt.

Doch auch nach dem Krieg verfiel Dirkje den falschen Männern. Der Schlachter entpuppte sich als gewalttätig, es gab sehr häufig Streit. Dirkje beantragte die Scheidung. Bierman willigte ein, hatte es sogar eilig damit, verließ die Niederlande und heiratete in Eaubonne eine Französin.

Dirkje zog nach Hoogvliet um und nahm eine Stelle als Putzfrau an. Sie heiratete zum dritten Mal, diesmal einen gutmütigen Mann. Zu gutmütig in ihren Augen: Schon bald sah sie nur noch einen Trottel in ihm. Auch diese Ehe endete mit einer Scheidung.

In den Siebziger Jahren wohnte sie noch einige Male mit jemandem zusammen. Den Heiratssaal im Rathaus hatte sie oft genug gesehen; der Standesbeamte brauchte ihretwegen nicht mehr in Aktion zu treten.

Sie arbeitete, bis sie in Rente gehen konnte.

Ihre einzige Freude bestand am Ende ihres Lebens in der Anschaffung eines Wohnwagens, der einen permanenten Standplatz auf einem Campingplatz in Maarn erhielt, direkt neben dem Wohnwagen ihrer ältesten Tochter.

Dirkje starb 1988 mit neunundsechzig Jahren. Sie wurde in Hoogvliet beigesetzt, nicht weit von der ehemaligen Ortskommandantur entfernt.

Unmittelbar nach ihrer Verhaftung war Dirkje das Sorgerecht entzogen worden. Arend-Jan Veth brachte seine Kinder anfangs bei seinen Eltern in Barendrecht unter, doch nach seiner Heirat mit der jungen Berthe nahm er Magda und Winnie zu sich. Sie wurden von ihrer Stiefmutter geschlagen und getreten.

An dem Tag, an dem sie die Treppe hinuntergestossen wurde, haute Magda ab. Sie flüchtete zu einer Tante in Charlois, die sie zu ihren Grosseltern in Pernis brachte. Kaum im Haus, musste sie ihren Mantel schon wieder anziehen. Opa de Ruyter bestand darauf, dass der Hausarzt sie von Kopf bis Fuss untersuchte. Doktor Zeewaldt stellte fest, dass Magda «wie ein Tier misshandelt» worden sei, und erstellte ein Gutachten, das er an das Jugendamt schickte. Magda durfte bei ihren Grosseltern bleiben.

Winnie hatte weniger Glück. Sie lief viele Male von zu Hause weg, aber da sie, wie ihre Schwester, zu den Grosseltern nach Pernis wollte, nahm sie Mal um Mal den Autotunnel unter der Maas, in dem ihr Vater Tunnelwärter war. Es war Arend-Jans erste Stelle nach dem Krieg, die ihm in Anerkennung seiner fünf Jahre Dienst in der Prinzessin-Irene-Brigade von der Militärverwaltung verschafft worden war. In den Röhren des 1942 fertiggestellten Maastunnels, des ersten Verkehrstunnels der Niederlande, gab es neben der zweispurigen Fahrbahn einen schmalen, etwas erhöhten Fussgängerweg, auf dem die Tunnelwärter patrouillierten. Winnie nahm diesen Weg und wurde jedes Mal von ihrem Vater erwischt.

Nach einer erneuten Flucht, diesmal auf einer anderen, längeren Route, auf der sie sich verirrte, griff das Jugendamt ein. Winnie wurde in einem Kinderheim im Rotterdamer Stadtteil Hillegersberg untergebracht. Von diesem Moment an kümmerte sich Arend-Jan Veth nicht mehr um seine Töchter. Er erhielt eine andere Stelle, bei der Post, und leerte nun täglich die Briefkästen in Pernis. Nie kam er auf die Idee, Magda kurz zu besuchen.

Schliesslich wurde Arend-Jan wie Dirkje das Sorgerecht entzogen. Seine Töchter hatten keinen Kontakt mehr zu ihm. Arend-Jan interessierte sich nur noch für seine Gesundheit, die infolge all dieser Nach-

kriegsverwicklungen einen Knacks abbekommen hatte. Er starb mit zweiundfünfzig Jahren.

Nach der dreijährigen Bewährungszeit und nach ihrer Heirat mit dem Schlachter nahm Dirkje ihre Töchter wieder zu sich. Magda besuchte die Gewerbeschule in Rotterdam und musste in der Schlachtereier ihres Stiefvaters mitarbeiten. Dafür erhielt sie keinen Lohn, stattdessen liess der Schlachter beim Schneider um die Ecke Kleider und Röcke für sie nähen. Magda und Winnie akzeptierten ihr neues Brüderchen und bauten einen guten Kontakt zu Riekes auf.

Sie zogen zusammen mit ihrer Mutter nach Hoogvliet um, doch Magda verbrachte alle Wochenenden bei ihren Grosseltern in Pernis. Schon bald hatte sie einen festen Freund, einen Jungen aus dem Dorf.

In Rotterdam war sie zu einem richtigen Stadtmädchen geworden: Sie lackierte sich die Fingernägel und schminkte sich die Lippen. Für die Dorfbewohner war sie ein Flittchen, sie sagten: «Du bist genau wie deine Mutter.» Fons sagte: «Du bist einfach nur hübsch.»

Sie heiratete ihn, bevor sie richtig erwachsen war, und wohnte die ersten acht Monate mit Fons bei ihren Grosseltern.

Ihre Schwester Winnie sollte die ausgestandenen Ängste nie überwinden. Drei Jahre vor ihrem Tod nahm sie Kontakt zu der Küsterin der Niederländisch-Reformierten Kirche in Rhoon auf und fragte sie, was ihr von der Kriegsvorgangeneit ihrer Mutter bekannt sei. Merkwürdigerweise stellte sie diese Frage nicht ihrer älteren Schwester, die sie offen und ehrlich beantwortet hätte.

Magda entwickelte sich zu einer ruhigen, ausgeglichenen Frau, die sich von den elenden Erfahrungen in ihrer Jugend nicht unterkriegen liess. Sie war glücklich mit Fons, bekam zwei Söhne, eine Tochter und sechs Enkelkinder. Nur ein einziges Mal weinte sie einen Abend und eine Nacht lang und glaubte nach ihren eigenen Worten, sie würde für den Rest ihres Lebens untröstlich bleiben.

Fons spielte schon über fünfzig Jahre Tenorsaxofon im Musikverein Oefening Baart Kunst (Übung macht den Meister). Magda ging oft mit, wenn die Musiker durchs Dorf paradierten. Obwohl sie mittlerweile grau, faltig und krumm war, erkannte ein Passant sie. Bei einer Parade im Jahr 2005 hielt er sie an und rief so laut, dass jeder es trotz der Musik hören konnte: «Ah, da ist ja die Tochter von dieser Moffenhure.»

Magda eilte nach Hause, rannte die Treppe hinauf und brüllte im Schlafzimmer: «Dieser Scheisskrieg geht nie vorbei.»

## ZWÖLF

Den Hinterbliebenen der sieben Männer, die vor dem Erschiessungskommando starben, erging es nicht viel besser. Man würde erwarten, dass die am schwersten getroffenen Familien mit dem meisten Mitgefühl rechnen konnten. Das war aber nur ein paar Wochen lang so.

Vater und Sohn Wagenmeester hatten die Kugel erhalten, der zweitälteste Sohn war nur knapp dem Tod entgangen und schleppte ein Trauma mit sich herum, das er für den Rest seines Lebens nicht loswerden sollte. Nach den Erklärungen, die er 1945 und 1946 vor dem Politischen Fahndungsdienst ablegte, liess Wim Wagenmeester kein Wort mehr darüber verlauten. Fünfundsechzig Jahre nach dem Drama verharrt er noch immer in seinem Schweigen. Die Erinnerung an jene Tage fürchtet er mehr als einen Herzinfarkt.

Bei seinem jüngeren Bruder und den Schwestern hat Groll die Oberhand gewonnen. Sie sind erbost über die Folgeerscheinungen des Oktober 1944 und tief verletzt ob des schlechten Lichts, in das ihr Vater postum gerückt wurde.

Wohnung und Werkstatt von Wijnand Wagenmeester waren in Flammen aufgegangen. Vom Inventar konnte bis auf zwei Decken nichts gerettet werden. Mutter Wagenmeester hatte kein Dach mehr über dem Kopf und trug die Sorge für vier Töchter und zwei Söhne. Der Jüngste, Mees, ging noch nicht mal zur Schule.

Am Tag nach der Vergeltungsaktion konnte sie in das Haus der Familie Lensink einziehen. Mevrouw Lensink war Anfang des Monats gestorben, ihr Mann beschloss, bei seinen Eltern zu wohnen, und bot den Wagenmeesters sein Haus an, mitsamt allem Inventar, sodass sie ein Dach über dem Kopf hatten und die Suche nach einer neuen Behausung nicht zu überstürzen brauchten. Eine grossartige Geste. Auch andere Dorfbewohner boten Basje Wagenmeister ihre Hilfe an. Sie bekam Kleidung, Tischwäsche, Bettwäsche, Lebensmittel und sogar eine komplette Einrichtung.

Dieses Entgegenkommen fehlte bei den zivilen Behörden. Als die Witwe Wagenmeister sich wegen einer definitiven Unterbringung an die Gemeinde Rotterdam wandte, erhielt sie lediglich einen Stapel Formulare. Amtlich war die Sache kompliziert, Het Sluisje unterstand seit zehn Jahren der Gemeinde Rotterdam, während sich die Bewohner nach wie vor mit dem Dorf stark verbunden fühlten, in dem sie einkauften, in die Kirche gingen, ärztliche Hilfe suchten, dem Dorf, in dem ihre Kinder dieselbe Volksschule besuchten, die sie selbst durchlaufen hatten, dem Dorf, in dem ihre Vorfahren beerdigt waren. Hätte Basje Wagenmeister die Gemeinde Rhoon um Hilfe bitten können, man hätte entgegenkommender reagiert.

In puncto Unterbringung stand das zur Hälfte zerstörte Rotterdam natürlich selbst vor gigantischen Problemen. In der Gemeindeverwaltung hütete man sich ausserdem, die verheerenden Folgen einer deutschen Vergeltungsmassnahme durch wirksame Hilfe ungeschehen zu machen. Der Bürgermeister von Rotterdam war ein NSBler, und fast der gesamte Beamtenapparat hielt es mit den Besatzern.

Basjes Schwager Han sorgte 1945 schliesslich dafür, dass die Familie Wagenmeister ein freistehendes Haus am Rijdsdijk/Ecke Groene Kruisweg beziehen konnte, ein gutes Jahr nach den Verheerungen, die die Besatzungsmacht in Het Sluisje angerichtet hatte.

Das Haus trug den Namen «Unser Heim». Während der Jahre, die ich die höhere Schule besuchte, fuhr ich jeden Tag mit dem Fahrrad daran vorbei. Stets von Neuem zog es meine Aufmerksamkeit durch den an den Giebel gemalten Namen auf sich, durch den Erker, die zurückgesetzte Haustürnische mit dem bogenförmigen Entree, die weiss verputzten Mauern und das Mansardendach. Es gehörte für mich eher in einen Wald als in einen Polder, was zweifellos durch den dahintergelegenen Obstgarten kam. Niemand kümmerte sich mehr um ihn, Äpfel und Birnen verfaulten an den Ästen, und schliesslich verwandelte sich das verwilderte Stück Land in eine Halde für Autowracks.

Das Haus strahlte trotzdem Behaglichkeit aus und schien die böse Welt auszuschliessen. Doch mit dem Einzug waren die Probleme der Familie Wagenmeister noch lange nicht gelöst.

Im November 1944 schlug die Witwe Wagenmeister der Polderverwaltung vor, ihr in Nachfolge ihres Mannes die Sorge für das Schöpfwerk Het Binnenland van Rhoon anzuvertrauen und ihren Sohn Wim als Maschinisten einzustellen. Ihr Vorschlag wurde prompt abgelehnt. Für die Bauern, die über die Polder wie über eine vom Wasser belagerte Festung walteten, war eine Frau an den Schaltern des Schöpfwerks undenkbar. Sohn Wim mochte zwar technisch begabt sein und zur Ingenieurschule wollen, für einen derartigen Posten kam ein Sechzehnjähriger trotzdem nicht infrage.

Basje Wagenmeister betrachtete ihren Vorschlag als Notlösung. Beim Brand waren die «Wassermaschinen» und das Gebäude schwer beschädigt worden; sie würde mit der Unterstützung ihres Sohnes die Reparatur des Schöpfwerks in die Wege leiten können und dafür das volle Gehalt ihres Mannes beziehen anstatt der geringen Witwenrente.

Die Väter der Polderverwaltung liessen sich nicht erweichen. Sie ernannten den Betriebsleiter der Flachsfabrik zum Maschinisten und wiesen ihm die Dienstwohnung in Het Sluisje zu, die kurz nach dem Krieg wiederaufgebaut wurde.

Für die Wagenmeesters brachen karge Jahre an. Noch schwerer wurde es für sie, ihre Trauer zu verarbeiten.

Am 10. August 1945 – also ziemlich schnell: drei Monate nach der Befreiung – wurde gegenüber der Flachsfabrik das Mahnmal für die sieben Opfer enthüllt. Ein einfaches weisses Holzkreuz, keinen Meter hoch, mit den Worten «Für sie, die fielen». Längst nicht alle Dorfbewohner waren anwesend, aber alle Bewohner von Het Sluisje und die meisten vom Rijsdijk.

Dem Berichtersteller der Tageszeitung *De Rotterdammer* zufolge war alles schwarz vor Menschen. Die Feier begann um sechs Uhr abends unter einer warmen Augustsonne. Eine sanfte Brise machte die Temperatur erträglich, doch kaum war der Kranz niedergelegt, erhitzten sich die Gemüter. Aalbert de Kooning murmelte etwas, das unter den Anwesenden Bestürzung hervorrief.

Die Gedenkveranstaltung fing eine Stunde später in der Niederländisch-Reformierten Kirche zu Rhoon an. Dr. M.H.A. van der Valk hielt einen Vortrag über «Unsere Helden, unsere Widerstandskämpfer, unsere Zukunft», und der Kirchenchor sang patriotische Lieder. Auffallend war, dass kein einziger Redner aus Rhoon das Wort ergriff.

Fünf Mitglieder der ehemaligen Widerstandsbewegung hatten Anzeige gegen Bürgermeister Groeneboom erstattet, in der ihm Laxheit und ängstliche Vorsicht gegenüber den Besatzern vorgeworfen wurde. Der Bürgermeister wehrte sich, die Säuberungskommission sprach ihn frei, und die fünf Kläger verzichteten darauf, die nächste Instanz anzurufen. Der Fall war bis zum Frühjahr 1946 anhängig; während dieser Zeit hielt Groeneboom sich klugerweise zurück und wartete geduldig, bis er von allen Vorwürfen freigesprochen würde.

Der Kirchenkreis Zuid-Holland der Niederländisch-Reformierten Kirche sah keinen Grund, die von Pfarrer de Vos van Marken vertretenen Ansichten unter die Lupe zu nehmen. Der Geistliche, der bis Ende 1941 Mitglied der Schwarzen Front gewesen war, kam ohne irgendeine



Rüge vonseiten des Kirchenkreises oder des Kirchenvorstands davon. Nur der Schulvorstand des Johannes Calvijn Lyceums in Rotterdam schloss ihn ein Jahr lang aus – de Vos van Marken gab dort Religionsunterricht. Im Sommer und Herbst 1945 erschien es dem Pfarrer jedenfalls ratsam, keine feurigen Bekenntnisse wozu auch immer abzulegen. Er beschäftigte sich in erster Linie mit dem Anbau von Heilpflanzen. Danach focht er mit den Kirchenältesten eine Fehde über die Verwaltung der kirchlichen Besitztümer aus. Durch beides gelang es ihm, die Aufmerksamkeit von seinem Verhalten während des Krieges abzulenken.

Dass Pfarrer Kloosterziel von der Erneuerten Kirche nicht sprach, hing mit den wieder aufflammenden Gegensätzen im calvinistischen Lager zusammen. Die Reformierten achteten darauf, dass die Erneuerten nicht zu viel zu sagen hatten, so wichtig ihre Rolle im Widerstand auch gewesen war. Pfarrer Kloosterziel hatte ausserdem die Anzeige gegen den Bürgermeister unterschrieben, wenn auch nach langem Zögern und mit Bedauern, da er Jan Hendrik Groeneboom und dessen Frau sehr schätzte. Er hielt es nicht für den richtigen Moment, als Mann, der sich während des Krieges korrekt verhalten hatte, ans Rednerpult zu treten.

Daher war die Wahl auf einen Redner aus Rotterdam gefallen, einen gelehrten reformierten Pfarrer, dessen Widerstand 1936 mit einem scharfen Protest gegen die Teilnahme der Niederlande an den Olympischen Spielen in Berlin begonnen hatte. An der Rede von Dr. van der Valk war in moralischer Hinsicht nichts auszusetzen, sie ging nur grösstenteils an der Tragödie in Het Sluisje vorbei.

Zwei Tage nach der Feier trat Aalbert de Kooning auf die Witwe Wagenmeister zu und wiederholte laut und deutlich, was er am Mahnmal gemurmelt hatte: «Die Wagenmeesters tragen daran die Hauptschuld.»

Fünf, sechs Umstehende hörten es (einigen zufolge sagte er sogar «die Wagenmeisterchen»); niemand protestierte oder erinnerte Aalbert daran, dass er wenig Recht hatte, sich dazu zu äussern. Schliesslich war er derjenige, der seinen Sohn freigekauft hatte.

Basje Wagenmeister hatte anlässlich der Enthüllung des Mahnmals vielerlei Emotionen erwartet, nicht jedoch von diesem Kaliber. Sie schnappte nach Luft, drohte kurz in Ohnmacht zu fallen, wischte eine Träne weg und eilte nach Hause. Als sie sich von dem Schreck erholt hatte, reichte sie Klage beim Gericht ein.

Die Abteilung Rotterdam des Politischen Fahndungsdienstes leitete eine Untersuchung ein und hörte vierzehn Zeugen an, darunter Wim Wagenmeister, Gertie Blekemolen-Wiessner, Dirkje de Ruyter, Dien de Regt und Linda de Bondt, die Geliebte von Jan Krijn Jabaaij. Der NSBler selbst war unauffindbar; wie sich erst später herausstellte, musste er Arbeit in einer Strafkolonie in Limburg leisten. Auch die minderjährige Sandrien de Regt wurde angehört. Für kurze Zeit sah es danach aus, als würde alles, was dem 10. Oktober vorangegangen war, untersucht werden, mit der Kernfrage: War es Sabotage, und falls ja, wer war verantwortlich dafür? Doch es blieb bei dieser einen flüchtigen Untersuchung.

Als Letztem fühlte man dem Beschuldigten Aalbert de Kooning auf den Zahn. «Ich gebe zu», erklärte er, «dass ich mehrmals in der Öffentlichkeit die Bemerkung gemacht habe, dass ,die Wagenmeesters die Hauptschuld daran tragen, dass diese sieben Menschen, darunter sie selbst, erschossen wurden. Auf diesem Standpunkt stehe ich nach wie vor.»

Er führte zwei Gründe an.

«Wenn Wagenmeister sofort alle Hilfe geleistet hätte, wäre es nicht so weit gekommen.» Und: «Mein Sohn Job hat den Deutschen, der Wagenmeister vernahm, deutlich sagen hören: ‚Du hast es getan und niemand sonst.‘«

Aalbert hielt es tatsächlich für «nicht ausgeschlossen, dass die Leitung absichtlich kaputt gemacht wurde».

Der Politische Fahndungsdienst leitete keine genauere Untersuchung ein.

Dinge, die nicht untersucht werden, blähen sich zu grimmigen Ausmassen auf und können jahrzehntelang im Geheimen weiterschweben, bis jeder seinen eigenen Verdächtigen hat oder seinen eigenen Schuldi-

gen. Ein Dorfbewohner verglich das mit einem Wassergraben, der nie gespült wird und anfängt, zu faulen und zu stinken, bis er zur Brutstätte übler Algen wird.

Den vollständigen Wortlaut der Zeugenaussagen hielt der Politische Fahndungsdienst ein halbes Jahrhundert lang geheim. Trotzdem drang nach aussen, dass Aalbert kein Wort von seiner Anschuldigung zurückgenommen hatte. Wie schwer seine Strafe war – oder wie hoch seine Geldbusse –, lässt sich wiederum nur raten: In den Gerichtsarchiven ist das Urteil verloren gegangen. Ich vermute, das Verfahren wurde ziemlich schnell eingestellt.

Für Mutter Wagenmeister stand jedenfalls fest, dass sie kaum mit Verständnis rechnen konnte. Darauf reagierte sie mit eisiger Verschlossenheit. Mit niemandem, nicht einmal mit ihren Kindern, sprach sie je wieder über die Oktobertage, die Hinrichtungen und die Brände. Selbst ihren Mann und ihren erschossenen Sohn erwähnte sie mit keinem Wort mehr.

So verständlich Basje Wagenmeesters Haltung auch sein mochte, sie hatte den gegenteiligen Effekt. Vor allem ihre Töchter litten darunter, dass über die Tragödie nicht gesprochen wurde. Ihrerseits wagten sie Het Sluisje auch nicht mehr zu erwähnen. Zu Hause war das Thema tabu. Im Dorf hingegen entstanden die wildesten Gerüchte.

Es half nicht, dass Basje Wagenmeister in Het Sluisje als «böses Weib» bekannt war. Den meisten der Bewohner zufolge war sie überheblich. Sie kam aus der Stadt, was ohnehin keine Empfehlung bei den Dorfbewohnern war. Ihr Vater betrieb einen Obstgrosshandel in der Zuidhoek in Rotterdam, nicht weit vom Waalhaven. Er belieferte die Schiffe.

Eine Frau mit starkem Charakter gilt im Dorf schnell als Dragoner, zumal wenn sie sich in der Öffentlichkeit halsstarrig zeigt. Obwohl sie mit einem Erneuerten verheiratet war, hatte die reformierte Basje es dreizehn Jahre lang verschmäht, die Kirche zu wechseln. Ich habe es bereits an anderer Stelle beschrieben: Erst nach der Geburt ihres fünften

Kindes beschloss sie 1934, überzutreten. Wer das für unerheblich hält, für den zitiere ich aus dem Protokoll des erneuerten Kirchenvorstands, das einen Jubelton anschlägt.

«Die Frau von Bruder Wagenmeister, Basje van der Sar, hatte ihr Begehren zu erkennen gegeben, von der Niederländisch-Reformierten Kirche zu unserer Kirche überzutreten. Mit grosser Dankbarkeit gegenüber Gott wurde dieser Bericht erstattet und vom Kirchenvorstand empfangen. Offenbar zeigte sich bei dieser Schwester das Werk des Heiligen Geistes. Freimütig beschloss der Kirchenvorstand daher, dieser Schwester mitsamt ihren fünf Kindern Zutritt zur Gemeinschaft unserer Kirche zu gewähren. Die Gemeinde wird davon in Kenntnis gesetzt werden. Was Bruder Wagenmeister betrifft, so blieb er noch in der Ferne stehen, wie wohl unter dem Eindruck des Weges, den Gott mit seiner Familie gegangen ist.»

Wijnand Wagenmeister war ein unregelmässiger Kirchgänger. Manchmal kam er wochenlang nicht – daher das «in der Ferne stehen». Ein sanftmütiger Mann, der, so hiess es in Het Sluisje, unter der Knute seiner Frau stand. Basje traf die Entscheidungen, Wijnand befolgte sie.

Einige Monate vor dem Krieg drängte Basje ihre älteste Tochter Aaf, die Beziehung zu Wout Wachtman zu beenden. Wout war nur ein einfacher Arbeiter im Dienste der Rotterdamse Droogdok Maatschappij. Sein Vater war von noch geringerer Herkunft: ein Bauernknecht ohne festen Arbeitgeber, ein Saisonarbeiter. Basje empfahl ihrer achtzehnjährigen Tochter Walter Kazemier, einen gescheiten Jungen aus gutem Hause. Sein Vater war Obstbauer und besass eine grosse Plantage.

Auch für ihre anderen Töchter strebte Basje gute Partien an. Carla sollte später Anton Pijnacker heiraten, den ältesten Sohn des Direktors der Flachsfabrik, Bertie einen Assistenzarzt. Und Aaf tatsächlich Walter Kazemier. Mission geglückt. Doch ob das nun auf ein überhebliches We-

sen deutete, steht auf einem anderen Blatt. In jener Zeit suchten alle Mütter nach einer guten Partie für ihre Töchter.

Basje, so hielten die Gerüchte an, ging darin sehr weit. Auf der Wiese gegenüber dem Haus der Wagenmeesters in Het Sluisje lagerten zu Beginn der Besetzung Deutsche. Basje lud sie regelmässig ein; um an Sonderrationen zu kommen, wie die einen sagten; um die Ranghöchsten mit ihren Töchtern in Kontakt zu bringen, wie die anderen behaupteten.

In Rhoon herrschte kein Hunger, weder zu Beginn des Krieges noch 1942 und 1943 und auch nicht während des Hungerwinters. Das heisst nicht, dass es einfach war, eine neunköpfige Familie wie die Wagenmeesters zu ernähren. Alle Dorfbewohner mussten tricksen, um an etwas zu essen zu kommen, mussten verbotenerweise Schweine schlachten, dunkle Geschäfte tätigen, Blumenkohlköpfe vom Strunk schneiden, wenn der Gärtner es nicht sah, heimlich Öl und Samen pressen. In den Polizeiberichten von Rotterdam fand ich, dass Wijnand Wagenmeister am 12. August 1944 von der Wirtschaftspolizei verhaftet worden war und wegen heimlichen Ölpressens auf der Wache Sandelingplein in Polizeigewahrsam genommen wurde. Er hatte gegen die Verordnung 1943 der Militärischen Nahrungsmittelbewirtschaftung bezüglich Fetten und Ölen verstossen. Nachdem ein Protokoll angefertigt worden war, wurde Wijnand vier Stunden später nach Hause geschickt. Die Geldbusse fiel hoch aus.

Auch Wijnand musste schachern und tricksen. Dass seine Frau gelegentlich deutsche Wehrmattsangehörige zum Tee einlud in der Hoffnung, sie würden etwas zu essen mitbringen, nahmen ihr manche Nachbarn sehr übel. Vielleicht aber hatte sie auch nur Mitleid mit den jungen Männern. Viele verstanden kaum, was sie da eigentlich taten und im Dienst welcher strategischen Wahnvorstellungen sie standen.

Ein Stück weiter, am Reedijk, biwakierten fünf Soldaten eine Woche lang in der Scheune von Bauer Joost van der Bregge. «Was wollt ihr?», fragte der Bauer in eingedeutschem Niederländisch die Soldaten, von

denen drei aus Österreich kamen. «Wir sollen England erobern.» Der Bauer grinste. «*England?* Tja, Jungs, da liegt aber noch eine Menge Wasser dazwischen.»

Zwischen einigen Dorfbewohnern und einigen deutschen Wehrmachtsangehörigen entwickelte sich eine Beziehung, die nicht unbedingt in die Kategorie Kollaboration oder Paktieren mit dem Feind fiel. Ich konnte einen siebenseitigen Brief einsehen, den Richard Schoch vier Jahre nach dem Krieg nach Rhoon schickte. Er begann so: *Mein lieber Freund Theo und Angehörige!* Soldat Schoch biwakierte im Garten des Schlosses und gehörte zur Luftabwehrbrigade der Luftwaffe. Eines Nachmittags kam er auf dem Dorpsdijk ins Gespräch mit dem Blumenhändler Theo Muller. Unmittelbarer Anlass dazu war das Marschlied «Erika», das vorbeimarschierende Soldaten laut anstimmten – *Auf der Heide blüht ein kleines Blümlein*, das Blümchen Erika, das die Soldaten mit Heimweh erfüllte. Mullers Blumenladen hiess Erica. Schon bald kam Schoch jeden Nachmittag auf einen kleinen Plausch. Zwei Jahre später wurde er nach Abbeville in Frankreich abkommandiert und im März 1944 an die Ostfront. Im Winter 1944/45 geriet er in sowjetische Kriegsgefangenschaft, und im Oktober 1949 durfte er endlich nach Lünen in Westfalen zurückkehren, zehn Jahre nachdem er es verlassen hatte. Das Erste, was er im Haus seiner Schwester machte, war, seinem besten Freund Theo in Rhoon zu schreiben.

Ein anderer Theo, Theo de Winter, der Jahre später in der Dixielandband meines Bruders Banjo spielen sollte, machte jedes Jahr Urlaub im Sauerland, wo er bei dem Obergefreiten wohnte, der drei Jahre bei ihm daheim einquartiert gewesen war. Theo war vier im Jahr 1942; der Obergefreite war dreiundzwanzig Jahre älter und betrachtete ihn wie einen Sohn.

Sogar aufrichtige Liebe konnte entstehen, bei der es nicht um Vorteile ging, nicht um Wein, Zigaretten, Schokolade, nahtlose Seidenstrümpfe und nicht einmal um verträumtes Tanzen zu sentimentaler Musik. Margriet Verhulsts grosse Liebe hiess Horst von der Sande; er tat Dienst

bei der Schiessanlage der Luftwaffe und suchte vom Zegenpolder aus den Luftraum ab. Im Mai 1945 musste Margriet sich verstecken, weil ihr Name auf der Liste der Moffenmädel stand. Es fehlte wenig, und Huub Droogscheerder hätte auch sie kahlgeschoren, was sie schlimmer als das Fegefeuer gefunden hätte, weil sie ihrem Empfinden nach keinerlei Ähnlichkeit mit Schlampen wie Dirkje de Ruyter und Gertie Blekemolen hatte. Im Herbst 1945 bestieg Margriet den Zug nach Osnabrück, wo sie einen Monat später ihren Horst heiratete. Sie sollte ihr ganzes weiteres Leben lang in der Nähe von Osnabrück wohnen.

Es gelang nur wenigen Dorfbewohnern, jeden Kontakt mit den Deutschen zu vermeiden. Es gab zu viele von ihnen im Dorf, sie radelten über die Deiche, standen beim Bäcker geduldig in der Schlange, tranken Bier in der Wirtsstube oder im Garten des Het Wapen van Rhoon, sassen im Wartezimmer des Doktors oder sprachen einen Vorbeigehenden in der Hoffnung an, dieser würde im Tausch gegen eine Zigarette einen kleinen Schwatz mit ihm halten. Im Frühjahr und Sommer 1941, als der Krieg ein paar Monate lang seine grimmigsten Züge verlor, empfingen einige der führenden Familien im Dorf regelmässig deutsche Offiziere zum Tee. Sie paktierten mit dem Feind, empfanden das aber nicht so.

Dass Basje Wagenmeester unter diesen Offizieren nach einer guten Partie für ihre Töchter suchte, wie drei Dorfbewohner sich zu erinnern glauben, geht ein Stück weiter. Nach deren fester Überzeugung war Basje zu Beginn des Krieges nicht sehr antideutsch eingestellt, wohingegen ihr Mann die Moffen auf den Mond hätte schiessen können. Wijnand konnte die Teebesuche angeblich nicht verhindern; seine Frau hatte das Sagen im Haus. Aus Frust über die wiederholten Besuche soll Wijnand am Abend des 10. Oktober nicht willens gewesen sein, dem unter Strom stehenden Soldaten Hilfe zukommen zu lassen. Eine Freundin der ältesten Tochter Wagenmeester meint sogar, Wijnand habe die Leitung her-

untergezogen, um sich an den Besuchern seiner Frau und seiner Töchter zu rächen. Eine zweite Aussage geht in dieselbe Richtung.

Vom Opfer zum Täter: So stark wucherte das Verdächtigungsgeschwür weiter.

Peinlicher war noch, dass Bertus Vinck die Beschuldigung übernahm.

Bertus hatte sich einen soliden Ruf im Widerstand aufgebaut. Ein Mann, dem man die schwierigsten Missionen anvertrauen konnte. Er stammte von der Insel Tholen in Zeeland und verliess sein Elternhaus 1942, um dem streng erneuerten Milieu zu entfliehen und um Abenteuer zu erleben. Er war zwanzig. Auf der Suche nach Nahrungsmitteln verirrte er sich und landete in der Gegend von Rhoon, erst in De Tol, später etwa hundert Meter weiter, in der Nähe von Het Sluisje. Dort lernte er seine spätere Ehefrau Thea kennen.

Nach seiner Anmeldung bei den Landesweiten Aktionstrupps im Jahr 1943 schlitterte Vinck in die harte Widerstandsarbeit. Er übte sich im Gebrauch verschiedenster Waffen und erledigte die gefährlichsten Aufträge. Beim deutschen Militär raubte er Nahrungsmittel und übergab ganze Jutesäcke voll an Hendrik Kwist, den Leiter der Nationalen Hilfe für Untergetauchte (LO) in Rhoon; er drang in den Bunker am Reedijk ein und stahl Medikamente; er stahl Geld zugunsten untergetauchter Personen, das er ebenfalls zu Kwist weiterschleuste; er brachte jungen Widerstandskämpfern im hinteren Saal des Café-Restaurants Courzand in Heijplaat bei, wie man mit Pistolen und Gewehren umgeht. Am 10. Oktober 1944 war er nicht an seiner Untertauchadresse bei der Familie van Dordt am Rijdsdijk, da er in jener Zeit fast ständig unterwegs war, um Aufträge der Landesweiten Aktionstrupps (LKP) auszuführen. Am nächsten Tag wurde er von seinem Untertauchvater Kees van Dordt gewarnt, er solle sich wegen bevorstehender Racheaktionen der Deutschen nicht blicken lassen.

Auch lange nach dem Krieg war Bertus Vinck keiner, der vor deutli-



chen Äusserungen zurückschreckte. Bei Gesprächen über Het Sluisje war er gegenüber Leuten aus Rhoon noch einigermaßen auf der Hut, doch in der Biografie, die sein Neffe Ad von ihm verfasste, hielt er sich nicht mehr zurück.

Während seiner Zeit am Rijdsdijk sei Bertus «regelmässig mit der erneuerten Familie Wagenmeester in Kontakt gekommen». Vom ältesten Sohn habe er einen Trommelrevolver erhalten. Tijmen hatte diesen Revolver selbst zusammengebastelt. Als bekannt wurde, dass eine Frau aus Pernis, deren Mann nach England geflohen war, ein Verhältnis mit einem Deutschen hatte, habe «sehr wahrscheinlich Wagenmeester eine elektrische Leitung bei der Wassermaschine über die Strasse gespannt». Die Absicht dahinter sei gewesen, dass die Ehebrecherin darauftreten sollte, mit fatalen Folgen für sie (falsch). Nicht sie, sondern ihr deutscher Freund (falsch) sei auf die Leitung getreten und sofort tot gewesen. Für diese Tat seien der Maschinist und sein ungefähr siebzehnjähriger Sohn (falsch) von den Deutschen festgenommen und später standrechtlich erschossen worden, genauso wie sieben Arbeitnehmer, die auf dem Weg zu ihrer Arbeit bei der nahe gelegenen Flachsfabrik gewesen seien (falsch). Auch der Direktor dieser Flachsfabrik und sein Sohn (falsch) seien umgebracht worden.

Vieles stimmt nicht an Bertus Bericht. Eine Tatsache jedoch hält sich hartnäckig: dass Vater Wagenmeester die Leitung über die Strasse gespannt hat. Nicht gelöst, nein, gespannt.

Für Basje Wagenmeester konnte diese Bezeichnung kein Grund mehr sein, einen weiteren Prozess anzustrengen. Sie starb 1964, ein halbes Jahrhundert vor dem Erscheinen des Buchs. Von allen Verdächtigungen zermürbt, hätte sie es wahrscheinlich auch auf sich beruhen lassen, genauso wie ihre Kinder es taten. Basje lebte in ihren letzten Jahren sehr zurückgezogen und empfing selten Besuch. Sie wurde nur dreiundsechzig. Es war ihr ausdrücklicher Wunsch, neben ihrem Mann und ihrem ältesten Sohn beerdigt zu werden.

Merkte ich etwas von all diesen unterschwelligem Spannungen, als ich im Dorf aufwuchs? Von den gleichsam stummen Vorwürfen, die trotzdem zu einer Zuspitzung der Beziehungen beitrugen? Von den flüsternd ausgesprochenen Verdächtigungen, die dennoch von so manchem Kinderohr aufgefangen wurden? Merkte ich, dass die Dorfbewohner durch den Krieg und alles, was darauf folgte, gespalten worden waren und dass die Risse weit tiefer gingen als die ins Auge springenden religiösen, politischen und gesellschaftlichen Unterschiede?

Mit dem Wissen, das ich heute habe, denke ich manchmal, dass es so war, doch wirklich beunruhigend kann es nicht gewesen sein, sonst hätte ich meinen Eltern, meinen Brüdern oder den Freunden meiner Brüder Fragen gestellt.

Mees Wagenmeister sass jeden Samstagabend bei uns am Tisch, wenn es Nasi gab. Er war wild auf das von meiner Mutter zubereitete indonesische Essen. Samstagnachmittags trug er mit meinem Bruder das Klavier in die Garage, für die Probe der von meinem Bruder gegründeten Dixielandband. Ich hörte sein Lachen über das der anderen hinweg. Er war ein lebhafter Junge, klein von Wuchs, muskulös, mit störrischer blonder Haartolle. Sichtbar litt er unter gar nichts, auch wenn ich manchmal hörte, er sei «ein Harter». Zuweilen galt er auch als «Halunke» oder «Wichtigtuer», und beides hatte keinen mitleidigen Beiklang. Er traute sich noch, über die Oude Maas zu schwimmen, wenn ein Rheinkahn bereits in Sicht war; er kraulte sich dann fast die Arme aus den Schultern. Für Fussball hatte er nichts übrig; er nahm Boxunterricht. Langweilig war er nie, still auch nicht. Mees wich meinem ältesten Bruder Bert selten von der Seite. Sie fuhren mit dem Moped zusammen zur Schule und machten zusammen ihre Hausaufgaben. Zusammen stellten sie den Mädchen nach, und zusammen rauchten sie ganze Zigarettenspäckchen leer – amerikanische ohne Filter. Mees fuhr dreimal mit unserer Familie in die Ferien; er ist auf verschiedenen Fotos in den Alben zu sehen, die meine Jugend illustrieren, und auf fast allen lacht er.

Nur während der alljährlichen Totengedenkfeier am Abend des 4. Mai merkte ich, wenn ich in seiner Nähe stand, etwas von Nervosität und Angespanntheit. Doch das führte ich auf die Tatsache zurück, dass er seines Vaters und seines ältesten Bruders gedachte, die er kaum gekannt hatte.

Nachdem er eine Stelle in Rotterdam gefunden und geheiratet hatte, verliess Mees das Dorf. Ein für alle Mal, sagte er zu meinem Bruder. Das hörte sich nach Verbitterung an. Mein Bruder traf sich noch ungefähr fünfmal mit ihm und sah die Ursache der Entfremdung in unterschiedlichen Interessen. Die Zeit, als sie gemeinsam am Motor ihres Mopeds gebastelt hatten, war vorbei, und an dessen Stelle trat nichts, das sie beide verband. Mees fing an zu tauchen und verbrachte seine Freizeit unter Wasser; mein Bruder bekam Atembeklemmungen mit einem Schlauch im Mund. Die Nachwirkungen des Krieges spielten bei ihrem Bruch keine Rolle; darüber hatten sie nie gesprochen.

Mees blieb bei seinem Schweigen. Er stellte sich hinter seine Geschwister und weigerte sich, meine Fragen zu Het Sluisje zu beantworten. Dennoch hatte ich gehofft, er werde eine Ausnahme für jemanden machen, dem er in jungen Jahren Kanufahren und Segeln auf dem Braassemmermeer beigebracht hatte, als er dort in dem verregneten Sommer 1960 die Ferien mit unserer Familie verbrachte und meine Mutter ihn fragte: «Mees, kannst du nicht ein bisschen weniger essen? Oder glaubst du, uns steht wieder ein Hunger winter bevor?»

Nach Hetty Mollaaar habe ich lange gesucht. Seit ich ihrem Namen auf der Traueranzeige der Familie Wagenmeister begegnet war, hielt ich sie für eine wichtige Zeugin. Hetty war die Verlobte von Tijmen Wagenmeister gewesen. Ich hatte schon fast die Hoffnung aufgegeben, sie je noch zu finden, als ihre Nachkriegsadresse in den Privatunterlagen der Opel-Werkstatt auftauchte, in der Tijmen 1943 und 1944 gearbeitet hatte.

Bei unserem Treffen stellte sich heraus, wie gut es war, dass ich sie nicht früher ausfindig gemacht hatte. Erst nach dem Tod ihres Mannes

wagte sie wieder an ihre Jugendliebe Tijmen zurückzudenken und offen über ihn zu sprechen. Wäre ich zwei Jahre früher gekommen, dann hätte sie geschwiegen.

Tijmen ist in ihrer Erinnerung ein äusserst lieber Junge. Ein Krawallmacher? Ein Rädelsführer? Wer kam bloss auf so was? Ein Mutterkind war er. Er schämte sich nicht, seiner Mutter bei der Wäsche zu helfen – er schleppte die Eimer mit warmem Wasser herbei. Unbedarf war er auch nicht; er hatte bereits ein paar Freundinnen gehabt, bevor er Hetty kennenlernte. Im Gegensatz zu seinem Vater war er aber sehr kirchlich eingestellt; selbst den Nachmittagsgottesdienst versäumte er selten. Dass er «komisch» mit dem Kopf gewackelt hätte, ist Hetty nie aufgefallen; er tat das wahrscheinlich nur, als er nach seiner Festnahme Todesängste ausstand.

Hetty lernte Tijmen an einem Sommertag des Jahres 1943 kennen. Sie war Gesellschafterin von Mevrouw Trees Wagenmeester, einer Tante von Tijm. Von Montag bis Samstag fuhr sie täglich mit der Dampfstrassenbahn von Rotterdam-Charlois nach Rhoon. Eines Samstagvormittags stand Tijm bei Tante Trees in der Schiebetür. Eine Woche später stand er wieder da. Hetty war sechzehn, Tijm zwanzig.

Ihre Beziehung begann mit einem formellen Antrag. «Ich sehne mich einfach danach, dich zu sehen», sagte Tijm. Und: «Ich möchte gern mit dir gehen.» Von dem Moment an verbrachte Hetty ein Wochenende bei der Familie Wagenmeester und Tijm das nächste bei der Familie Mollaar. Ein Wochenende bestand 1944 aus dem freien Samstagnachmittag und dem freien Sonntag.

Hettys Vater hatte eine moderne Schuhmacherwerkstatt in der Eben-Haëzerstraat in Charlois; eine «elektrische Schuhmacherwerkstatt», wie es damals hiess. Tijms Mutter war «sehr standesbedacht». Dass Hetty aus dem mittelständischen Milieu stammte, schien ihr zu genügen, wenn auch nur so gerade eben. Mevrouw Wagenmeester war dann aber schnell einverstanden. «Ich sehe, ihr seid verrückt nacheinander», sagte sie zu Hetty.

Mevrouw Wagenmeister war tatsächlich der Herr im Haus, aber Vater Wagenmeister litt keineswegs darunter; er überliess ihr gern alle Entscheidungen. Hetty merkte nichts von Uneinigkeit oder Spannungen; es war eine gesellige Familie. «Mach mal Musik», sagten sie zu Hetty, die mit der Klavarskribomethode Klavier und Orgel spielen gelernt hatte. Sie setzte sich an die kleine Hammondorgel und hörte schon bald, wie ein Sohn oder eine Tochter mitsang.

Deutsche hat sie im Hause Wagenmeister nie gesehen. Falls das der Fall gewesen ist, dann vor 1943 und nicht an den Wochenenden. Vater Wagenmeister war antideutsch eingestellt, hatte Hetty zufolge aber nicht einen solchen Hass auf die Moffen, wie später behauptet wurde. Tijmen wollte in den Widerstand, Hetty selbst hatte Angst davor. Er bastelte an Waffen herum. Nach und nach gewann sie den Eindruck, dass er sich nicht in den Widerstand *traute*. Er machte ein Armband für sie und einen Ring aus Eisen.

Jemand hat die Stromleitung heruntergerissen – das glaubt auch Hetty. Sie hing schon lange lose, «es musste ja mal passieren». Doch ihr Tijmen wird es nicht getan haben, und auch nicht sein Vater. Vater Wagenmeister war ein mindestens so sanftmütiger Mensch wie sein ältester Sohn.

Am Morgen des 12. Oktober erfuhr Hetty, dass Tijmen und sein Vater erschossen worden waren. Jemand aus Rhoon hatte es ihrer Mutter erzählt. Sie fuhr in ihrer Begleitung mit der nächsten Strassenbahn zum Rijdsdijk. Die Leichname der sieben Männer lagen auf dem Fussboden der Flachsfabrik. Zusammen mit der Familie hat sie Tijmen identifiziert.

Nach der Beerdigung hat sie sich zu Hause auf einen Küchenstuhl gesetzt. Sie hat sieben Tage auf diesem Stuhl gesessen, ohne sich zu bewegen und ohne zu sprechen. In dem Moment, als sie den Hausarzt sagen hörte, sie müsse in eine psychiatrische Einrichtung eingewiesen werden, ist sie aufgestanden. Danach hat sie sieben Wochen geweint. Als sie keine Tränen mehr hatte, hatte sie die Trauer um Tijm verarbeitet.

Dachte sie, glaubte sie. Tijmens Ring hat sie weitergetragen. Sie wollte lange keine Beziehung mehr und hat erst im Herbst 1950 geheiratet.

Bis nach der Befreiung hat sie Mutter Wagenmeester noch ein paar-mal besucht. Der Name Tijm fiel nie. Ohne Tijmen hatten sie sich nichts mehr zu sagen.

Das Eigenartigste war für Hetty der Tumult bei der Enthüllung des Mahnmals. Wer Aalbert de Kooning war, wusste sie nicht; sie hatte den Bauern noch nie gesehen. Die Hetze gegen die Wagenmeesters verstand sie nicht. Die Hauptschuld? Wie kam er dazu? Für Mutter Wagenmeester war es der soundsovielte Schlag. Sohn Wim lag krank zu Hause. Ein ganzes Jahr lang lag er mit Tuberkulose im Bett, im Erker des Wohnzimmers.

Die Gerichtsinstanzen versagten im Falle der vom Terror betroffenen Familien. Die zivilen Behörden boten keine Hilfe und liessen es dabei bewenden. Noch bedenklicher war der Trost, den der reformierte Pfarrer zu bieten glaubte.

Die Eltern von Bo und Mart Robbemonnd konnten in einer Hinsicht von Glück sagen: Ihr Haus lag vierhundert Meter hinter Het Sluisje und ging am 11. Oktober nicht in Flammen auf. Das hing weniger mit der Entfernung zusammen – das Haus von Jacques Pijnacker lag viel weiter weg und wurde dennoch in Schutt und Asche gelegt – als mit der Panzerfalle, die die Deutschen in Form eines V in den Deich gegraben hatten. Kein Pkw oder Lkw konnte bis zum Haus der Robbemonnds gelangen, und dem dickbäuchigen Oberleutnant Schmitz war nicht danach, das ganze Stück zu Fuss zu gehen: Er schrie seine Befehle lieber aus dem offenen DKW heraus. Hab und Gut der Familie blieb erhalten, was vor allem Mutter Robbemonnd als Segen empfand: Sie konnte jetzt wenigstens daheim, in der vertrauten Umgebung, ihr Kind zur Welt bringen.

Die beiden Brüder Robbemonnd waren 1944 zweiundzwanzig und dreiundzwanzig Jahre alt. Ihre achtundvierzigjährige Mutter wurde im Sommer schwanger. Fünf Monate nach der Erschiessung von Bo und

Mart wurde der kleine Nachkömmling geboren, ein Mädchen, das nach ihrem ermordeten Bruder Mart den Namen Martine erhielt.

Pfarrer Ouwe Willem de Vos van Marken kam ins Haus, um alles für Martines Taufe zu besprechen. Er sagte: «Gott hat euch zwei Jungen genommen, aber er hat dieses Kindchen zurückgegeben.» Daraufhin wurde Vater Robbemon so wütend, dass er dem Pfarrer riet, während des Taufgottesdienstes nichts Derartiges zu sagen, sonst würde er ihn in aller Öffentlichkeit als Schuft bezeichnen und mit Martientje unter dem Arm die Kirche verlassen. Der Pfarrer begriff, dass es ihm ernst war. Während des Gottesdienstes erwähnte er lediglich kurz den schweren Verlust, den Vater und Mutter Robbemon erlitten hatten, ohne die Namen Bo und Mart auszusprechen.

Die Witwe de Kooning wollte nicht, dass Pfarrer de Vos van Marken den Trauergottesdienst für ihren Mann abhielt, obwohl er ihre beiden Söhne zu Beginn des Krieges in der Dorfkirche von Rhoon getauft hatte. Mehrmals hatte sie den Pfarrer sowie Bürgermeister Groeneboom mit dem Ortskommandanten auf der Terrasse der Villa Johanna Kaffee trinken sehen. Ausgeschlossen, dass ein solcher Verräter ihren Job mit einem gemessen ausgesprochenen «Gehe hin in Frieden» beerdigte. Sie bat Pfarrer Bijlsma aus Charlois darum, der als ausgesprochen antideutsch galt.

Bep de Kooning-van der Stoep schaffte es in den Jahren nach der Hinrichtung ihres Mannes nur dank der Hilfe ihres unverheirateten Bruders. Unmittelbar nachdem ihre Wohnung in Brand gesteckt worden war, holte er sie und ihre kleinen Söhne Evert und Willem mit dem Pferdewagen ab und brachte sie zum kleinen Haus ihres Grossvaters am Harsdijk.

Ihr Bruder fand einige Wochen später eine Behelfsunterkunft für sie und wiederum einige Wochen danach ein kleines Polderhaus bei einer nicht mehr benutzten Wassermühle am Flüsschen Koedood.

Bep war im sechsten Monat schwanger, als ihr Mann hingerichtet wurde; ihre Tochter Corrie wurde im Januar 1945 geboren. Beps Bruder sorgte schliesslich dafür, dass ihr vorübergehend eine Wohnung am Slotsedijk zugewiesen wurde, trotz des Widerstands einiger Nachbarn, die der Meinung waren, das Ansehen des Slotsedijk leide, wenn sich dort eine Familie niederliess, die von der Fürsorge lebte. Für das Grossziehen ihrer drei Kinder erhielt die Witwe de Kooning tatsächlich staatliche Unterstützung.

In äusserster Verzweiflung schrieb Bep einen Brief an den Rotterdamer Bürgermeister P. J. Oud, der nach der Befreiung wieder in das Amt eingesetzt worden war, das er im zweiten Kriegsjahr niedergelegt hatte. Auch der nördliche Teil des Slotsedijk war bei der kommunalen Gebietsreform Rotterdam zugeschlagen worden. Die Gemeinde Rotterdam zögerte lange, setzte sich aber schliesslich über die Proteste der Nachbarn hinweg und wies der Witwe de Kooning 1947 die Wohnung endgültig zu.

Ihr Bruder hatte von der ganzen Sache die Nase dermassen voll, dass er nach Kanada auswanderte.

Auswanderung wurde als probates Mittel betrachtet, einen dicken Strich unter den Krieg zu ziehen. Auch der jüngere Sohn von Jacques Pijnacker bestieg ein Schiff und entschied sich für ein Leben in einem Land, in dem ihn nichts an die deutsche Besatzung erinnern würde. Er ging nach Neuseeland.

Die Witwe Pijnacker hatte keine Geldsorgen und konnte kurz nach dem Krieg das Haus am Molendijk beziehen, das neben der Amtswohnung des Bürgermeisters lag. Was allerdings für Ärger sorgte, war die Tatsache, dass sie von der Stiftung 1940-1945 eine Rente für Witwen gefallener Widerstandskämpfer erhielt, im Gegensatz zur Witwe de Kooning und zu den Eltern der Robbemonde-Jungs, die finanziell viel grössere Sorgen hatten. Woher diese Unterschiede? Musste das Leid der Reichen stärker kompensiert werden als das der Minderbemittelten? Und wieso Widerstand? Hatte Pijnacker denn eine wichtige Rolle im



Untergrund gespielt? Davon hatten die Dorfbewohner jedenfalls nichts gemerkt.

Lange Zeit kannte ich nur diese Seite der Geschichte. Bis ich in den Archiven des Niederländischen Instituts für Kriegsdokumentation auf ein Dokument stiess, das neue und bemerkenswerte Informationen enthielt. Demnach war Jacques Pijnacker 1942 vom Sicherheitsdienst verhaftet worden. Man hatte ihn zunächst im Rotterdamer Polizeipräsidium am Haagse Veer verhört und danach in der Dienststelle des SD am Heemraadssingel in Rotterdam. Am 11. August war er ins berüchtigte Oranjehotel in Scheveningen verlegt worden.

Was genau man ihm vorwarf, ist unklar. Aus Angst vor einem schnellen Eintreffen der Alliierten vernichtete der Sicherheitsdienst am «Verückten Dienstag» fast alle Archive und Akten aus den ersten vier Kriegsjahren, darunter auch Pijnackers Akte. Mir liegen lediglich die Nachweise über seine Einlieferung ins Oranjehotel sowie seine Entlassung vor; die Gefängnisunterlagen sind erhalten geblieben. Jacques Pijnacker war dort exakt eine Woche lang eingesperrt, in Zelle 743, mit der Gefangenennummer 7385. Am 18. August 1942 wurde er wieder auf freien Fuss gesetzt.

Marianne Pijnacker war vierzehn, als ihr Vater verhaftet wurde. Sie vermutet, dass der Sicherheitsdienst dahintergekommen war, dass ihr Vater den Widerstand finanziell unterstützte. Sicher ist sie sich nicht. Ihr Vater sprach nie über seine Rolle im Widerstand, auch nicht ihrer Mutter gegenüber. Sie weiss aber noch den Namen des Mannes, der versucht hat, ihren Vater in der Dienststelle des SD am Heemraadssingel freizubekommen: van Wenselare. Er arbeitete als Prokurist in der Flachsfabrik und wohnte in Rijsoord. Vermutlich hat van Wenselare den deutschen Geheimdienst auf die wirtschaftliche Bedeutung der Fabrik in Het Sluisje hingewiesen. Dennoch wurde Pijnacker ins Gefängnis nach Scheveningen gebracht. Er bekam dort einen Zellengenossen, der ihn zuerst aushorchte und ihn dann dazu zu überreden versuchte, ein Geständnis

abzulegen. Das hat Pijnacker nicht getan. Nach seiner Freilassung hat er Frau und Kindern nur von diesem Zellengenossen erzählt.

Die ausgestandene Angst stand ihm ins Gesicht geschrieben. Wieder zu Hause, fühlte Jacques Pijnacker sich miserabel. Er blieb tagelang im Bett bei geschlossenen Gardinen, weil er kein Licht ertragen konnte.

1943 wurde Pijnackers Luxuswagen von «deutschen Militärs» requiriert. Pijnacker wusste, dass es sich um eine inszenierte Aktion handelte. Mitglieder der Nationalen Hilfe für Untergetauchte (LO), zur Tarnung in deutschen Uniformen, beschlagnahmten das Auto. In Rhoon besaßen nur drei Privatleute einen Wagen. Die Leute von der LO stellten den Citroën in einer Scheune ab, die mitten in der Obstplantage von Carel Pijnacker, einem Bruder von Jacques, stand. Das Fahrzeug wurde für Nahrungsmitteltransporte und sogar für das Wegschaffen von Untergetauchten benutzt.

Auch Wout Wachtman und Bas Jongbloed vom Rhooner Aktionstrupp nutzten den Citroën, der nach seinem Kennzeichen der HN 29211 genannt wurde. In deutscher Uniform führten sie damit ihre Aufträge aus. Wout Wachtman und Bas Jongbloed hatten im Herbst 1943 die Rhooner Abteilung der Landesweiten Aktionstrupps (LKP) gegründet. Im September 1944 wurden sie an die Abteilung Rotterdam-Zuid der LKP «ausgeliehen», die durch Verhaftungen stark ausgedünnt war. Bas Jongbloed operierte von der Obstplantage Carel Pijnackers aus, auf der er als Knecht arbeitete. Mit Erlaubnis seines Arbeitgebers war er mehr mit der Arbeit im Widerstand beschäftigt als mit dem Obstanbau.

Zu Hause blieb Jacques Pijnacker dabei, die Mofen hätten ihm sein Auto weggenommen. Leontien, die älteste Tochter, erinnert sich, dass ihr Vater 1943 abends oft weg war auf Versammlungen in Rotterdam-Charlois. Für die AR (Antirevolutionäre Partei), wie er sagte. Für sie war Pijnacker Beigeordneter von Rhoon gewesen, bis die Gemeinderäte auf Anordnung der Besatzungsmacht aufgelöst wurden. Er stand in Kontakt

mit dem erneuerten Buchhändler H. W. Blök, der unter dem Decknamen Bol die LO in Rotterdam leitete und das Netzwerk der Untertauchorganisation bis I Jsselmonde, Voorne-Putten, Goeree-Overflakkee und West-Brabant ausweitete.

In welcher Weise Pijnacker die LO konkret unterstützte, ist nicht bekannt. Vielleicht brachte er in den von Pferden gezogenen Wagen der Flachsfabrik jüdische Untergetauchte in den Norden. 1943 bezog er viel Flachs aus dem Polder Wieringermeer. Er las die *Trouw*, möglicherweise nutzte er die Flachstransporte auch für die Verteilung dieser illegalen Zeitung.

1943 liess er Leontien gegenüber durchblicken, er sei von den Deutschen festgenommen worden, weil er in der Flachsfabrik illegal Leinsamen gepresst und das Öl gratis an die Belegschaft sowie an Mitglieder der Untergrundorganisation verteilt habe. Leinöl konnte man zum Braten verwenden. Doch für illegales Pressen landete man nicht im Oranjerhotel; Wijnand Wagenmeester sass für den gleichen Verstoss vier Stunden auf der Polizeiwache und erhielt nur eine Geldstrafe. Gegen Pijnacker muss der Sicherheitsdienst schwerere Verdachtsmomente gehabt haben. Er hörte Radio Oranje und leitete die Meldungen an den Widerstand weiter. In der Scheune seines Bruders hielt der Aktionstrupp neben dem HN 29211 auch eine Sendeanlage versteckt.

Im Sommer 1944 muss Pijnacker um sein Leben gebangt haben. Er schloss eine hohe Lebensversicherung ab, wenige Wochen vor seiner Exekution. Am 11. Oktober riet Hendrik Kwist, der Leiter des Rhooner Widerstands, ihm, unterzutauchen. Er schlug den Rat in den Wind, schwang sich auf sein Fahrrad und eilte in die Flachsfabrik. Eine Stunde später war er tot.

Vor allem dank der Lebensversicherung konnte die Witwe Pijnacker am Molendijk ein neues Haus bauen lassen, neben dem des Bürgermeisters. Mit den Zuwendungen der Stiftung 1940-1945 hätte sie nicht einmal für die Ausbildung ihrer Kinder aufkommen können.

In den Kleiderschrank im Schlafzimmer des neuen Hauses am Molendijk hängte Mevrouw Pijnacker den Anzug, den ihr Mann am Tag der Exekution getragen hatte. Einen schwarzen Anzug mit sieben Einschusslöchern.

Die merkwürdigste Reaktion auf den Tod von Jacques Pijnacker kam von seinem Vater Jaap, dem Patriarchen der Familie. Der alte Jaap war Antirevolutionär und Demokrat durch und durch, doch was die Deutschen nach den demütigenden Verträgen von Versailles zustande gebracht hatten, nötigte ihm Respekt ab. Aus der Asche des Ersten Weltkriegs und den Wirren der Weimarer Republik war eine Grossmacht auferstanden; das musste man Hitler und den Deutschen lassen. Respekt!

Nach Jacques' Hinrichtung fiel die Familie über ihn her. Siehst du jetzt, Papa, dass du dich getäuscht hast? Siehst du jetzt, Opa, zu welchen abscheulichen Taten die Deutschen imstande sind?

Pijnacker schüttelte betrübt den Kopf. Er war schwer mitgenommen vom Tod seines ältesten Sohnes, sagte aber trotzdem: «Sie sind nicht alle so schlecht.»

Alie Marcelis-van Steggelen weigerte sich, den gewaltsamen Tod ihres Mannes Dries zu akzeptieren. Die Maffen, die daran schuld waren, sollten es büssen – dafür würde sie persönlich sorgen.

Alie gehörte zu den zweihundert Evakuierten aus Zuidland. Auch das Haus, in das sie eingezogen war, war in Brand gesteckt worden. Alie fand relativ schnell Obdach bei einem Gärtner am Kleidijk. Mit ihren beiden Söhnen blieb sie dort bis zum Ende des Krieges.

Von den Dorfbewohnern bekam sie Laken, Decken, Handtücher, Kleidung, Geschirr und Lebensmittel. Eine rasch organisierte Sammelaktion brachte ihr auch ein paar Möbel ein. Doch Alie wollte in erster Linie Gerechtigkeit.

Am Abend des 10. Oktober 1944 schliefen Dries und Alie bereits, als deutsche Soldaten an die Tür trommelten. Dries musste mit nach Hoog-

vliet, was eine beschönigende Umschreibung für Verhaftung war. Er schlüpfte rasch in seine Kleider und Holz pantinen und schnappte sich seine Brieftasche vom Tisch. Dries muss gehofft haben, sich freikaufen zu können: In der Brieftasche waren neunhundert Gulden. Bevor er im Keller der Hoogvlieter Schule eingesperrt wurde, musste er alles, was er bei sich trug, abgeben, auch die Brieftasche samt Inhalt.

Seine Sachen und die Brieftasche will ich wiederhaben, dachte Alie. Kurz nach Dries Beerdigung wandte sie sich an den Ortskommandanten in Hoogvliet und verlangte die Herausgabe der Besitztümer ihres Mannes. Die diensthabenden Soldaten blafften sie an: «Weib, wenn du nicht sofort verschwindest, kriegst du die Kugel.»

Alie wurde zorniger als Hitler in seinen Reden. Es ging ihr nicht um die neunhundert Gulden – sie war die Tochter von van Steggelen, dem Besitzer der Flachs fabrik in Zuidland, auf ein paar Hunderter kam es ihr nicht an. Ihr ging es darum, dass das Geld gestohlen oder, noch schlimmer, auf feige Weise erbeutet worden war, genau wie die Armbanduhr ihres geliebten Dries.

Im November wandte sie sich an Mijnheer van Wenselare, den Prokuristen der Flachs fabrik in Het Sluisje. Er bot an, sie in die Höhle des Löwen zu begleiten: die Dienststelle des Sicherheitsdienstes am Heemraadssingel in Rotterdam.

Es dauerte eine Weile, bis sie am 29. November 1944 vorgelassen wurden. Dann konnten sie mit drei Beamten des SD sprechen. Diese verhielten sich korrekt und sagten, dass es nie «zu diesen Vorkommnissen in Het Sluisje hätte kommen dürfen». Alie Marcelis und Jan van Wenselare sahen verwundert auf. Einen Moment später hörten sie draussen ein schweres Dröhnen. Die Fensterscheiben vibrierten.

Viele Jahre später las Alie in einem ausführlichen Zeitungsartikel, was jenem Novembertag vorangegangen war. Das Kommando der Inländischen Streitkräfte hatte London gebeten, einen Luftangriff auf die Aussenstelle des Sicherheitsdienstes in Rotterdam zu fliegen. Die Wi-

derstandsbewegung erlitt in jenen Monaten gerade schwere Verluste, und durch die Bombardierung des Gebäudes sollten die vom SD gesammelten Unterlagen vernichtet werden. Drei Tage zuvor hatte es einen Luftangriff auf die Aussenstelle Amsterdam gegeben, und obwohl dieser vierundfünfzig Zivilisten und lediglich vier SD-Angehörige getötet hatte, beschloss die Royal Air Force erneut, einen Angriff zu fliegen, diesmal auf Rotterdam.

Vom Flugplatz Deurne bei Antwerpen stiegen vier aus Typhoons bestehende Staffeln auf, insgesamt dreiunddreissig Maschinen. Drei Staffeln schalteten das Flugabwehrgeschütz im Rotterdamer Hafengebiet aus und bombardierten das Eisenbahngelände in Zuid und die Hafenanlagen bei Schiedam. Die acht Maschinen der vierten Staffel flogen im Tiefflug über die Dächer und stürzten sich mit einer Geschwindigkeit von sechshundert Stundenkilometern auf das Gebäude des SD. Die beiden vordersten Typhoons markierten das Ziel am Heemraadssingel mit Phosphorraketen, die übrigen sechs warfen Tausendpfünder ab, deren Zeitzünder auf elf Sekunden eingestellt waren, sodass die Maschinen zum Zeitpunkt der Explosion am Ziel vorbei waren und selbst nicht getroffen wurden. Auf den ersten Angriff folgte ein zweiter durch die Staffel, die die Hafenanlagen verwüstet hatte. Die Typhoons nahmen die SD-Aussenstelle mit ihren Bordwaffen unter Beschuss und warfen ausserdem eine Ladung Bomben ab.

Der gesamte Luftangriff vollzog sich in zehn Minuten, zwischen zwanzig nach elf und halb zwölf. Keiner der Tausendpfünder traf die Aussenstelle, nur leichtere Bomben fielen in der Nähe der Fassade. Immerhin wurde das Gebäude durch die Druckwelle wie mit Donnerschlägen durchgeblasen.

Nur wenige Mauern blieben stehen. Trotz der Verwüstungen ging kein einziges Blatt Papier in den Archiven verloren, was die Aktion sinnlos machte. Im Umkreis des Heemraadssingels gab es dreiundzwanzig Tote, die meisten durch Maschinengewehrfeuer aus den Flugzeugen. Dutzende wurden schwer verletzt.

Beim Nahen der Flugzeuge rannten die SD-Leute in den Keller. Alie

Marcelis und Jan van Wenselare konnten ihnen nicht schnell genug folgen. Sie flohen in das erstbeste Zimmer und krochen jeder unter einen Schreibtisch. Jan van Wenselare wurde unter den Trümmern begraben und starb. Alie spürte einen scharfen Schmerz am Kopf, tastete ihn ab und stiess auf ein Metallstück.

Mit der Bombenscherbe im Schädel rannte sie nach unten und auf die Strasse. Blut strömte ihr über das Gesicht; sie taumelte. Ein Passant fing sie auf und brachte sie zu einem Arzt in der Nähe der Mathenesser-Brücke. Der Arzt versuchte, das Metallstück zu entfernen.

«Ich schaffe es nicht», stammelte er.

«Sie wollen nicht», rief Alie, einer Ohnmacht nahe.

«Oh Mevrouw, ich habe nichts mehr zu verlieren.»

Sie sah ihn an, musterte ihn noch einmal genauer und sagte: «So böse war es nicht gemeint.»

Er war einer der letzten Juden, die noch in der Stadt lebten.

Den Transport ins Krankenhaus konnte er nicht veranlassen; damit würde er sein Versteck verraten. Er bat sie, hinauszugehen und sich ein Stück weiter entfernt auf die Strasse zu legen.

Das tat sie.

Schon bald wurde sie auf eine Trage gehoben und mit einem Transportfahrrad ins Coolsingel-Krankenhaus gebracht. Zwei Ärzte sägten das Metallstück ohne nennenswerte Betäubung aus ihrem Schädel.

Zehn Wochen musste Alie im Krankenhaus bleiben, während der schlimmsten Monate des Hungerwinters. Sie bekam fast nichts zu essen.

Noch viele Jahre lang sollte sie unter heftigen Kopfschmerzen leiden.

Alie heiratete später einen jungen Mann aus Het Sluisje, der in der Flachsfabrik arbeitete.

Sie wurde noch sechsmal Mutter. Das alles befreite sie nicht von ihrem Zorn: Bis lange nach dem Krieg setzte sie ihren Kreuzzug fort.

Alie war die einzige der Hinterbliebenen, die dem Prozess gegen Oberleutnant Karl Schmitz beiwohnte und kurz vor der Verhandlung einen flammenden Brief an den Gerichtspräsidenten schickte. Alie zweifelte nämlich nicht daran, dass die Stromleitung heruntergezogen worden war, und forderte, dass alles, aber auch wirklich alles, genauestens untersucht werde. In ihrem Brief an van Vollenhoven zählte sie neun Punkte auf, die zu klären seien. Während des Prozesses kam kein einziger davon zur Sprache.

Die Vergangenheit ruhenlassen? Für Alie war dies gleichbedeutend damit, die deutsche Besetzung im Nachhinein zu billigen. Kriegsverbrechen verjähren nie. In unseren Gesprächen ging sie hart zur Sache, als wäre sie noch im selben Alter wie zum Zeitpunkt der Vergeltungsaktion – neunundzwanzig – anstatt Ende achtzig. Bis zu ihrem Tod am Ostermorgen 2009 suchte sie nach den genauen Hintergründen des Terrors, der ihren Mann das Leben gekostet hatte.

Alie starb von Ärger erfüllt – rund um Dries Exekution war längst nicht alles geklärt. Dass sie 1951 vom niederländischen Staat fünfhundert Gulden anstelle der neunhundert erhalten hatte, die die Moffen Dries abgenommen hatten, betrachtete sie als schändlich kümmerlichen Trost. Nur eine gründliche Untersuchung des Mordes an ihrem Mann hätte ihr Genugtuung schenken können.

Beim britischen Luftangriff auf die SD-Aussenstelle Rotterdam wurde keine einzige Akte vernichtet. Was hingegen verschwand, war das Beweismaterial, das der Sicherheitsdienst und die Sicherheitspolizei im frühen Morgen des 11. Oktober in Het Sluisje zusammengetragen hatten, inklusive des beschlagnahmten Hochspannungskabels.

Es ist auch möglich, dass der SD das Beweismaterial mitzunehmen vergass oder dies sogar gezielt unterliess, als er zwei Wochen nach dem Bombenangriff in ein anderes Gebäude auf der gegenüberliegenden Seite zog, Heemraadssingel 219. Nach der Befreiung wurde jedenfalls



nichts aufgefunden, das die These des Sicherheitsdienstes – Sabotage – stützte.

Dass es nie «zu den Vorkommnissen in Het Sluisje hätte kommen dürfen», wie die drei Beamten des Sicherheitsdienstes zu Alie Marcelis sagten, war auch die Ansicht, die der Leiter der Aussenstelle Rotterdam, der SS-Obersturmführer H. J. Wölk, schriftlich äusserte. Für den SD und die Sipo stand fest, dass am Rijdsdijk ein Sabotageakt verübt worden war. Der hätte jedoch durch die standrechtliche Erschiessung von zehn zum Tode verurteilten Widerstandskämpfern vergolten werden müssen, «Terroristen» im Sprachgebrauch des Sicherheitsdienstes, und nicht durch die Hinrichtung von sieben Zivilisten.

Die «Hauptschuld» an den Exekutionen in Het Sluisje trugen daher nicht die Wagenmeesters, wie Aalbert de Kooning in seinem Versuch behauptete, einen Sündenbock zu benennen, um die Aufmerksamkeit von der wenig erhebenden Rolle abzulenken, die er am 11. Oktober gespielt hatte; die einzigen Verantwortlichen waren Oberleutnant Karl Schmitz und Bootsmann Walter Loos. Sie mussten vor Gericht gestellt werden, sie allein.

## DREIZEHN

Die Männer von der Kriegsmarine flüchteten auf ihren Fahrrädern, vorneweg der DKW von Oberleutnant Schmitz und ein Armeepritschenwagen. Schmitz sass mit seinem weissen Hündchen auf der Rückbank. So jedenfalls stelle ich es mir vor. Ein weisses Hündchen rührt, und Schmitz Hauptsorge bestand darin, das nackte Leben zu retten. In dem offenen Wagen versuchte er, einen möglichst freundlichen Eindruck zu machen. Er trug keine Waffe und auch keine Mütze.

Schmitz rauchte eine Zigarette nach der anderen. Dann und wann muss er die Hoffnung gehabt haben, schnell nach Hause zu gelangen. Doch der Oberleutnant war zweifellos realistisch genug, sich nicht allzu lange ein Wiedersehen mit Frau und Kindern auszumalen; die Chance, sie in Kürze in die Arme schliessen zu können, war äusserst gering. Auch wenn die Kapitulation nahegerückt war – mit sieben Toten auf dem Gewissen drohte der Krieg für ihn noch lange zu dauern. Kurz darauf wird aber wieder Hoffnung aufgeblitzt sein wie ein freudiges Lächeln in der Ferne. Woraufhin Schmitz die soundsovielte Zigarette aus der Schachtel zog. Hoffnung macht nervös.

Oder schrie er seine Ungeduld heraus und machte es seinem Fahrer von Stunde zu Stunde schwerer? «Los, schneller, Willi, schneller, schneller... « Aber tja, dann kamen die Fahrradfahrer nicht mit.

Manchmal wüsste ich gern mehr, als in den getippten Zeugenvernehmungen steht. Wie genau verläuft eine Flucht? Wie verhalten sich Untergebene dann ihrem Kommandanten gegenüber? Oder umgekehrt? Liess Schmitz den Kopf hängen? Oder gerade nicht? An welchen letzten Strohalm klammerte ein abgehalfterter Nazi sich? Vielleicht weidete Schmitz sich am Gedanken an den Duft von Sauerkraut, das er in Kürze daheim wieder essen würde. Es würde mich nicht wundern, Verbrecher geben sich gern sentimental Gedanken hin.

Der Verdrängungsmechanismus wird bei Schmitz viel früher eingesetzt haben. Er konnte und durfte den Ort verlassen, an dem er seine Gräueltaten begangen hatte. Fort aus Rhoon, fort aus Hoogvliet. Im Januar 1945 war seine Einheit nach Hellevoetsluis und Rockanje verlegt worden. Andere Sorgen beschäftigten den Oberleutnant zu dieser Zeit: Die 20. Schiffsstammabteilung sollte die Küstenlinie verstärken.

Nach der Landung in der Normandie rechneten die deutschen Strategen damit, dass die Alliierten eine zweite Invasion starten würden, und zwar an der niederländischen Küste. Dann würden sie rasch in den Norden von Deutschland und ins Ruhrgebiet vorrücken können. Um das zu verhindern, konzentrierte sich die Kriegsmarine auf die vorderste Linie an der Nordseeküste und füllte die Verteidigungstruppen mit Mannschaften auf, die zuvor die Bevölkerung überwacht hatten.

Das Ende des Winters und das Frühjahr 1945 verbrachten Oberleutnant Schmitz, Bootsmann Loos und ihre Untergebenen in den Dünen von Voorne. Ende April erkannten sie, dass der Krieg für sie verloren war; Anfang Mai machten sie sich bereit für die Flucht. Mit den Vorbereitungen hatten sie schon viel früher begonnen: Monatelang hatten sie Fahrräder der zivilen Bevölkerung beschlagnahmt und Treibstoff für den Pritschenwagen und den DKW gehamstert. Am 3. Mai fuhren sie in aller Frühe los und folgten einer sorgfältig ausgetüftelten Route.

Über Rotterdam und Utrecht direkt nach Deutschland zu radeln

schien ihnen unmöglich: Dann würden sie in die alliierte Falle geraten. Die einzige Strecke, über die sie entkommen konnten, verlief über den Abschlussdeich in den Norden von Deutschland. Zumindest dachten sie das auf der Grundlage der spärlichen Informationen, die sie über die Fortschritte der Alliierten zusammengetragen hatten.

Um schneller voranzukommen, liessen sich die Radfahrer an einem Seil von dem Pritschenwagen ziehen. In dem Dreitonner lag ihre Ausrüstung, sodass sie die nicht auf ihren Schultern mitzuschleppen brauchten. Munition und schwere Waffen hatten sie zurückgelassen. Kämpfen hatte keinen Sinn mehr; falls sie gestoppt würden, würden sie sich ergeben.

Ich sehe das Bild vor mir: ein verdrossen brummender Pritschenwagen, der langsam im dritten Gang fährt und eine Schlange von Radfahrern hinter sich herzieht. Die Methode war viele Male auf dem Groene Kruisweg zwischen Hooglyiet und Rhoon erprobt worden und später zwischen Den Briel und Rockanje. Auch zur Exekution in Het Sluisje war ein Lastwagen mit einer Reihe uniformierter Radfahrer hintendran gefahren, die fluchten, weil das Seil ihre linke oder rechte Hand blutig scheuerte. Manchmal kamen sie sich mit den Vorderrädern gegenseitig ins Gehege, und die Männer purzelten wie Zinnsoldaten übereinander.

Von der wie geschmiert laufenden deutschen Kriegsmaschinerie – Panzerfahrzeuge, Motorräder mit Seitenwagen und dahindonnernde Panzer – war nur noch wenig übrig. Die 20. Schiffsstammabteilung der Land-Kriegsmarine war im Sommer 1940 schwer bewaffnet und unter Soliden Helmen in mein Dorf einmarschiert. In Dreierrotten, wie ein am Rijdsdijk aufgenommenes Foto zeigt. Doch schon bald patrouillierten die Marinesoldaten auf Fahrrädern über die Deiche, und zwar so, als sässen sie auf Eiern anstatt auf Sätteln.

Die exakte Route, die Oberleutnant Schmitz und seine Männer nahmen, habe ich nicht ermitteln können. Ich vermute, dass sie über Rotterdam nach Norden gefahren sind; den Nieuwe Waterweg konnten sie

nicht überqueren, der war stark vermint, weshalb kein Boot und keine Fähre die Überfahrt wagte. Über Rotterdam ging es noch; die Kanadier trafen dort erst am 8. Mai ein, was den Männern von der 20. Schiffsstammabteilung einen Spielraum von fünf Tagen schenkte. Danach über Den Haag und Amsterdam oder über Den Haag und Haarlem nach Norden. In beiden Fällen mussten sie wieder Wasser überqueren, entweder das IJ oder den Nordseekanal. Das ist ihnen jedenfalls noch gelungen, indem sie ein letztes Mal drohten, schrien, schimpften, blafften – oder durch pures Glück. Nach Hoorn, zum Abschlussdeich.

Oberleutnant Schmitz muss hinsichtlich des Vorrückens der Alliierten schlecht informiert gewesen sein. Entgegen der Erwartung war der Vorstoss der Kanadier viel weiter nördlich erfolgt als in der Mitte des Landes. Groningen und Friesland hatten sie drei Wochen früher erreicht als Utrecht. Bereits am 18. April eroberte die 3. Infanteriedivision den Abschlussdeich von den Deutschen zurück. Schmitz' Plan wäre aufgegangen, wenn er den Abmarschbefehl Mitte April gegeben hätte. Das wagte er aber nicht: Deserteure erwartete die Kugel. Er war ohnehin früh dran, die meisten deutschen Truppen begannen erst Mitte Mai mit dem Abzug.

Meldungen der deutschen Armeeführung hatte Schmitz entnommen, dass Hitler am 30. April Selbstmord begangen hatte und dass Admiral Dönitz von der Kriegsmarine – Schmitz' oberster Vorgesetzter – die Kapitulationsverhandlungen aufgenommen hatte. Am 3. Mai beschloss er, mit seiner Einheit die Flucht zu ergreifen.

Hundertachtzig Kilometer weiter nördlich ging er bei Den Oever in die Falle. Direkt vor den Schleusen des Abschlussdeiches und unmittelbar vor Anbruch des Abends verhaftete eine kanadische Einheit Karl Schmitz und die Angehörigen der 20. Schiffsstammabteilung.

Die Deutschen wurden bis auf die Haut durchsucht. Schon bald kamen die neun Hundertguldenstücke zum Vorschein, die Dries Marcelis

abgenommen worden waren, bevor man ihn in den Kriechkeller gesperrt hatte. Mit diesem Geld hatten die Marinesoldaten den letzten Teil ihrer Flucht bestreiten wollen.

Die deutschen Marinesoldaten wurden in ein Kriegsgefangenenlager nach Den Helder gebracht.

Nur einem gelang es, sich am Kontrollposten vorbeizumogeln: Walter Loos. Der Bootsmann behauptete, Tscheche zu sein, und konnte das mit einem tschechischen Pass beweisen. Er durfte als Einziger nach Friesland und Groningen weiterradeln.

Wohin Loos letztendlich gefahren ist, konnte der Politische Fahndungsdienst nach dem Krieg nicht mehr ermitteln. Vermutlich quer durch Deutschland, auch durch die Gebiete, die die Rote Armee von den Nazis erobert hatte. Richtung Leipzig, Dresden, um in die Tschechoslowakei zu gelangen, wo er genügend Leute kannte, die ihm zu einer anderen Identität und zu fachmännisch gefälschten Papieren verhelfen konnten.

Vielleicht ist es aber auch anders gelaufen, jedenfalls konnte die internationale Abteilung des Politischen Fahndungsdienstes, The Netherlands War Crimes Commission, ihn nicht mehr aufspüren. In den Akten der Sonderstrafkammer der Rotterdamer Gerichtsbehörde steht hinter Bootsmann Loos «unauffindbar» und «vermisst».

So entging der böse Geist der 20. Schiffsstammabteilung der gerichtlichen Verfolgung, Loos, der die Männer bestimmte, die in Het Sluisje vor dem Erschiessungskommando sterben mussten.

In der Euphorie der Befreiung begingen die kanadischen Soldaten einen groben Fehler, den keine Gerichtsinstanz ihnen im Nachhinein anlasten würde. Bevor sie Loos gehen liessen, hätten sie eine Untersuchung nach der Identität und dem Vorleben des Mannes vornehmen müssen. Man kann dagegenhalten, dass sie alle Hände voll zu tun hatten mit den Zehntausenden von Kriegsgefangenen. Obwohl sie sich beim Anblick des tschechischen Passes doch hätten fragen müssen, weshalb

dieser brave Soldat Schwejk eine deutsche Uniform trug. Es sei denn, der Bootsmann hätte sich eilends Zivilkleidung angezogen.

Loos hatte alles vermutlich gut vorbereitet. Für den Fall, dass er sich auf eigene Faust würde absetzen können, hatte er eine schwarze Hose, eine Jacke von neutraler Farbe und eine rustikale Baskenmütze eingesteckt. Oder ähnliche Kleidung.

Lenie Osseweijer aus Het Sluisje erzählte, die Deutschen hätten, bevor sie die Häuser in Brand steckten, Kleidung, Geld und Stammkarten der Bewohner gestohlen. Sie fügte als Erklärung hinzu, dass die Deutschen am Verlieren waren und Zivilkleidung benötigten, um sich zu gegebener Zeit unerkant von dannen machen zu können.

Auch die Töchter von Jacques Pijnacker erinnerten sich daran, dass sich die Deutschen am Kleiderschrank ihres Vaters bedient hatten. Es ist also sehr gut möglich, dass Walter Loos im schwarzen Anzug eines Diakons der erneuerten Kirche in die Tschechoslowakei geflohen ist.

Die Lage war kurz nach der Befreiung so chaotisch, dass die Kanadier der 3. Infanteriedivision auch keine Erkundigungen über Karl Schmitz einzogen. Keinen Moment lang vermuteten sie, dass sie mit dem kleinen, dicken, aufgedunsenen, rot angelaufenen Oberleutnant, der kleinlaut über Kopfschmerzen und Übelkeit klagte, einen gefürchteten Kriegsverbrecher erwischt hatten.

Schmitz blieb einen Monat als Kriegsgefangener in Den Helder, ohne behelligt zu werden. Sein gut genährtes Hündchen wurde ihm weggenommen. Zumindest taucht der weisse Foxterrier in keinem Bericht mehr auf.

Am 5. Juni 1945 wurde Schmitz zwecks genauerer Ermittlungen ins Untersuchungsgefängnis an der Weteringschans in Amsterdam gebracht. Er muss zu den unbedeutenden Schreibtischtätern gezählt worden sein, denn ein halbes Jahr später war er noch immer nicht vernommen worden. Seine Untergebenen waren schon längst wieder in der Heimat.

Es dauerte bis zum 21. November, bevor etwas mit Schmitz passierte. Nach einer kurzen Vernehmung in Amsterdam wurde er ins englische Kriegsgefangenenlager Vilvoorde in Belgien verlegt. Dort erfuhr er 1946, dass seine Frau Elise an Krebs gestorben war. Schmitz überwand diesen Schlag nur schwer und schrumpfte in wenigen Monaten zu einem jämmerlichen grauen Männchen mit zehn Krankheiten und hundert Wehwehchen.

Eine bessere Tarnung gab es offenbar nicht. Niemand sah in ihm den kaltblütigen Mörder von Het Sluisje. Auch die Engländer nicht, die ihm dann endlich am 1. November 1946 auf den Zahn fühlten, nachdem sie mit der United Nations War Crime Commission in London telefoniert und telegrafisch Nachforschungen beim Amt für die Ermittlung von Kriegsverbrechen in Amsterdam angestellt hatten. Die erteilten Auskünfte müssen vage gewesen sein, denn die Engländer beschlossen, den ehemaligen Oberleutnant noch acht Monate festzuhalten, um ihn zu entnazifizieren, und entliessen ihn dann am 26. Juni 1947 in die Freiheit. In dem Moment hätte Schmitz sich endgültig auf und davon machen können, aber vielleicht besass er die Kraft nicht mehr, ohne Elise ein neues Leben anzufangen.

Erst nach seiner Entlassung ging den niederländischen Justizbehörden ein Licht auf. War Schmitz nicht der Schmitz, der südlich von Rotterdam eine unbesonnene Vergeltungsaktion durchgeführt hatte?

Auf einmal hiess es, dieser Schmitz habe sich abgesetzt und sei irgendwo in Deutschland «untergetaucht». Unsinn, Schmitz war in den kleinen Ort Breyell in Nordrhein-Westfalen gezogen, nahe der niederländischen Grenze, an der Eisenbahnlinie Venlo-Mönchengladbach, wo sein siebzehnjähriger Sohn Arbeit als Verputzer gefunden hatte und auch seine fünfzehnjährige Tochter jetzt wohnte. Schmitz selbst war innerhalb weniger Wochen als Arbeiter in einer Dachziegelfabrik untergekommen. Nicht heimlich oder unter falschem Namen, nein, er stand auf der Lohnliste und entrichtete jeden Monat seine Sozialabgaben und



Steuern. In allen offiziellen Papieren war seine Adresse angegeben: Josefstrasse 35.

Schmitz unternahm keinerlei Versuch, seine Identität zu vertuschen; mittwochs und samstags abends trank er sein Bier in der Wirtschaft des Ortes, wo jeder ihn als «der alte Karl» oder als «Herr Schmitz» kannte. Zwei Jahre später teilte die niederländische Justiz trotzdem triumphierend mit, der Aufenthaltsort des Kriegsverbrechers Karl Schmitz sei «ans Licht gekommen».

Die niederländische Regierung beantragte seine Auslieferung. Bis darüber eine Entscheidung getroffen war, wurde Schmitz in ein Kriegsgefangenenlager gebracht, das unter englischem Kommando stand und in der Nähe von Hamburg lag. Dort blieb er fünf Monate.

Am 20. Oktober 1949 lieferte die englische MP ihn an der Grenze bei Venlo ab. Am selben Tag wurde er ans Polizeipräsidium Rotterdam überstellt.

Dann musste plötzlich alles blitzschnell gehen, als wäre es nicht mehr wichtig, was unter Schmitz Befehl vorgefallen war, und nur noch von Bedeutung, dass der Mann so schnell wie möglich seiner Strafe zugeführt wurde. Ein paar hastige, schlampige Verhöre, ein Prozess, der nur einen Tag dauerte, und zwei Wochen später, am 8. Februar 1950, das Urteil.

An den Dorfbewohnern lag es nicht; sie hatten Jahre auf den Prozess gewartet. Die Hinterbliebenen der Opfer konnten es, mit Ausnahme von Alie Marcelis-van Steggelen, nicht über sich bringen, dem Kommandanten des Erschiessungskommandos in die Augen zu blicken, aber die Bewohner von Het Sluisje und vom Rijsdijk waren in grosser Zahl im Gerichtsgebäude am Noordsingel in Rotterdam anwesend.

«Das abscheuerregende Drama der Erschiessung lebte gestern Nachmittag im Gerichtssaal noch einmal auf», notierte der Reporter der Tageszeitung *De Rotterdammer*. «Zahlreiche Einwohner von Rhoon besetzten die öffentliche Tribüne. In stiller Wut und mit grosser Trauer ha-

ben sie seinerzeit resigniert zusehen müssen, wie sieben Männer aus ihrer Mitte gerissen und an einem einsamen Ort am Rijsdijk wie Hunde abgeknallt wurden.»

Damit war der Ton angeschlagen: stille Wut, Trauer, Empörung. «Wie Hunde abgeknallt» waren die Worte, die der Staatsanwalt verwendet hatte.

Doch zu heftigen Szenen kam es nicht.

Das Gericht hatte lediglich zwei Zeugen vorgeladen: Kriminalrat Wölk vom Sicherheitsdienst in Rotterdam und den freigekauften Job de Kooning.

Der inzwischen dreissigjährige Job erklärte, von den verhafteten Männern sei in der Ortskommandantur in Hoogvliet «praktisch niemand verhört» worden und ihm sei eigentlich noch immer nicht richtig klar, warum er freigelassen und «auf so lässige Weise vor dem sicheren Tod» bewahrt worden sei.

Auf diese Aussage hin hätten viele Fragen gestellt werden müssen, doch die Richter hörten Job de Kooning mit grösstmöglichem Wohlwollen an und betrachteten ihn eher als Opfer denn als Informanten. Der erste Fehler im Prozess: Von allen Bewohnern von Het Sluisje wusste Job vielleicht am besten über die wahren Hintergründe der Ereignisse Bescheid. Er wurde mit einem höflichen Nicken des Vorsitzenden auf seinen Sitzplatz verwiesen.

Das wäre der beste Moment gewesen, dem Ortsgruppenleiter der NSB in Rhoon auf den Zahn zu fühlen. Jan Krijn Jabaaij hatte sich schliesslich bei Schmitz und Loos für die Freilassung von Job de Kooning eingesetzt, im Tausch gegen zwei Schweine. Ein Kreuzverhör von de Kooning, Jabaaij und Schmitz hätte zumindest klären können, warum Mart Robbmond den Platz von Job de Kooning einnehmen musste.

Aber Jabaaij war nicht als Zeuge vorgeladen.

Kannten die drei Richter – Abbing, Nieuwenhuijsen, van Vollenhoven – die Akte überhaupt? Hatte der Vorsitzende, J. van Vollenhoven, Alie Marcelis-van Steggelens Brief denn nicht gelesen? Die Fragen, die

sie ihm in ihrer schönen verschnörkelten Schrift gestellt hatte, waren unmissverständlich.

War es ein Fall von Sabotage? Falls ja, war die elektrische Leitung dann von ein paar frechen Burschen, darunter Job de Kooning, heruntergezogen worden? Warum war dann ausgerechnet Job de Kooning freigelassen worden?

Jabaaij hätte einen Teil der Antwort liefern können. Er hatte nicht mehr viel zu verlieren, war er doch innerhalb der letzten fünf Jahre von allen bestraft worden: von den Befreiern, von der niederländischen Justiz, zuallererst aber von den Besatzern während der letzten Kriegswochen. Am 1. April 1945 war er wegen Diebstahls aus dem deutschen Wachdienst entlassen worden: Einbruchdiebstahl und bewaffnete Beihilfe bei Diebstählen, so lautete die offizielle Anklage. Er hatte Nahungsmittel bei der Wehrmacht gestohlen und unter der Bevölkerung von Rotterdam-Zuid verteilt.

Eine noble Tat. Würde man von einem NSBler nicht erwarten. Jabaaij musste dafür mit einer Verurteilung zu acht Jahren Zuchthaus büßen.

Die Befreiung kam Jan Krijn wie gerufen. Er floh aus dem Arbeitslager Laren und wurde am 18. Mai in Amsterdam verhaftet. Die dortigen Militärbehörden erkundigten sich eine Woche darauf bei Captain Cary von der 705. Spezialeinheit der kanadischen Armee in Rotterdam, wer genau Jabaaij sei. Cary fragte zwei Wochen später bei Augustijn Noole nach, Wachtmeister der Königlich-Niederländischen Militärpolizei in Rhoon. Noole antwortete drei Wochen später, am 21. Juni, Auskünfte zu «Jabaaij» seien in den Akten über einen von den Deutschen verübten Mord an sieben Personen am Rijsdijk zu Rotterdam-Rhoon zu finden. Das gab Captain Cary nach Amsterdam durch, doch da war Jabaaij bereits freigelassen. Allgemeine Verwirrung.

Jabaaij war nach Groningen gegangen, vermutlich um seine Frau zu suchen. Die war tatsächlich mit drei ihrer vier Kinder in Munteren gefangen, in einem Lager für NSBler und Kollaborateure. Jabaaij wurde erst am 9. Juli aufgespürt und erneut verhaftet.

Am 13. Oktober 1945 zirkulierte in Het Sluisje ein Bittschreiben, in dem um Jan Krijn Jabaaijs Freilassung ersucht wurde, ein Jahr und zwei Tage nach den Erschiessungen am Rijdsdijk. Laut dem unbeholfen getippten Text, der vermutlich von Jabaaij selbst verfasst und von Aalbert de Kooning am Deich verbreitet worden war, habe J.K. Jabaaij keine Handlungen vorgenommen, die sich gegen die Sicherheit der Bewohner richteten. Es sei ihm sogar gelungen, den Herrn J. de Kooning aus den Händen der Deutschen zu retten, und er habe auch dafür gesorgt, dass das Haus von Kees und Gertie Blekemolen nicht in Brand gesteckt wurde.

Achtzehn Bewohner von Het Sluisje und vom Rijdsdijk unterschrieben das Bittgesuch, darunter bekannte Namen: der Gastwirt Mantz, Kees und Gertie Blekemolen, Aalbert und Job de Kooning und sogar van Deutekom, einer der Honoratioren in Het Sluisje.

Auf die Beamten des Politischen Fahndungsdienstes machte das keinen Eindruck. Jan Krijn Jabaaij wurde ins Behelfsgefängnis Crispijnlaan in Rotterdam verlegt, wo er am 12. Dezember 1945 verhört wurde. Viel mehr, als ohnehin bekannt war, kam dabei nicht ans Licht.

Am 18. Dezember schickten die Ermittler des Politischen Fahndungsdienstes Jabaaij ins Untersuchungsgefängnis von Rotterdam, wegen des Verdachts auf Mitgliedschaft in der NSB, des Wachdienstes für die Deutschen und der Beihilfe zum Mord, den deutsche Wehrmachtsangehörige an sieben Niederländern begangen hatten. Beihilfe zum Mord, keine Lappalie. Am 23. Januar 1946 folgte ein weiteres Verhör, um Jabaaijs Beihilfe zu diesem Mord genauer zu definieren. «Es gibt Hinweise», so lautete das Fazit, «dass Jabaaij von den Deutschen zurate gezogen wurde in Bezug auf die Schuld der verhafteten Personen und die gegen die Schuldigen und die Einwohner von Rhoon zu ergreifenden Massnahmen.»

Einige Punkte blieben während des Verhörs unklar. Nicht schlimm, schrieb der leitende Ermittler ins Protokoll, diese Punkte könnten geklärt werden, sobald «die Kriegsverbrecher Loos und Schmitz sich in Gewahrsam befinden».

Kannte van Vollenhoven diese Akte? Das ist fast unumgänglich. Halten wir ihm zugute, dass er die Empfehlung des Ermittlers überlesen hat.

Jan Krijn Jabaaij kam ins Internierungslager Treebeek bei Heerlen. Dem Lagerkommandanten zufolge war seine Einstellung gut, ebenso seine Führung. Jabaaij hatte sich freiwillig zur Arbeit im nahe gelegenen Kohlebergwerk gemeldet. Während des gesamten Winters 1945/46 stieg Jabaaij in die staatliche Mine Emma hinunter. Seinem Sozialbetreuer zufolge verstärkte die schwere Arbeit in den Schächten bei Jabaaij den Willen, «ehrliche Arbeit in einer freien Gesellschaft zu leisten».

So weit war es für ihn einstweilen jedoch noch nicht: Am 15. Juni 1946 wurde er dem Politischen Fahndungsdienst in Dordrecht überstellt, am 16. Oktober 1946 wurde sein Fall verhandelt. Der Sondergerichtshof urteilte, dass es für den Verdacht, wonach Jabaaij bei der standrechtlichen Erschiessung von sieben Zivilisten in Rhoon eine strafrechtlich relevante Rolle gespielt habe, «nicht den geringsten Beweis» gebe. Und fuhr fort: «Keine Veranlassung für eine Freilassung.»

Kurios. Nicht schuldig, aber zu verdächtig, um ohne Strafe davonzukommen.

Die Staatsanwälte des Sondergerichts stützten sich bei ihren Schlussfolgerungen auf die Verhöre, die zwei Ermittler mit Linda de Bondt (NSB), Gertie Blekemolen-Wiessner (NSB), Jabaaij selbst (NSB), Arie van den Akker (bei dem zehn deutsche Wehrmachtsangehörige einquartiert waren) und Alie Marcelis-van Steggelen geführt hatten, die zwar die Witwe eines der Ermordeten war, aber wenig über die Rolle wusste, die Jabaaij kurz vor der Erschiessung ihres Mannes gespielt hatte. Eine einseitige Vorgehensweise. Der Politische Fahndungsdienst erweckte vor allem den Eindruck, den Fall zu verschleppen, ohne sich zur Schuldfrage zu äussern. Jabaaij sollte einfach eine Zeit lang hinter Stacheldraht bleiben, das war dann schon seine verdiente Strafe. Was genau er auf dem Kerbholz hatte, tat nichts zur Sache. Die reinste Schlamperie und das

genaue Gegenteil eines gründlichen gerichtlichen Ermittlungsverfahrens, mit der einzigen stichhaltigen Entschuldigung, dass die Abteilung Rotterdam des Politischen Fahndungsdienstes in den Nachkriegsjahren zwölftausend Verhaftungen vornahm. Alle diese Fälle mussten gewissenhaft untersucht werden.

Am 9. April 1947 beschwerte sich Mevrouw Jabaaij beim Gericht, dass die Verhandlung noch immer nicht stattgefunden habe. Ihr wurde zu verstehen gegeben, dass es noch mindestens drei Monate dauern werde, «weil die Akte verschwunden sei». Auch das noch.

Im Frühjahr 1945 hatte Jabaaij sein Verhältnis mit der platinblonden Linda de Bondt beendet und sich auf die Suche nach seiner Frau gemacht, die am «Verrückten Dienstag» nach Deutschland geflohen war. Nicolina Jabaaij war ein ebenso überzeugtes NSB-Mitglied wie ihr Mann gewesen und war 1943 zur Leiterin der Ortsgruppe Rhoon der Nationalsozialistischen Frauenorganisation aufgerückt. Auf Anraten von Jan Krijn hatte sie im September 1944 ihre Koffer gepackt und war mit ihren vier Töchtern denselben Weg gegangen wie Zehntausende anderer NSBler und Kollaborateure. In Munsterlager hatte sie Arbeit als Kartoffelschälerin in der Küche der Wehrmachtskaserne gefunden. Ihre Kinder waren in ein Kinderheim in Wriedel gebracht worden und bekamen ihre Mutter nur kurz zu sehen, als diese nach einer Fehlgeburt in einem nahegelegenen Krankenhaus lag.

Einen Tag nach Nicolinas Abreise zog Jabaaijs Geliebte Linda in sein Haus am Rijdsdijk ein. Linda hatte vier Wochen zuvor ein Kind zur Welt gebracht, dessen Vater ein deutscher Wehrmachtangehöriger war. Das Leben, das Jabaaij ihr bot, schien Linda zu gefallen. Bis zum Frühjahr 1945 blieb sie bei ihm im Haus, weil er, nur zum Beispiel, einen grossen Vorrat an Milchpulver, Wein, Genever, Schokolade und Zigaretten hatte. Er trieb sogar ein Paar durchsichtiger Strümpfe für sie auf. Dann geriet Jabaaij durch die Unterschlagung von Lebensmitteln in Schwierigkeiten. Linda machte, dass sie fortkam.

Jabaaij fand seine Frau einen Monat nach der Befreiung in Groningen

wieder. Sie verzieh ihm sein Verhältnis mit Linda und bemühte sich, ihn aus den Händen der Justiz zu befreien. «Die Anwesenheit meines Mannes ist unbedingt erforderlich für die Erziehung meiner vier Kinder, Mädchen im Alter von 13 bis 19 Jahren», schrieb sie am 9. April 1947 an den Vorsitzenden der Kammer II des Sondergerichts.

Es half nichts.

Am 19. Mai griff Nicolina erneut zur Feder. Sie hob ihre Situation noch einmal besonders hervor: «Ich habe vier Mädchen, von denen drei schon seit zwei Jahren obdachlos sind und sich immer wieder von einem zum anderen behelfen.»

Von einem Ort zum anderen, meinte sie. Die drei jüngeren Jabaaij-Töchter streunten schon zwei Jahre in Rotterdam umher, als Pennerinnen, Landstreicherinnen, Clochards. Sie schliefen im Freien oder, in den kältesten Winternächten, in einem Auffangheim der Heilsarmee.

Die öffentliche Verhandlung der Zweiten Strafkammer des Tribunals für den Landgerichtsbezirk Rotterdam fand schliesslich am 21. November 1947 statt. Nicht zuletzt in Anbetracht der familiären Verhältnisse vertrat der Vorsitzende des Tribunals die Auffassung, dass eine längere Internierung des Angeklagten «im öffentlichen Interesse nicht ratsam» sei. Mit den familiären Verhältnissen spielte das Gericht nicht nur auf die drei umherstreunenden Mädchen an, sondern auch auf Mevrouw Jabaaijs Schwangerschaft. Hinter dem Stacheldraht des Lagers Treebeek war es Jan Krijn und Nicolina gelungen, ihr fünftes Kind zu zeugen, ein Mädchen, das im Frühjahr 1948 auf die Welt kam.

Jabaaij wurde sofort entlassen. Er verlor das Recht, irgendein öffentliches Amt zu bekleiden. Am 29. Juli 1949 verlor er auch die niederländische Staatsbürgerschaft, weil er durch seine Arbeit für den deutschen Wachdienst freiwillig in den deutschen Kriegsoder Staatsdienst eingetreten war. Ob er aber der Handlanger von Loos und Schmitz gewesen war, diese Frage blieb unbeantwortet.

Jabaaij, der NSBler, der WA-Mann, der Kolporteur von *Volk en Vaderland*, dem es gelungen war, die Zahl der Abonnenten in Rhoon von sieben auf zweiundzwanzig zu steigern, der Freund von Loos und allen am Rijdsdijk einquartierten Deutschen, wohnte noch einige Monate im Dorf. Dann zog er mit seiner Frau und den fünf Töchtern nach Rotterdam, wo er sein ganzes weiteres Arbeitsleben als Chef eines Waschsalons verbrachte. In Rhoon liess er sich nie wieder blicken.

Wenn jemand zumindest einen Funken Licht auf das hätte werfen können, was am n. Oktober in Schmitz' Büro in Hoogvliet vorgefallen war, dann Jabaaij. Ich hätte gern mit ihm gesprochen. Er wurde zwar steinalt, einundneunzig, starb aber zwölf Jahre bevor ich mit meinen Nachforschungen begann.

Van Vollenhoven hingegen hätte Jabaaij, nachdem dieser sich von der anstrengenden Arbeit im Bergwerk vollständig erholt hatte, unter Eid eingehend vernehmen können. Mir fällt kein einziger Grund ein, warum er das unterliess. Weil der Fall ihn nicht übermässig interessierte, jedenfalls nicht so wie der weithin berühmt gewordene Prozess gegen den Verräter Anton van der Waals, bei dem er den Vorsitz innehatte? Schmitz war natürlich kein Hess, Frank oder Seyss-Inquart, und die Sonderstrafkammer des Rotterdamer Gerichts hatte bei Weitem nicht die Bedeutung von Nürnberg. Van Vollenhoven betrachtete den Prozess offensichtlich als Routineangelegenheit, die zudem die leidige Nebenwirkung hatte, dass sie den Krieg wieder in Erinnerung rief, von dem allmählich alle die Nase voll hatten. Als Schmitz jedoch im Strafgefängnis von Breda eingesperrt wurde, war er einer von neununddreissig Kriegsverbrechern, und als er das Gefängnis verliess, einer der «Zwanzig von Breda». So ein kleiner Fisch war er nun auch wieder nicht.

Schmitz hätte länger und eingehender verhört werden müssen. Während des Prozesses hätte er mit viel mehr Zeugen konfrontiert werden müssen – an erster Stelle mit Jabaaij. Die Rhooner Bevölkerung wartete



auf klare Antworten – deshalb war die öffentliche Tribüne so voll. Doch als die Rhooner nach Hause zurückkehrten, hatten sie noch viel *mehr* Fragen.

Der zweite Zeuge, H. J. Wölk, erläuterte die Vorschriften. Ich vermute, dass er nur deshalb vorgeladen wurde, weil die drei Richter der Sonderstrafkammer den Leiter der Aussenstelle Rotterdam bei der Hand hatten. Er war ein paar Monate zuvor im selben Gerichtssaal am Noordsingel in Rotterdam zu zwanzig Jahren Gefängnis verurteilt und noch nicht ins Strafgefängnis Breda überstellt worden. Er befand sich sozusagen gleich um die Ecke.

Sein Prozess hatte wenig Aufmerksamkeit erregt, bedeutend weniger jedenfalls als der Prozess gegen den NSB-Bürgermeister von Rotterdam, obwohl die von diesem begangenen Verbrechen in keinem Verhältnis zu denen von Wölk standen. Von Juli 1944 bis Mai 1945 hatte Obersturmführer Herbert Wölk 130 Niederländer standrechtlich erschossen lassen, in fast allen Fällen als Vergeltung für Sabotageakte oder Liquidationen seitens der Widerstandsbewegung. Die grauenvollsten Repressalien in der Region – die von der Mathenesserlaan, der Claes de Vrieslaan, vom Heemraadssingel, vom Coolsingel in Rotterdam, die vom Schiessplatz Krälingen, dem Schiessplatz Rotterdam, von Oostvoorne, Brielle, IJsselmonde, Heinenoord, die von der Bahnlinie s-Gravenweg, dem Pleinweg, der Hoflaan – waren im Auftrag von Wölk erfolgt. Aber – und das war der Unterschied zu Schmitz – er hatte sich immer strikt an die Regeln gehalten, die SS-Brigadeführer Schöngarth aufgestellt hatte.

Kernpunkt in Schöngarths «Niedermachungsbefehl» von September 1944 war, dass als Vergeltung für Sabotageakte nur solche Zivilisten exekutiert werden durften, die bereits gefangen genommen waren wegen des Verdachts illegaler Aktivitäten oder gegen die schwerwiegende Verdachtsmomente wegen terroristischer Handlungen bestanden. Denn: «Die Bevölkerung darf nicht den Eindruck der Willkür erhalten, sondern

muss fühlen, dass die Sicherheitspolizei hart ist, aber auch diszipliniert und massvoll vorgeht.»

Wölk hatte Dutzende von Blutbädern auf dem Gewissen. Im Wortsinne: Eine der Empfehlungen im «Niedermachungsbefehl» lautete, die Toten hätten am Ort der Exekution für Stunden in abschreckenden Blutlachen liegen zu bleiben. Wölk entging aber der Todesstrafe, weil er sich an die Vorschriften gehalten und, wie es in dem Urteil hiess, «zuweilen die niederländische Bevölkerung vor noch grösserem Unheil zu bewahren versucht» hatte.

Von allen Repressalien in der Region wurde Wölk eine *nicht* angelastet: die vom Rijdsdijk. Die Hinrichtungen am Rijdsdijk waren von einem Oberleutnant vermasselt worden, der sich über die Vorschriften hinwegsetzte.

Für ihn hatte Wölk folglich auch kein gutes Wort übrig. Er unterschied sich in allem von Schmitz: Wölk war auf dem Landgut seiner Grosseltern aufgewachsen, hatte das Gymnasium absolviert und einige Jahre Jura an der Universität Berlin studiert, er war mit einer Offizierstochter verheiratet und hatte sein Studium an der Polizeihochschule in Charlottenburg abgerundet. Er sprach Deutsch, wie hochadlige Diplomaten es sprechen – mit weichem T –, und liess dann und wann erkennen, dass er die französische Sprache beherrschte, indem er ein *bon mot* einflocht. Im Grunde jedoch war er ein genauso grosser Schurke wie Schmitz. Von 2004 an begannen im Internet Berichte zu kursieren, wonach Herbert J. Wölk zu Beginn des Krieges in Warschau schlimm gehaust habe, wo er bei den KdS, den Kommandeuren der Sicherheitspolizei und des SD, tätig war. Brutales Vorgehen gegen die Zivilbevölkerung hatte er in Polen gelernt.

Wölk erklärte während des Prozesses gegen Schmitz, er habe den Befehl erhalten, als Vergeltungsmassnahme für die Sabotage zehn Rotterdamer Todeskandidaten in Rhoon standrechtlich zu erschiessen. Als er dort mit seinen Geiseln eingetroffen sei, hätten bereits sieben Rhooner Zivilisten das Leben verloren. Daraufhin sei er mit seinen Geiseln wieder zurückgefahren.

Von wem er diesen Befehl erhalten hatte, sagte Wölk nicht. Es erschien ihm zweifellos besser, den Höheren SS – und Polizeiführer nicht namentlich zu nennen; der hatte eine Rolle bei der schwersten Vergeltungsaktion der niederländischen Geschichte gespielt, die 540 Jungen und Männer aus Putten das Leben gekostet hatte. Keiner der Richter fragte, ob der Befehl tatsächlich von Rauter gekommen war, Wölks unmittelbarem Vorgesetzten, der einige Monate zuvor zum Tode verurteilt und in der Nähe von Scheveningen erschossen worden war.

Rauter hatte den Befehl schriftlich erteilt, in scharfen Formulierungen. Weshalb er auf Papier so hart auftrat, blieb wiederum unbeantwortet. Im Herbst 1944 war die Zahl der Sabotageakte im ganzen Land auf drei bis vier pro Woche angestiegen. Aussergewöhnlich waren die Aktionen schon längst nicht mehr. Dennoch erregte der Rijdsdijk Beunruhigung bei der Besatzungsmacht, weil an einer Hochspannungsleitung manipuliert worden war. Ohne Strom keine Verbindungen – ein Albtraum für eine moderne Armee. Der SD und die Sipo waren daher schnell vor Ort gewesen, um die Sache zu untersuchen. Und genau das stritt Wölk ab: Die beiden Dienste, deren Leiter er in Rotterdam gewesen war, hätten die Ursache des Kabelbruchs in Het Sluisje nicht untersucht; eine glatte Lüge, der niemand widersprach. Ausser Schmitz. Als er gehört wurde, erklärte er mit grossem Nachdruck, bei einer Untersuchung durch SD und Sipo sei festgestellt worden, dass die Leitung durchgeschnitten worden war, womit Sabotage vorlag. Als Vergeltung habe er den Auftrag erteilt, Menschen standrechtlich zu erschiessen, ohne dass sie verurteilt waren.

Da wurde van Vollenhoven wach. Der Vorsitzende der Sonderstrafkammer bemerkte, der Angeklagte habe sich nicht einmal die Mühe gemacht, die unterwegs aufgegriffenen Männer zu verhören. «Das ist schrecklich. Deutschland sollte Kultur hierherbringen, und das Resultat war: Armut, zerstörte Städte und elternlose Kinder.»

Ich will mit dem Vorsitzenden postum nicht allzu scharf ins Gericht

gehen, aber das ist empörend. Van Vollenhoven hätte Fragen stellen müssen, Fragen und noch einmal Fragen, anstatt sich in derlei stupiden Bemerkungen zu ergehen. Wer sprach nach Auschwitz, Treblinka, Sobibór und Dachau noch über Deutschland als «Kulturbringer»? Das alles war im Januar 1950 doch völlig überholt.

Wenn van Vollenhoven weitergefragt hätte, wäre herausgekommen, dass Schmitz einen noch nicht einmal neunjährigen Jungen gezwungen hatte, zuzuschauen, wie er und zwei Unteroffiziere den sieben Hingetrichteten den Gnadenschuss gaben. Dann hätte der Vorsitzende von «Kultur» geschwiegen und Schmitz Kriegsverbrechen zur Last gelegt, die dem Oberleutnant eine doppelt so hohe Strafe eingetragen hätten.

Die einzige Frage, die van Vollenhoven Schmitz schliesslich stellte, lautete: «Glauben Sie, dass Sie das Recht hatten, diese Menschen ohne ein Urteil zu erschiessen?»

Schmitz antwortete leise, betreten, aber in korrektem Niederländisch: «Unter den heutigen Umständen nicht.»

Im weiteren Verlauf unternahm er noch einen schwachen Versuch, sich auf das Diktum «Befehl ist Befehl» zu berufen. Der Staatsanwalt, W. H. van Doorn, machte ihn kühl darauf aufmerksam, dass der Befehl von zehn Personen sprach, während nur sieben ermordet worden waren. Und fragte zu Recht sarkastisch: «Wie kommt es, dass Sie deswegen keine Schwierigkeiten bekommen haben?»

Die Antwort liess den Berichterstatter der Tageszeitung *De Rotterdammer* aus der Haut fahren.

«Daraufhin erklangen die Worte dieses Deutschen im Gerichtssaal, als spräche er von ein paar Hühnern, nach denen der Geflügelhändler im Stall greift.»

Schmitz sagte, er habe «darüber nicht nachgedacht».

Der Reporter: «Nicht nachgedacht! Ist das die Möglichkeit! Ob er sieben oder zehn Menschen ermordete, blieb für diesen Deutschen das Gleiche. Und der Befehl, wie war er zu diesem Befehl gekommen? Es soll

sich um einen Zettel gehandelt haben, dessen Unterschrift S. nicht lesen konnte. Er wusste folglich nicht einmal, ob dieses ‚Dokument‘ überhaupt echt war. Es interessierte ihn wohl auch nicht. Vor der Erschiessung wurde kein Urteil verlesen. Es gab keines. Man hatte sich nämlich nicht mal die Mühe gemacht, ein ordentliches Verhör durchzuführen. Schrecklich, abscheulich war das alles!»

Schmitz' Anwalt führte an, man müsse in dem Angeklagten «den kleinen Angestellten» sehen, der das Unglück hatte, Offizier zu werden. Auch wieder ein unsinniges Argument: Für Schmitz selbst war das keineswegs ein Unglück. Sogar vier Jahre nach dem Krieg war er darauf noch stolz wie ein Pfau.

Der Staatsanwalt tat das höhnisch als blanken Unsinn ab. Wenn Schmitz ein «Angestellter» war, hätte er sich wie ein Staatsbediensteter an die Vorschriften halten müssen. Er forderte zwanzig Jahre Gefängnisstrafe, exakt das Strafmass, das Wölk bekommen hatte.

Schmitz wurde am 8. Februar 1950 zu vierzehn Jahren verurteilt. Unter Anrechnung der Untersuchungshaft würde er bis Oktober 1963 sitzen müssen.

Für das Gericht war es nicht von Bedeutung, ob Matrose Lange bei einem Sabotageakt ums Leben gekommen war oder nicht. Ob irgendein Grund für eine Repressalie vorlag, prüfte das Gericht nicht. Hingegen wurde Schmitz schwer angekreidet, dass er als Vergeltung sieben Männer vor das Erschiessungskommando gestellt hatte, die nicht durch richterliches Urteil zum Tode verurteilt worden waren. Die von ihm angeordneten Erschiessungen und das Anzünden der Wohnungen der Opfer waren keine vom Völkerrecht erlaubten Massnahmen. Sie waren nach niederländischem Recht strafbar und waren auch nach den einschlägigen Paragrafen des deutschen Militär-Strafgesetzbuchs von 1872 nicht zulässig, die die Nazis im Reichsgesetzblatt von 1940 erneut veröffentlicht hatten.

Der Richter kreidete Schmitz vor allem schwer an, dass er Jacques

Pijnacker und Mart Robbemond «nicht verhört hatte und keine Untersuchung nach ihrer Beteiligung am Vorgefallenen durchgeführt hatte. Das machte seine Schuld zu einer sehr schweren.»

Für die Richter hatte er einen «wahren Terrorakt» gegen die Bewohner der Ortschaft Het Sluisje verübt. Auf «erbarmungslose Weise» sei er zur Vergeltung geschritten. Für seine «abscheulichen Taten, die viele Familien in Trauer gestürzt haben», trage Schmitz «die volle Verantwortung».

So sanft der Prozess war, so hart war das Urteil.

Zwar berücksichtigte das Gericht, dass Schmitz von seiner Herkunft her und seiner Position in der Zivilgesellschaft möglicherweise nicht in der Lage gewesen sei, die ihm auferlegte Verantwortung als Kompaniechef voll zu tragen, und war sogar bereit, ihm zuzubilligen, dass er es als seine Pflicht erachtet habe, so zu handeln, «dabei geleitet von der vererblichen deutschen Lehre vom totalen Krieg», was wiederum eine merkwürdige Ausdrucksweise des Richters ist, doch seine Taten seien «derart schwerwiegend, dass er seine Strafe doppelt und dreifach» verdiene.

Schmitz kam in die Strafvollzugsanstalt Nieuw Vosseveld in Vught. Er legte keine Berufung gegen das Urteil ein. Aber er reichte ein Jahr später sein erstes Gnadengesuch ein. Es wurde abgelehnt.

Im November 1952 wurde er in die Strafvollzugsanstalt Breda verlegt. 1954 wurde ein neues Gnadengesuch eingereicht, diesmal vom Bischof der Evangelischen Kirche Rheinland-Pfalz. Direkter Anlass dazu war Schmitz sich verschlechternder Gesundheitszustand. Das Gesuch wurde erneut abgelehnt, aber durch einen Strafnachlass von 270 Tagen verüsst. Demnach würde Schmitz im Januar 1963 freikommen.

1955 folgte ein weiteres Gnadengesuch, und Mitte desselben Jahres wurde Schmitz in die Krankenstation der Zentralen Strafanstalt in Den Haag eingeliefert.

Als er einige Wochen später wieder hinter Bredaer Gittern sass, bean-

tragte der Gefängnisdirektor die vorzeitige Haftentlassung. Mijnheer Schmitz habe sich seiner Ansicht nach ausgezeichnet geführt. In der Gefängnisgemeinschaft sei er eine recht ruhige Figur, offenbar habe er kein Bedürfnis danach – und vermutlich auch nicht die Kraft –, in den Vordergrund zu treten. Einen persönlichen Kontakt wisse er aber sehr zu schätzen, und dabei entpuppe er sich als umgänglicher Gesprächspartner. Wer immer es hören wolle, dem erzähle er, er sei während des Krieges Offizier der Kriegsmarine gewesen und habe getan, was er als guter Soldat zu tun hatte. Körperlich sei von dem martialischen Offizier nur noch wenig übrig, er sei klein und korpulent, habe eine krumme Haltung und könne sich nur mit Mühe fortbewegen; er befinde sich seit Langem in ärztlicher Obhut und sei für eine Behandlung zeitweilig nach Den Haag verlegt worden. Trotz seiner Krankheit sei er fast immer gut gelaunt, lasse den Mut nicht so schnell sinken und versuche sogar, anderen dabei zu helfen, ihre Lage zu akzeptieren. Das Personal habe überhaupt keine Mühe mit ihm, seine Haltung sei stets korrekt gewesen. Er arbeite im Gefängnis in der Schneiderei, dies trotz seiner steifen Gliedmassen zur Zufriedenheit seines Werkmeisters, «nicht so sehr wegen seiner hohen Leistung als vielmehr aufgrund seiner Gutwilligkeit». Der Gefängnisdirektor hatte, kurz gesagt, keine Probleme mit ihm.

Der medizinische Inspektor des Justizministeriums befand, Schmitz sei ein für sein Alter alt aussehender Mann. Im letzten Monat des Jahres 1955 konstatierte er eine Verschlechterung seines Gesundheitszustands. Schmitz sprach und ging mühsamer.

Aufgrund dieser Befunde unterbreitete die Sonderkammer des Rotterdamer Gerichts Ihrer Majestät ehrerbietig den Vorschlag, die Gefängnisstrafe von Karl Schmitz auf elf Jahre zu verkürzen. Der Justizminister, der Sozialist Donker im zweiten Kabinett Drees, konnte sich der richterlichen Empfehlung jedoch nicht anschliessen. Er sah keinerlei Grund für einen Gnadenerweis.

Antonie Donker war ein allseits geachteter Jurist. Über den Krieg konnte ihm keiner mehr viel erzählen, er war Vorsitzender des parla-

mentarischen Untersuchungsausschusses gewesen, der die Politik der Regierung im Zeitraum 1940 bis 1945 untersucht hatte. Trotzdem wurde er als Justizminister kritisiert, weil Königin Juliana sich 1952 geweigert hatte, das Todesurteil gegen den Kriegsverbrecher Willy Lages zu unterzeichnen. Das lag jedoch mehr an Ihrer Majestät als am Minister; 1952 war auch das Jahr, in dem sie vor dem amerikanischen Kongress ihre pazifistische Rede hielt. Für Donker waren Gnadenerweise für Kriegsverbrecher seitdem ein heikles Thema. Er wohnte in Rotterdam und hatte jahrelang im Rotterdamer Gemeinderat gesessen. Ich denke, er war gut darüber unterrichtet, was sich im Oktober 1944 an der Grenze zwischen Rotterdam und Rhoon abgespielt hatte. Minister Donker dachte jedenfalls nicht daran, Schmitz vorzeitig freizulassen, und unterzeichnete am 16. Januar 1956 einen ablehnenden Bescheid zum Gnadenersuch.

Im selben Monat wurde Schmitz nach einer leichten Gehirnblutung in ein Den Haager Krankenhaus eingeliefert. Aufgrund der medizinischen Untersuchung, die elf Tage dauerte, schickte der Generaldirektor für das Gefängniswesen einen alarmierenden Bericht an den Justizminister. Das war zu diesem Zeitpunkt nicht mehr Antonie Donker: Der Minister, eines der jüngsten Kabinettsmitglieder, war am 4. Februar unerwartet gestorben.

Elf Tage später sollte sein Nachfolger ernannt werden, der bedeutende Rechtsgelehrte Julius van Oven, der vierunddreissig Jahre lang Professor für römisches Recht gewesen war. In der Zwischenzeit übernahm der Innenminister die Verantwortung für die Justiz. Das war kein Geringerer als der führende Katholik, ehemalige Ministerpräsident und *elder statesman* Dr. Louis J.M. Beel.

Dem Generaldirektor für das Gefängniswesen zufolge konnte es bei Schmitz jeden Moment zu einer erneuten Gehirnblutung mit tödlichem Ausgang kommen. Sein Tod in der Gefangenschaft würde «äusserst unangenehme Reaktionen von deutscher Seite nach sich ziehen». Der Direktor schlug nicht nur Schmitz Begnadigung vor, sondern, weil das einigige Zeit in Anspruch nehmen würde, auch die Aussetzung des Strafvoll-



zugs und die Überstellung nach Deutschland. Er empfahl, die deutsche Botschaft auf dem Weg über das niederländische Aussenministerium in Kenntnis zu setzen.

Wenn Schmitz nicht rasch freigelassen würde, drohten ein diplomatischer Konflikt und Differenzen mit dem deutschen Nachbarn, während die von Konrad Adenauer regierte Bundesrepublik intensiv damit beschäftigt war, gemeinsam mit Frankreich, Italien und den Beneluxstaaten die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft zu errichten.

Minister Beel gab dem Interesse des Staates den Vorrang, und sein Nachfolger übernahm die Empfehlung. Keine Woche nachdem der Bericht des Generaldirektors für das Gefängniswesen versandt worden war, wurde Karl Schmitz am 23. Februar 1956 durch Königlichen Erlass begnadigt; ihm wurde der Rest der noch nicht verbüsstes Strafe erlassen. Von den vierzehn Jahren hatte er noch nicht einmal sieben abgesessen.

Karl Schmitz wurde nach Deutschland überstellt. Sechs Tage später traf er in einem vom Roten Kreuz in Bonn zur Verfügung gestellten Lastwagen in Breyell ein.

Seine Kinder bereiteten ihm an jenem Samstagnachmittag einen äusserst herzlichen Empfang. Abends eilte der Berichterstatter des *Dagblad voor Noord-Limburg* nach Breyell und postierte sich vor dem Krankenhaus.

Am Sonntagmorgen erhielt Schmitz Besuch von zahlreichen Freunden und Bekannten. Infolge eines Schlaganfalls, so berichteten sie, sei er fast vollständig gelähmt. Der stellvertretende Bürgermeister von Breyell, Johann Dondit, hiess den Kriegsveteranen im Namen der Gemeindeverwaltung willkommen. Ihm schlossen sich die Vertreter der örtlichen Unfallhilfeorganisation und der Vorsitzende der westfälischen Abteilung des Verbands der Heimkehrer an. Draussen, auf dem Platz vor dem Krankenhaus, brachte die örtliche Musikkapelle eine kurze Serenade zu Gehör.

Ich kann mir den lebenslangen Zorn der Witwe Marcelis vorstellen. Karl Schmitz lebte noch fünf Jahre, bis zum 29. April 1961. Von dem Schlaganfall erholte er sich rasch, er konnte wieder ganz gut gehen und sprechen.

Er war nicht freigelassen worden, weil er nur noch wenige Wochen zu leben hätte, sondern weil die niederländische Regierung keinen diplomatischen Eklat mit Deutschland riskieren wollte, für den Fall, dass Schmitz einen erneuten Schlaganfall erlitt. Besser zu vorsichtig als zu streng, muss die Devise gelautet haben.

Wie in meinem Dorf auf die vorzeitige Entlassung reagiert wurde, konnte mir niemand sagen.

«Er hat nicht lange gegessen, oder?», fragte Berry Hersbach mich, als müsste ich sein Gedächtnis auffrischen.

Vielleicht war es Grossmut vonseiten des ehemaligen Widerstandskämpfers, vielleicht auch der Versuch, wieder zur Sachlichkeit zu finden und einen Strich unter das schmerzliche Kapitel der gerichtlichen Aufarbeitung zu ziehen.

Die Nachricht von Schmitz' Freilassung erschien in Form kürzestmöglicher Meldungen unten auf der Seite im *Nieuwe Rotterdamse Courant*, *De Rotterdammer* und *Het Vrije Volk*. Die Presse hatte auch keine Lust auf einen Eklat – damit warteten die Tages- und Wochenzeitungen bis zur vorzeitigen Entlassung eines anderen Kriegsverbrechers zehn Jahre später. Als ehemaliger Chef des SD in Amsterdam war Willy Lages von einem anderen Kaliber als Karl Schmitz, doch mittlerweile befand man sich im Jahr 1966, und das hat sicherlich auch eine Rolle gespielt. 1956 konnte ein kleinerer Naziverbrecher noch mit einer gewissen Milde rechnen, die grosse Abrechnung mit dem Kriegsdrama begann erst in den Sechzigerjahren.

Mees Wagenmeister machte nun seine Hausaufgaben bei uns daheim. Mitte der Fünfzigerjahre hatte er Schwierigkeiten in der Schule. Mein Vater hatte ihm vorgeschlagen, seine Hausaufgaben jeden Tag zusam-

men mit meinem Bruder zu machen. Bei uns hatte er mehr Ruhe als bei sich zu Hause.

Mein Vater wird sich gedacht haben, dass Mees Zuhause zu nahe bei Het Sluisje lag. Anders als bei den Richtern war es für Mees wichtig, die Vergangenheit ruhen zu lassen.

## VIERZEHN

Als ich das erste Mal in Het Sluisje war, sah ich einen verwitterten Fabrikschlot aus dunkelrotem Backstein und ein paar schwarz verkohlte Mauern, die einsam Regen und Wind trotzten. Ich weiss nicht mehr, wann das war, ich erinnere mich nur, dass ich den Schornstein und die verkohlten Reste der Flachsfabrik geheimnisvoller fand als ein leerstehendes Gebäude mit im Wind schlagenden Fenstern und Fledermäusen an der Decke. Das Wort «desolat» kannte ich noch nicht, sonst hätte ich, als ich mein Fahrrad abstellte und auf dem schlammigen Weg hinunterrutschte, auf Anhieb verstanden, was es bedeutete.

Im hinteren Teil des Geländes stand ein armeegrüner Lastwagen, der nach der Befreiung von den Kanadiern zurückgelassen oder billig bei einem Schrotthändler erstanden worden war, der mit überzähligem Kriegsmaterial handelte. Es konnte ein Jimmy von General Motors gewesen sein, von denen während des Zweiten Weltkriegs eine halbe Million in den Vereinigten Staaten hergestellt worden waren, oder ein Ford F 60 L, ein eigens für die kanadische Armee entwickelter Dreitonner. Offene Fahrerkabine. Von den beiden Windschutzscheiben war die rechte zerbrochen. Sitze, Lenkrad, Handbremse und Gangschaltung waren den Elementen ausgesetzt, genau wie die Überreste der Flachsfabrik.

Doch der Motor erwies sich als unverwüstlich und lief so viele Jahre nach dem Krieg noch genauso gut wie am Tag vor dem D-Day.

Mein Bruder Bert machte sich einen Sport daraus, mit diesem Lastwagen über das matschige Gelände zu heizen, gemeinsam mit seinem Busenfreund Mees Wagenmeister. Vom Krieg wollten sie beide nichts mehr wissen, aber sie waren vernarrt in Motoren, zumal in einen solchen Sechszylinder mit Kopfventilen, der sich wie ein Bulldozer anhörte. Was sie da taten, war natürlich verboten, die beiden besaßen noch keinen Führerschein; niemand durfte etwas davon wissen, und ich erhaschte lediglich einen flüchtigen Blick.

Von den verkohlten Mauern nahm ich an, dass sie zu dem Drama aus der Kriegszeit gehörten. Die Flachsfabrik musste, genauso wie die Häuser der Geiseln, von den Deutschen in Brand gesteckt worden sein. Die meisten meiner Klassenkameraden in der Volksschule glaubten das, aber dabei brachten wir ein paar Ereignisse durcheinander.

Tatsächlich hatten die Deutschen am n. Oktober 1944 erwogen, die Fabrik als Teil der Vergeltungsmassnahme in Schutt und Asche zu legen. Der Betriebsleiter und der Prokurist hatten ihnen jedoch klargemacht, dass der Betrieb fast ausschliesslich die Wehrmacht belieferte. An der Ostfront, so hielten sie den Moffen vor, wurden Uniformen aus festem, warmem Leinen dringend gebraucht. Für dieses Argument zeigten sich Schmitz und Loos empfänglich. Die Flachsfabrik blieb intakt, ihre Zerstörungswut liessen die beiden am Wohnhaus des Direktors aus.

Jacques Pijnacker stand eine Woche vor seinem fünfundvierzigsten Geburtstag, als er vor dem Erschiessungskommando starb. Kurz vor seinem Tod hatte er eine Lebensversicherung abgeschlossen, doch an seine Nachfolge hatte er noch nicht denken wollen. Sein ältester Sohn Anton hatte im September mit dem Studium an der Technischen Hochschule in Delft begonnen. Mit seinen achtzehn Jahren zeigte Ton keinerlei Interesse an der Flachsfabrik: Er wollte Bauingenieur werden und, noch

wichtiger, das Studentenleben geniessen. Das bot 1944 zwar immer weniger Amüsement, war aber trotzdem noch deutlich aufregender, als den Direktor in einem muffigen Büro zu spielen, das auf der einen Seite zur Fabrikhalle hinausging und auf der anderen auf den Rijsdijk. Sein Vater hatte nicht einmal eine Sekretärin einstellen wollen, nur eine Typistin als Halbtagskraft. Auf Drängen seiner Mutter übernahm er dennoch die Leitung, weil sein Vater die Fabrik 1935 von seinem Grossvater übernommen hatte und der Betrieb der Stolz der Familie war.

Ton wird auch eine moralische Verpflichtung gegenüber dem Prokuristen van Wenselare empfunden haben, dem es gelungen war, die Fabrik für das Dorf und für die Arbeitnehmer zu erhalten. Sechs Wochen später war van Wenselare so freundlich gewesen, die Witwe Marcelis zum SD zu begleiten, und hatte das mit dem Leben bezahlen müssen.

Als geborener Unternehmer entpuppte Ton sich nicht. Nach dem Krieg kostete es ihn die grösste Mühe, den Betrieb aus den roten Zahlen herauszuhalten. Das synthetische Nylongarn vertrieb das Leinen sehr schnell vom Markt.

Schliesslich ging die Fabrik doch noch in Flammen auf. Erst teilweise, im August 1945; dann ganz im Jahr 1952, zu einem Zeitpunkt, der in wirtschaftlicher Hinsicht nicht ungelegen kam. Klatschmäuler im Dorf behaupteten, die Fabrik sei absichtlich angezündet worden, sodass der Eigentümer noch ein nettes Sümmchen von der Versicherung einstreichen konnte. Sicher ist, dass Ton Pijnacker mit diesem Geld auf dem Gelände der Flachsfabrik ein neues Geschäft gründen konnte, eine Kistenfabrik, die später nach Spijkenisse umzog. Diese Fabrik konnte er am Laufen halten, wenn auch ohne Begeisterung.

Je älter er wurde, umso stärker lastete der Mord an seinem Vater auf seinem Gemüt. Ton Pijnacker wurde ein trübsinniger, verbitterter Mann, von dem nur noch wenig Initiative ausging, seit er einen Herzinfarkt erlitten hatte. Er litt auch sehr unter dem geistigen und körperlichen Verfall seiner Frau Carla, der zweitältesten Wagenmeister-Toch-

ter. Wegen ihres Rheumas konnte sie sich kaum noch bewegen und hatte starke Schmerzen, die sie mit viel Alkohol ein wenig zu lindern versuchte. Nach dem ersten Herzinfarkt ihres Mannes stellte sie das Trinken ein, doch zu diesem Zeitpunkt waren beide bereits seelische und körperliche Wracks.

Ein Jahr nachdem die Flachsfabrik abgebrannt war, wurde das Dorf von einer weit grösseren Katastrophe getroffen. In der Nacht vom 31. Januar auf den 1. Februar 1953 brachen die Deiche, wie überall auf den Inseln Zuid-Hollands und Zeelands durch eine Springflut in Kombination mit einem Nordweststurm in Orkanstärke. In Rhoon wurden ausgerechnet die neunhundert Hektar Ackerland überschwemmt, die während des Krieges von den Deutschen geflutet worden waren. Es hatte ein gutes Jahr gedauert, bis die Polder trocken gepumpt waren und wieder landwirtschaftlich genutzt werden konnten. Am frühen Sonntagmorgen des 1. Februar stand der gesamte Polder Het Buitenland van Rhoon erneut unter Wasser, und nicht unter fünfzig Zentimetern wie 1944 und 1945, sondern unter eineinhalb bis zwei Metern.

Die Südseite der Insel IJsselmonde und die Nordseite des Hoekse Waard verwandelten sich während der Katastrophennacht in ein tosendes Binnenmeer. Allein in Rhoon wurden vierzig Bauernhöfe schwer beschädigt, und in über hundert Wohnungen schaukelten die Möbel an der Decke.

Ein Vater und zwei Kinder ertranken, im Nachbardorf Poortugaal kamen sechs Menschen ums Leben. Überall entlang der Oude Maas riss das Wasser zwanzig, dreissig, vierzig Meter grosse Löcher in die Vor- und Hauptdeiche. Die Reparatur der Deiche und das Trockenpumpen der Ländereien erforderte Monate, der Wiederaufbau der Bauernhöfe und Häuser Jahre.

Nach dem Feuer das Wasser. Die Dorfbewohner deuteten es als Aufeinanderfolge biblischer Plagen. Durch die Februarkatastrophe rückten die Ereignisse von Het Sluisje in den Hintergrund. Während meiner Kindheit und Jugend in Rhoon hörte ich öfter von den furchtbaren Stun-

den, die die Dorfbewohner während der Flutkatastrophe durchgestanden hatten, als von den Exekutionen. Der gesamte Krieg verblasste neben der Wasserkatastrophe, weil das Wüten Letzterer von der Natur oder, wie manche meinten, von einem erzürnten Gott entfesselt worden war, jedenfalls nicht von Männern und Frauen aus Fleisch und Blut, die falsche Entscheidungen getroffen oder heftige Ressentiments ausgelöst hatten.

Ich kam in meiner Jugend selten nach Het Sluisje; ich hatte dort nichts verloren. Die Umgebung hatte die Pracht eingebüsst, die sie jahrhundertlang besessen hatte; kein Büschel Heide mehr weit und breit und keine Kopfweiden mehr entlang den Wassergräben. Das Brackwasser im Mahlbussen roch wie eine Jauchegrube, etwas, worüber sich die Bewohner übrigens schon vor dem Krieg beklagt hatten. Die Häuser und Bauernhöfe wirkten ungepflegt und heruntergekommen; das Wirtshaus, der Lebensmittelladen und die Bäckerei an der Ecke des Groene Kruisweg waren geschlossen.

Dass die verkohlten Mauern der Flachsfabrik stehengeblieben waren, war das sichtbare Zeichen dafür, dass kein Betrieb und keine Gemeindeinstanz sich noch für die Ortschaft interessierte. Der Spass, auf dem Koedood Schlittschuh zu laufen, war ebenfalls vorbei; der kleine Fluss, der mit schwungvollen Biegungen durch die Landschaft mäanderte, war eingedämmt worden. Seitdem verschwand das Wasser durch ein unterirdisches Rohr in die Nieuwe Maas.

Niemand protestierte, als Het Sluisje 1971 zugunsten des Baus der A15 von der Landkarte getilgt wurde. Alle Häuser wurden abgerissen, alle Äcker und Wiesen der Autobahn geopfert. Es wirkte wie Absicht: als dürfe nichts mehr an Het Sluisje erinnern.

Die gesamte Siedlung verschwand unter meterdick aufgespültem Sand und einer breiten Asphaltsschicht. Anfänglich unter vier Fahrbahnen. Dann, 1975, unter sechs. Schliesslich unter zehn Fahrbahnen, über die jetzt täglich mehr als hunderttausend Fahrzeuge donnern.



An der Ecke Rijdsdijk/Groene Kruisweg, wo die Familie Wagenmeister nach dem Krieg in dem weissen Haus mit Mansardendach untergekommen war, entstand eine Strassenwachtstation des ANWB. Der Bauernhof von Aalbert de Kooning wurde dem Erdboden gleichgemacht, den Maschinenraum des Schöpfwerks zerschmetterte die Abrissbirne. Das Haus, in dem sich Dirkje de Ruyter mit ihren Deutschen vergnügt hatte, wurde abgerissen, ebenso wie das Haus von Kees und Gertie Blekemolen und das Deichhäuschen der Familie de Regt, in dem Dien, Sandrien und Tobi bis in die Fünfzigerjahre auf dem Dachboden geschlafen hatten.

Sogar das Mahnmal für die Gefallenen musste weichen. Die Gemeinde Rotterdam wollte ihm einen Platz am Parmentierplein zwischen den Betrieben im Waalhaven zuweisen; das kam nicht gut an in Rhoon. Auf Drängen einiger Prominenter aus dem Widerstand wurde es 1971 auf den Allgemeinen Friedhof hinter der Niederländisch-Reformierten Kirche in Rhoon umgesetzt.

Dem Text «Für sie, die fielen» wurde eine Zeile hinzugefügt: «Auf dass wir sie nicht vergessen!»

Dass das Mahnmal schliesslich nach Rhoon kam und nicht nach Rotterdam, fanden die Dorfbewohner nur gerecht. Dass es einen schönen Platz beim Eingang zum Friedhof erhielt, war für sie die richtige Entscheidung. Doch für den ehemaligen Widerstandskämpfer Wout Wachtman lag es da wie weggedrängt. Weggedrängt, ausser Sicht, obwohl das Mahnmal, so einfach es auch war, einen zentralen Platz im Dorf hätte einnehmen müssen.

1975 legte Wachtman zum ersten Mal Protest ein in einer emotionalen Darstellung, die im *Nieuwsbrief De Band voor het Voormalig Verzet Zuid-Holland* (Rundbrief Verbindung zum Ehemaligen Widerstand in Zuid-Holland) erscheinen sollte. Der Artikel wurde ohne Angabe von Gründen von der Redaktion abgelehnt. 1977 erschien eine modifizierte Version in der Ausgabe 68 des *Nieuwsbrief*, unterzeichnet von «Victor», dem Tarnnamen von Dominikanerpater Nic. Apeldoorn, einem der da-

mals führenden Köpfe der LO in Rotterdam. In einer Art Zwiegespräch mit Wachtman schreibt er, das Kreuz stehe zu unauffällig, «zu vergessen» auf dem Friedhof und habe einen besseren Platz verdient.

Im nächsten *Nieuwsbrief* bezeichnet Wout Wachtman die Rasenfläche gegenüber dem neuen Rathaus als den geeignetsten Platz für das Mahnmal. Er arbeitet den Plan in einer Eingabe an den Magistrat genauer aus. Dies ist der Beginn einer eigenartigen Donquichotterie.

Bürgermeister kommen, Bürgermeister gehen. Rhoon und Poortugaal werden zur Gemeinde Albrandswaard zusammengelegt; der Gemeinderat ändert sich in seiner Zusammensetzung und wird, bisher orthodox-christlich, jetzt überwiegend liberal. Neue und immer jüngere Beigeordnete treten an, und Wout Wachtman verschickt weiterhin Briefe oder verfasst Eingaben mit dem Ziel, dem Mahnmal einen markanteren Platz zu geben, damit sich auch kommende Generationen noch an die Gefallenen von Het Sluisje erinnern.

Bis zu seinem Tod im Jahr 2008 tat Wout das so hartnäckig, dass ich mich zu fragen begann, weshalb dieses weisse Holzkreuz mit der Zeit Herzbeschwerden und Atemnot bei ihm auslöste.

Nach Job de Kooning, nach Kees Blekemolen, nach möglicherweise doch Vater Wagenmeester habe ich bei meiner Rekonstruktion den «einsamen Wolf» Wout Wachtman als den jungen Mann bezeichnet, der die Hochspannungsleitung bei der Flachsfabrik heruntergezogen haben könnte, allerdings ohne das ernsthaft zu glauben. Aufgrund seines Verhaltens in der Nachkriegszeit beschloss ich jedoch, seine turbulenten Kriegsjahre noch einmal unter die Lupe zu nehmen, und stiess in einer der Akten auf eine scheinbar unbedeutende Tatsache, die ich seitdem bestimmt hundertmal vor mir gesehen habe, wie die Schlüsselszene in einem Film.

Job de Kooning und Kees Blekemolen machten sich nach dem Krieg unsichtbar. Wout Wachtman tat das Gegenteil: Er machte permanent auf

sich aufmerksam. Natürlich brauchte er sich für nichts zu schämen; er war ein unumstrittener Widerstandsheld, ausgezeichnet mit dem Bronzenen Löwen und einer Reihe anderer Orden. Er hatte an der TV-Dokumentation über das Versenken der *Westerdam* mitgewirkt, die die Niederländisch-Christliche Rundfunk- und Fernsehanstalt (NCRV) 1962 ausstrahlte, als die Niederlande erst einen Fernsehsender besaßen und Millionen Menschen sich so eine Sendung ansahen. Wout spielte eine prominente Rolle in Reportagen und Berichten, die in regionalen und überregionalen Zeitungen über den bewaffneten Widerstand erschienen. Auf diese Artikel reagierte er dann oft wieder mit langen Leserbriefen, weil angeblich irgendein Detail vergessen oder ein junger Held übersehen worden war, dessen Taten doch von ausschlaggebender Bedeutung gewesen seien. Wout Wachtman hatte ein ausgeprägtes Gerechtigkeitsgefühl und war überall präsent, wo die Kriegsvergangenheit von Rotterdam, Rhoon, Poortugaal, Hoogvliet, Heijplaat, Pernis oder Schiedam zur Sprache kam. Er war auch zutiefst davon überzeugt, dass dem Widerstand zu oft der Schwarze Peter zugeschoben wurde.

Wout begann als Erster mit einer Rekonstruktion der Ereignisse in Het Sluisje, indem er, sehr modern, Interviews mit Augenzeugen und direkt Betroffenen führte. Obwohl er seine Beschreibung nicht abschloss, kam er zu dem Schluss, es sei «gewiss» Sabotage im Spiel gewesen und der Täter müsse jemand aus den Widerstandskreisen gewesen sein, der nicht in Rhoon geboren war, sondern vermutlich aus Rotterdam kam und lediglich während eines kurzen Zeitraums von Rhoon aus operiert hatte. Jemand, der nicht im Namen einer Organisation oder eines Aktionstrupps handelte, sondern als Individuum, jemand, der vielleicht Mitglied eines solchen Trupps war, in diesem Fall aber auf eigene Faust operierte, weil er sich fürchterlich über den moralischen Verfall ärgerte. Jemand, der sowohl die Moffen bestrafen wollte als auch die holländischen Mädchen, die sich mit ihnen amüsierten. Jemand, der aus noblen,

christlichen, patriotischen Gründen das Recht selbst in die Hand nahm. Jemand, der ...

... mit ihm selbst verdächtig viel Ähnlichkeit hatte, mit ihm, Wout Wachtman, geboren in Puttershoek, aufgewachsen in Heinenoord auf der anderen Seite der Oude Maas, mit sechzehn nach Rhoon gekommen, wo er mit seinen Eltern in einem kleinen Haus am Nieuweweg wohnte, und erwachsen geworden während der einhundertens Aktionen, die er für den Widerstand durchgeführt hatte.

Als junger Mann muss Wout Wachtman bereits unglaublichen Mut besessen haben. Er schwamm nicht nur über die Oude Maas, er schwamm unter Seeschiffen hindurch.

Allein schon der Gedanke lässt mich nach Luft schnappen. Mit sechzehn schwamm ich einmal über die Oude Maas und schaffte es knapp bis zum anderen Ufer. Nicht wegen der Entfernung (keine vierhundert Meter), sondern wegen der starken Strömung, die von der Gezeitenwirkung verursacht wurde. Zumal bei Ebbe schoss das Flusswasser so schnell in Richtung Meer, dass man mitgerissen wurde. Man konnte den Fluss dann auch nur diagonal überqueren und erreichte die andere Seite manchmal erst kilometerweit flussabwärts. Wenn man dann auch noch unter einem Küstenmotorschiff durchtauchte, das doch mindestens einen Tiefgang von vier Metern hatte, musste man minutenlang unter Wasser bleiben und das Lungenvolumen eines Perlentauchers besitzen.

Wout tat es. 1944 tat er es wieder, als Mitglied des Sabotagetrupps Hafen. Bei der Werft Wilton-Fijenoord schwamm er am 6. Oktober unter die *Hansa* und unter die *Schönfeld* und brachte am Rumpf Sprengladungen an. Er schwamm in eiskaltem Wasser, mit einer dicken Schicht Fett auf Händen, Armen, Beinen, Wangen und Hals, die einzige Möglichkeit, sich nicht zu unterkühlen. Während eines langen, tiefen Tauchgangs brachte er Haftminen auf der Schiffshaut an.

Wout hatte sich dem Widerstand nicht erst angeschlossen, als offen-

sichtlich war, dass die Deutschen den Krieg verlieren würden. Im Verein der jungen Männer der erneuerten Kirche erging er sich bereits in den Dreissigerjahren in langen Tiraden gegen den Nazismus, vor allem aus Abscheu vor dem teuflischen, gottlosen Charakter von Hitlers Bewegung. 1939 wurde er Elektroschweisser bei der Rotterdamse Droogdok Maatschappij. Wegen der Verwüstungen auf der Werft und der Verwirrung, die nach der Bombardierung in Rotterdam herrschte, wurde Wout wie alle anderen Arbeitnehmer im Mai 1940 freigestellt. Am 8. August konnte er wieder an die Arbeit gehen. Zwei Tage später kündigte er, weil er nicht bereit war, Leichter zu Landungsfahrzeugen umzubauen, mit denen die deutsche Kriegsmarine hoffte, bei einer Invasion Englands an Land gehen zu können. Er bestand darauf, dass dieser Kündigungsgrund in den Personalakten der RDM schwarz auf weiss festgehalten wurde. In jener Zeit trug Wout die finanzielle Verantwortung für seine Mutter, seinen Bruder und seine Schwester – sein Vater war 1939 gestorben. Ein echter erneuerter Sturkopf: Prinzipien waren wichtiger als ein festes Einkommen. Obwohl sein Bruder Leen, der ein genauso überzeugter Erneuerter war wie er und genauso prinzipientreu, während des ganzen Krieges an seinem heiligen Respekt vor der uns von Gott gegebenen Obrigkeit festhielt. Leen Wachtman war imstande, die von Wout ins Haus gehaltenen Untergetauchten zu verraten, wenn die Behörden das forderten – gegenüber der Obrigkeit durfte man nicht lügen. Bis zur Befreiung stellte Leen eine reale Gefahr für Wout und seine Kameraden dar.

1941 fand Wout Arbeit bei einer anderen Schiffswerft, die ihn von 1943 an für seine Aktivitäten im Widerstand freistellte. Er erhielt von der Schiedamer Werft Wilton-Fijenoord ein festes Einkommen, obwohl er Tag und Nacht für den Widerstand arbeitete. Ich hatte nicht gewusst, dass Betriebe es wagten, im Hinblick auf die Besatzungsmacht solche Risiken einzugehen. Dank seines Betriebsausweises konnte er sich auch relativ mühelos Zugang zu den anderen Werften der Region verschaffen.

Er sagte dann, er müsse für Wilton-Fijenoord etwas erledigen. Die deutschen Wachleute glaubten ihm in allen Fällen ohne den geringsten Argwohn.

Wout ging bereits in den Widerstand, als die meisten Patrioten erst noch im Wörterbuch nachschlagen mussten, was Illegalität genau bedeutete. Am zweiten Kriegstag, als Hunderte deutscher Fallschirmjäger auf die Rhooner Polder herabsegelten, zog er die Uniform eines in der Luft abgeschossenen SS-Mannes an, trat in dessen blutverschmierter Uniform auf deutsche Wehrmachtsangehörige zu und requirierte ihre Fahrräder. Diese gab er dann an die Dorfbewohner zurück, die sie den Deutschen hatten aushändigen müssen. Auch später sollte Wout während des Krieges mit Bravour Polizist spielen; zu diesem Zweck hatte er immer zwei bis drei deutsche Uniformen im Schuppen versteckt.

Anscheinend schloss er sich im Juni 1940 der allerersten Widerstandsgruppe De Geuzen an. Er konnte das nie mit einem Dokument beweisen, weil es, wie er sagte, viel zu brenzlich war, als Mitglied der Geuzen erfasst zu sein. Die von Schiedam, Vlaardingen und Maassluis aus operierende Gruppe flog 1941 auf, und tatsächlich: aufgrund einer Namensliste.

1943 wurde er Mitglied in der Rhooner Abteilung der LO und wurde damit beauftragt, gemeinsam mit Bas Jongbloed einen Aktionstrupp aufzustellen. Weil Wout ein harter Typ war, der vor bewaffneten Überfällen und Liquidationen nicht zurückschreckte, wurde er an den Aktionstrupp Rotterdam-Zuid ausgeliehen, der im Sommer 1944 schwere Verluste durch Verrat und Verhaftungen erlitten hatte. Der Aktionsstrupp trat ihn danach an den Elitetrupp des Rotterdamer Widerstands ab: den Sabotagestrupp Hafen.

Die Deutschen wollten den Nieuwe Waterweg durch die Versenkung einer grossen Anzahl von Schiffen vollständig blockieren. Mit einer Länge von 158 Metern war die *Wester dam* ein gewaltiges Hindernis, das alliierten Schiffen den Zugang zum Rotterdamer Hafen weitgehend unmöglich machen würde. Darum ging es den Deutschen nämlich: den Rotterdamer Hafen für den Nachschub an alliierten Truppen und Material unbrauchbar zu machen.

Die *Westerdam*, ein Frachtschiff mit Passagierkabinen, das 1939 auf Kiel gelegt worden war, war bei Ausbruch des Krieges noch nicht einsatzbereit. Von der Werft Wilton-Fijenoord hatten die Deutschen das zu drei Vierteln fertiggestellte Schiff an die Wilhelminakade verholt und einige Monate später zum Merwede-Hafen gegenüber der Rotterdamsche Droogdok Maatschappij. 1944 wollten sie das Schiff im Nieuwe Waterweg gegenüber von Maassluis versenken. Die dringende Bitte der Alliierten, diesen Plan zu vereiteln, kam vom allerhöchsten militärischen Chef, General Dwight Eisenhower. Er schickte mehrere Telegramme an den Leiter des Sabotagetrupps, Piet Rouvoet.

Der erste Versuch, im September 1944, misslang. Vier Angehörige des Sabotagetrupps, darunter Wout Wachtman, schwammen vom Haus des Volksbunds gegen Alkoholmissbrauch in den Merwede-Hafen, kletterten sich am Schiff fest und drehten die Aussenbordabsperrentile auf. Die Laderäume liefen voll, doch das Schiff sank nur teilweise und konnte mühelos wieder leer gepumpt werden.

Daraufhin erwogen die Alliierten, das Schiff aus der Luft zu bombardieren, doch neben der RDM lag ein Elektrizitätswerk, das unbedingt weiterfunktionieren musste. Das Risiko eines Versehens war gross; ausserdem brachte ein Bombardement zu viel Gefahr für die in der Umgebung wohnenden Zivilisten mit sich.

Am zweiten Versuch beteiligten sich fünf Männer vom Sabotagetrupps Hafen, darunter Bas Jongbloed und Wout Wachtman. Weil mehr Leute nur mehr Fehler machen würden, operierte der Trupp stets in möglichst kleiner Zusammensetzung. Auch der zweite Versuch scheiterte. Am dritten Versuch, am 23. Dezember 1944, waren nur vier Mann beteiligt, darunter wiederum Bas und Wout. Das eine Kanu kenterte, das andere lief schon bald voll Wasser und sank – die Männer mussten in dem eiskalten Wasser zurückschwimmen.

Beim vierten Versuch gelang es vier Mann, in einem Ruderboot unter den Suchscheinwerfern hindurchzufahren. Von Land aus wurde das

Schiff Tag und Nacht von der Kriegsmarine und der Wasserschutzpolizei bewacht. Die Deutschen hatten auch Netze ins Wasser gehängt, doch dem Sabotagetrupps gelang es, einen Durchschlupf zu finden.

Der «Magere Jan» brachte die fünf Haftminen an der Aussenhaut der *Westerdam* an. Wout Wachtman hatte sie wochenlang zu Hause unter dem Wohnzimmerfussboden versteckt. Im Zündmechanismus sass eine Uhr, die sich bis auf fünf Stunden nach dem Anbringen der Minen einstellen liess.

Die Haftminen lösten eine dröhnende Explosion aus, die die *Westerdam* fast sofort auf den Grund des Hafens sinken liess. Am nächsten Tag traf ein Glückwunschtelegramm im Hauptquartier der LKP Rotterdam ein. «Sincerest congratulations on a very fine bit of work. We are proud of you. Prince Bernhard.»

Wout Wachtman bedauerte dabei nur, dass er in der Nacht vom 17. auf den 18. Januar 1945 nicht zum ausführenden Trupp eingeteilt war, der die *Westerdam* endgültig versenkte. Beim Sabotagetrupps Hafen verlief jede Aktion in drei Etappen: Informationen einholen, vorbereitende Massnahmen treffen, ausführen. Für jede Etappe wurde eine Vierergruppe eingesetzt. Um das Risiko zu verteilen, wechselte bei jeder Aktion die Zusammensetzung der Gruppe.

Für die Aktion vom 17. auf den 18. Januar legte Wout Wachtman mit weiteren drei Mann das Material bereit. Das hat ihn sein ganzes weiteres Leben lang gewurmt, obwohl er munter bei seiner Behauptung blieb, die Vorbereitung sei genauso gefährlich wie die Ausführung und ohne gute Vorarbeit habe eine Aktion keine Aussicht auf Erfolg.

Für jemanden, der wusste, wie man zehntausend Tonnen grosse Schiffe versenkt, wäre das Herunterholen einer Stromleitung bei der Flachsfabrik in Het Sluisje ein Kinderspiel. Einem Sachverständigen des Rotterdamer Elektrizitätswerks zufolge brauchte man dafür nur drei Dinge: eine Gabel oder einen Haken aus Holz, Gummistiefel oder Schuhe mit



dicken Gummisohlen sowie trockenes Wetter. Die Frage sei nur, ob man sich in moralischer Hinsicht traue.

Als Mitglied des Aktionstrupps Rotterdam-Zuid und des Sabotagetrupps Hafen kannte Wout Wachtman das Risiko von Repressalien. Oder ignorierte er es?

Zwei Tage nach der Vergeltungsaktion in Het Sluisje erliess das Hauptquartier des Landesweiten Aktionstrupps Rotterdam (LKP) eine Anweisung, wonach die Erschiessung von Provokateuren oder Personen, die in Beziehung zu Angehörigen der Deutschen Wehrmacht stünden, nicht mehr «ohne einen vorhergehenden schriftlichen, ggf. maschinengeschriebenen Auftrag des Hauptquartiers» erfolgen dürfe. Fälle, die für eine Liquidierung in Betracht kamen, mussten nun vom Nachrichtendienst des LKP geprüft werden. Ein Fünferausschuss – zwei Mitglieder des Nachrichtendienstes und drei aus dem Hauptquartier – traf dann die Entscheidung.

Diese Massnahme kam nicht von ungefähr. Zu häufig gab es willkürliche Abrechnungen durch wilde Aktionstrupps oder individuell operierende Widerstandskämpfer. Die Trennungslinien zwischen Illegalität, persönlicher Abrechnung, Wirtschaftsdelikt und Kriminalität verschwammen.

In einer während der 360. Versammlung der Kommission für Militärische Auszeichnungen am 9. März 1950 abgegebenen Erklärung stellte Fred Schilder, der vom 19. September 1944 bis zum 8. August 1945 den Aktionstrupp Rotterdam-Zuid geleitet hatte, nachdrücklich fest, Wout Wachtman sei «ein tapferer und sehr kaltblütiger Bursche». Angst habe er nicht gekannt; selbst in den gefährlichsten Situationen sei er ausserordentlich ruhig geblieben. Während er bei einer Sabotageaktion am Schwimmkran *Titan* über das Deck schlich, sei ihm beim Bücken die Pistole aus dem Schulterhalfter gefallen. Dabei sei sie beschädigt worden. Ein anderer hätte sich erschrocken, er aber habe die Pistole repariert und ruhig weitergearbeitet. Er habe immer einen klaren Kopf bewahrt. Wenn Sabotagematerial auf einer Werft liegengeblieben sei, habe er es noch

schnell geholt, kurz bevor die Haftminen explodierten. Aber er sei dennoch «ein ziemlicher Heissporn» gewesen. Fred Schilder beendete seine Erklärung mit den Worten: «Ich habe während des Krieges immer gesagt, dass es eher eine Kunst ist, nicht zu schiessen, als zu schiessen. Wachtman hat aber lieber geschossen als nicht geschossen.»

Der Leiter des Sabotagetrupps Hafan, Piet Rouvoet, gab 1950 eine ähnlich lautende Erklärung vor der 360. Versammlung der Kommission für Militärische Auszeichnungen ab. Wachtman sei ein mutiger Kerl gewesen. «Aber er dachte nie weiter bei dem, was er tat. Folglich hat er gelegentlich unüberlegte Dinge für den LKP gemacht. Er brauchte Führung.»

Aus den einzelnen Berichten geht hervor, dass die Mitglieder der Aktionstrupps jung waren, nur über geringe Bildung verfügten und die Tragweite ihrer Taten kaum überblicken konnten. Zum Sabotagetrupps Hafan gehörten der Tischler Fred Schilder, der Gärtnerknecht Bas Jongbloed, Krankenkasseninspektor Clemens Nooteboom und als Leiter Piet Rouvoet, Aufseher beim städtischen Bauamt. Das älteste Mitglied der Gruppe war noch nicht einmal dreissig und wurde im Spass «der Diplomat» genannt. So um die dreissig wurde man vorsichtiger.

Wout Wachtman hatte die achtklassige Hauptschule absolviert. Mit vierzehn hatte er bei einem Grossbauern in Heinenoord zu arbeiten begonnen. Später hatte er noch eine betriebliche Ausbildung zum Schweißer absolviert. Alles, was er im Leben lernte, lernte er in der Praxis.

Diese Lektionen waren im Übrigen keineswegs schlecht. Ehrlichkeit macht sich bezahlt, lernte er. Blankenburgh, der Grossbauer in Heinenoord, wollte prüfen, ob er seinem jüngsten Knecht trauen könne: Er legte einen Fünfundzwanzigguldenschein auf die Treppe und schickte den Jungen mit einem Auftrag ins Haus. Ein Knecht verdiente in den Dreissiger jähren zwölf Gulden im Monat, also lag ein stattlicher Betrag auf der mittleren Treppenstufe. Wout Wachtman liess den Schein liegen.

Im Bauernhof wohnten vier unverheiratete Brüder und zwei unverheiratete Schwestern. Nach ihrem Tod wurde Wout Wachtman dreimal testamentarisch bedacht. Die fünfundzwanzig Gulden zahlten sich im Nachhinein doppelt und dreifach aus.

Die jungen Männer von den Aktionstrupps mussten Entscheidungen treffen, für die sie bei Weitem noch nicht die nötige Einsicht und Lebenserfahrung besaßen. Nach dem Krieg traten bei Bas Jongbloed alle verdrängte Angst und aller Zweifel an die Oberfläche. Er konnte nicht mehr schlafen, nicht mehr arbeiten, war mit den Nerven am Ende, wurde chronisch krank und starb mit zweiundvierzig an einem Herzleiden.

Auch Wout Wachtman wurde für erwerbsuntauglich befunden und vorzeitig in Rente geschickt.

Rouvoet, der Leiter des Sabotagetrupps Hafen, begann bereits während des Krieges an Angstpsychosen zu leiden. Jedes Mal wenn Gefahr drohte, begann er laut zu hicksen.

Rouvoet hatte recht: Wachtman brauchte Führung, wie die meisten Mitglieder der Aktionstrupps, die in zu jungen Jahren zu viel verkraften mussten. «Bolle Piet», wie sein Deckname lautete, fügte aber sofort hinzu, dass Wachtman derjenige gewesen sei, der «bei unseren Sabotageakten das meiste getan» habe. Er sei der Tapferste der Männer gewesen, der Schnellste, der Stärkste, der Geschickteste.

Wout Wachtman wollte mit jeder Aktion beweisen, dass man ihn zu Unrecht wegen seiner kleinen Statur für wehruntauglich erklärt hatte. Nach dem Krieg wurde er übrigens erneut für untauglich erklärt, diesmal bei der Militärpolizei, und wieder weil ihm ein bis zwei Zentimeter Körperlänge fehlten.

Ein Knirps mit riesigem Geltungsdrang. Am 10. Oktober 1944 war er in Rhoon. An jenem Abend versenkten Mitglieder des Sabotagetrupps Hafen auf einer Werft in Rotterdam-IJsselmonde acht Leichter, die für deutsche Truppentransporte bestimmt waren. Wout Wachtman liess ausdrücklich festhalten, dass er an der Aktion nicht beteiligt gewesen

sei, weil er anlässlich des Todes des Grossvaters seiner Verlobten sein Beileid bekunden musste.

Vor der Sperrstunde ging er über den Reedijk und den Rijsdijk nach Hause zurück. Begegnete ihm da vor Dirkje de Ruyters Haus die fröhliche Gesellschaft? Walter Loos, der den Arm um Dien de Regt gelegt hatte? Ernst Friedrich Lange mit dem Arm um Sandrien? Und der singende Heinz Willems?

Wenn ein Menschentyp Wout zur Weissglut brachte, dann der Landsmann, der sich bei den Besatzern anbieterte. Diese Leute – egal ob Mann, Frau oder Mädchen – konnte er über die Klinge springenlassen.

Zog er ein Stück weiter, bei der Flachsfabrik, an diesem ruhigen, stillen Herbstabend die Hochspannungsleitung herunter, wohlwissend, dass die fünf später am Abend genau denselben Weg zurückgehen würden, dann aber im Stockfinstern?

In der Nähe seines Hauses hatte Wout schon einmal rot gesehen. Darauf stiess ich in einem Protokoll des Politischen Fahndungsdienstes, das kurz nach der Befreiung erstellt worden war. Anfangs hielt ich es für kaum mehr als einen kleinen dörflichen Konflikt, obwohl es zeigte, dass das Verhältnis zwischen den NSBlern und dem Gros der Dorfbewohner viel grimmiger war, als Männer wie Jan Krijn Jabaaij es nach dem Krieg darstellten. Bei näherer Betrachtung mass ich ihm mehr Bedeutung bei, weil es viel über Wout aussagte.

Im Sommer 1943 störte sich Wachtman regelmässig an einem gewissen Fräulein van Avermaete aus Rhoon. Sie war Mitglied der NSB und des Jugendsturms. Auf dem Weg ins Dorf sah er sie eines Nachmittags mit einem Stück Karton in der Hand, auf dem stand: HEIL MUSSERT. Als Wout an ihr vorbeiging, hielt sie ihm den Karton vors Gesicht und fragte: «Genehmigt, Mijnheer?»

Es klingt wie Laientheater, aber ich zitiere hier wörtlich aus der schriftlich niedergelegten Erklärung. Wout tauchte unter dem Karton durch und setzte seinen Weg fort. Ein paar Tage danach begegnete er

Juffrouw van Avermaete wieder auf dem Fahrrad, und sie lachte ihn auf ärgerliche Weise aus. Wout kam daraufhin die Galle dermassen hoch, dass er die Holzpantone von seinem rechten Fuss zog und ihr zwischen die Speichen warf. Das Vorderrad blockierte, und Eva van Avermaete überschlug sich. Sie landete auf der Böschung im Gras. Nichts gebrochen, keine ernsthaften Verletzungen, nur ein paar Schrammen, ein Schnitt und viele blaue Flecken. Wout ging mit eiserner Miene auf sie zu und zog seine Holzpantone aus den Speichen. Sie warf ihm «Mistkerl», «Widerling» und ähnliche Liebenswürdigkeiten an den Kopf, die in der Zeugenaussage nicht voll ausgeschrieben sind. Wout setzte seinen Weg fort, und sie rief ihm nach: «Dich krieg ich noch.»

Am selben Abend füllte sich lange nach der Sperrstunde, als Wout schon im Bett lag, der Hof mit WA-Männern, die an die Fenster und Türen hämmerten. Wout fragte, was sie wollten. Sie schrien, er solle die Tür aufmachen. Wout hütete sich; er hatte wenig Lust, gelyncht zu werden, und kroch einfach wieder ins Bett. Nachdem die Männer noch eine Weile geschrien und geschimpft hatten, verschwanden sie.

Am nächsten Morgen kam ein Polizist und verkündete, Wout habe abends um sieben Uhr bei van Heijzen zu erscheinen. So war die Situation im Sommer 1943: Van Heijzen, der ein so überzeugter Kollaborateur war, wie man es im Krieg nur sein konnte, hatte die Macht, einem Polizisten den Auftrag zu erteilen, einen jungen Mann vorzuladen, der beim Anblick der Worte HEIL MUSSERT nicht sofort den Hitlergruss geleistet hatte. Wout war nicht zu Hause, er erfuhr es abends von seiner Mutter. Van Heijzen war da gewesen. Er hatte Mutter Wachtman so aggressiv angeblafft, dass sie ganz durcheinander war.

Merkwürdige Situation: Jan Gijsbert van Heijzen war ein Obstbauer aus Rhoon, der im Krieg Kreisleiter der NSB auf den Inseln der Provinz Zuid-Holland geworden war. 1943, als so ungefähr alle anständigen Bürgermeister zurückgetreten oder ihres Amtes enthoben worden waren,

war er zum Bürgermeister von Den Briel und Oostvoorne ernannt worden. Van Heijzen hielt es jedoch für sicherer, weiterhin in Rhoon zu wohnen. So wie er auch 1944 und 1945, als er NSB-Bürgermeister von Dordrecht geworden war, jeden Nachmittag in sein Haus am Rhooner Poelweg zurückkehrte, das halb versteckt in seiner Obstplantage lag.

Van Heijzen mischte sich trotzdem heftig in die Belange der NSB in Rhoon ein. Als Wout Wachtman sich abends bei ihm meldete, brachte er sofort das Handgemenge mit Juffrouw van Avermaete zur Sprache. Eva van Avermaete – ich kenne sie nicht, sie muss Rhoon noch vor Kriegsende verlassen haben, denn ich habe sie nicht auf der Liste mit den kahl zu scherenen Moffenhuren gesehen, obwohl sie fast täglich in Gesellschaft von führenden NSB-Mitgliedern und Luftwaffenoffizieren war – war nach dem Sturz vom Fahrrad zu einer Versammlung der WA gegangen und hatte die Männer auf «diesen hitzigen kleinen Wachtman» gehetzt. Zu Recht, schrie van Heijzen Wout an: Er habe einen Denkkettel verdient. «Er hat mich gewaltig zusammengestaucht», erklärte Wout nach dem Krieg, «und mir mitgeteilt, er würde mich von den Deutschen abholen lassen, falls noch mehr Klagen über mich kämen.»

Sollte Wout in Rhoon noch einmal erwischt werden, so erwartete ihn das Oranjehotel oder Vught oder Dachau, die Endstation für aufgeflogene Widerstandskämpfer. Bei der nächsten Aktion musste er aufpassen, rasch handeln, dafür sorgen, dass ihn niemand bemerkte.

Es war schon fast dunkel, als er am Abend des 10. Oktober an der Flachsfabrik vorbeiging.

Erfuhr Wachtman ein paar Stunden später, dass die Deutschen wahllos Männer in Het Sluisje und am Rijdsdijk verhafteten? War das der Abend gewesen, an dem er eine deutsche Uniform angezogen hatte, um unbemerkt zwischen all den zusammengetrommelten deutschen Soldaten über den Rijdsdijk zu entkommen? Hatte er in dieser Nacht bei Wils

und Stien de Munt geklingelt und gefragt, ob er sich ein paar Tage in der Scheune hinten im Garten verstecken dürfe?

Am 12. Oktober tauchte er wieder auf. Wout wohnte in Rotterdam-Charlois der Beerdigung des Grossvaters seiner Verlobten Roos auf dem reformierten Friedhof am Charloise Lagedijk bei. Als er den Friedhof verliess, begegnete er der Familie Wagenmeester, die am Eingang darauf wartete, dass der Leichnam ihres Vaters und der Leichnam ihres Bruders freigegeben wurden.

Diese Szene sah ich immer wieder vor mir.

Wout Wachtman, der in aller Ruhe den Friedhof verlässt und plötzlich vor Basje Wagenmeester, der ältesten Tochter Aaf (mit der er vor dem Krieg, zum Ärger von Mevrouw Wagenmeester, liiert gewesen war), vor Bertie, Carla, vor Hetty Mollaar, Tijms Verlobter, und vielleicht sogar vor der kleinen Hillie steht. Alle übermannt von Kummer, wie erschlagen von diesem Verlust, verstört vor Schreck und Elend.

Laut Wouts späteren Erklärungen hat dieser Moment ihn sein Leben lang verfolgt.

Unmittelbar nach dem Krieg heiratete er Roos, ein Mädchen aus Rotterdam-Charlois, das der erneuerten Kirche angehörte. Er wurde Vater von zwei Söhnen und sechs Töchtern. Ein sorgloses Familienleben war ihm nicht beschieden, vier der sechs Töchter litten an einer Muskelerkrankung, die sie von ihrem Vater geerbt hatten. Infolge dieser Muskeldystrophie waren sie alle vier mehr oder weniger invalide. Wout, der immer gläubig gewesen war, wurde noch viel strenggläubiger und trat von der erneuerten Kirche zur christlich-erneuerten über.

Was ihn mental zermürbte, war, dass er aus unerfindlichen Gründen für seinen erwiesenen Mut nicht den Militärischen Willemsorden erhielt, sondern nur die zweithöchste Auszeichnung, den Bronzenen Löwen. Nicht zuletzt deswegen entstand eine Fehde mit dem ehemaligen Leiter des Sabotagetrupps Hafan. Auch in der Öffentlichkeit stellte er

«Bolle Piet» als Lügner und Geschichtsklitterer hin. Rouvoet hatte den Militärischen Willemsorden nämlich erhalten, er war zum Ritter 4. Klasse ernannt worden, obwohl er sich während aller Aktionen des Sabotagetrupps Hafen im Hintergrund gehalten hatte, auch beim letzten, erfolgreichen Versuch, die *Westerdam* zu versenken. Er war damals am Kai geblieben, weil er stark erkältet war und wieder einmal von seinem Nerventick, einem lauten Schluckauf, heimgesucht wurde.

Aus den eingeschworenen Kameraden von einst wurden die schlimmsten Feinde. Während des Krieges hatten sie sechs Monate gut zusammengearbeitet; in Friedenszeiten stritten sie sich sechzig Jahre lang, und zwar öffentlich, in Form von Zeitungs- und Zeitschriftenartikeln und Leserbriefen.

Wout begann an Asthma zu leiden, an Ekzemen, einer Schilddrüsenüberfunktion, einem Magengeschwür. Mit siebenundfünfzig stellte er einen Antrag auf Erwerbsunfähigkeit. Er wurde zu hundert Prozent für invalide erklärt. Nach einem erniedrigenden Verfahren erhielt er eine Aufstockung seiner Rente um ein Drittel (1'100 Gulden im Jahr) aufgrund seiner Widerstandstätigkeit. Als das alles unter Dach und Fach war, schrieb er einen Brief an Prinz Bernhard, um sich darüber zu beschweren, dass «Bolle Piet» den Willemsorden erhalten hatte und er nicht.

Sein Leben in der Nachkriegszeit bot ihm wenig Anlass zur Freude. Was Wachtman am heftigsten verfolgte, waren die Bilder vom 12. Oktober 1944 auf dem Friedhof am Charloisse Lagedijk, als er unvermittelt vor der Familie Wagenmeister gestanden und mit einem Blick erkannt hatte, dass diese Menschen für ihr ganzes weiteres Leben gezeichnet waren.

Diese Bilder müssen jedes Mal wiedergekehrt sein, wenn er die so undsovielte Aktion unternahm, um dem Mahnmal für die Gefallenen einen besseren Platz in Rhoon zu verschaffen. Diese Bilder müssen ihm auch durch den Kopf gegangen sein, als er 1974 eine eigene Erklärung vor dem Rentenverwaltungsrat abgab. Darin erläuterte er in wenigen Sätzen, was seine Gesundheit zerrüttet hatte: der Tod von Freunden aus der Widerstandsbewegung, von Joop Verolme aus Nieuwe Tonge, von



Kees Bitter, der von seinen Kameraden liquidiert worden war, weil er im Tausch für sein Leben Informationen an den SD weitergegeben hatte, von Kleine Frans aus Den Haag, Joop den Toorn aus Heijplaat, mit dem er wegen der *Westerdam* zu tun gehabt hatte. Vor allem jedoch der Tod der sieben standrechtlich Erschossenen bei der Flachsfabrik in Rhoon, darunter Vater und Sohn Wagenmeester. «Sie waren sehr gute Bekannte von mir.»

Die Liquidierung von Kees Bitter war eine der traumatischsten Erfahrungen für die Mitglieder des Aktionstrupps Rotterdam-Zuid.

Zu den Wagenmeesters hatte Wout Wachtman keinen Kontakt mehr, nachdem Aaf 1939 auf Drängen ihrer Mutter das Verhältnis mit ihm beendet hatte. Wout grüsste Wijnand und Tijmen Wagenmeester, wenn er ihnen auf dem Deich begegnete, das war alles.

Dennoch führte er dreissig Jahre nach dem Krieg in seinem schriftlichen Antrag an den Rentenverwaltungsrat die Hinrichtungen in Het Sluisje und den Tod von Vater und Sohn Wagenmeester als die wichtigste Ursache seiner nervlichen Zerrüttung und weiterer Krankheitssymptome an.

Wout Wachtman lebte noch, als ich mit meiner Untersuchung der Vergeltungsaktion in Het Sluisje begann. Ein Gedankenaustausch mit ihm war jedoch nicht mehr möglich. Infolge eines Schlaganfalls konnte er nicht mehr sprechen. Immerhin gab er mit einem kurzen Nicken seiner Frau und seinem Sohn zu verstehen, ich dürfe sein Archiv einsehen.

Darin stiess ich auf jede Menge Briefe, Berichte, Zeitungsausschnitte und halb ausgearbeitete Interviews mit Bewohnern von Het Sluisje, die mir trotzdem viele Anhaltspunkte boten, weil sie in den Achtziger jahren mit Bewohnern geführt worden waren, die schon lange tot waren, als ich mit meinen Nachforschungen begann. Worüber ich aber am meisten staunte, waren ein paar Fotos. Alte, schon ziemlich vergilbte Aufnah-

men, die in Hoogvliet entstanden waren. Fotos von einem zweibeinigen hölzernen Strommasten und einer Oberleitung. Genau der Typ Mast und der Typ Oberleitung wie in Het Sluisje.

Anschauungsmaterial?

Hatte nicht Wout Wachtman über die Widerstandsaktionen gesagt, sie erforderten eine gründliche Vorbereitung, und diese Vorarbeit sei genauso wichtig wie die Ausführung?

Während ich mir die Fotos ansah, formulierte ich eine Hypothese. Als Wout Wachtman an der Flachsfabrik vorbeiging, war die Leitung bereits heruntergezogen. Von jemand anderem, von jemandem vor ihm. Wout hatte immer wissen wollen, wer das war. Deshalb stellte er in den Siebziger- und Achtziger jahren eigene Nachforschungen an.

Wout hatte am Abend des 10. Oktober nicht eingegriffen, hatte keinen Alarm geschlagen. Er hatte die Leitung liegenlassen, weil er wusste, wer von den 500 Volt getroffen würde.

Als ich 2012 zu dieser hypothetischen Schlussfolgerung gelangte, war es zu spät, sie in schriftlicher Form Wout Wachtman vorzulegen. Wout war 2008 gestorben, im Alter von neunzig Jahren.

Bei Wout Wachtman habe ich wirklich das Gefühl, dass er ein paar riesengrosse Geheimnisse ins Grab mitnahm. Geheimnisse, die ihm ein Magengeschwür, nervös bedingte Ekzeme und Atemnot eingetragen hatten.

Er war an Dutzenden von Aktionen der Landesweiten Aktionstrupps (LKP) beteiligt gewesen. Für den Nachrichtendienst der LKP beschattete er Polizisten, um herauszubekommen, ob sie bei Razzien eine aktive Rolle spielten und beim Aufspüren von Widerstandskämpfern mit der Sicherheitspolizei zusammenarbeiteten. Er machte Jagd auf Verräter und Handlanger des SD, nahm sie fest und notfalls tötete er sie.

Einen Monat nach der Befreiung erschien in der Tageszeitung *Trouw* ein Polizeibericht. Am 11. Juni 1945 war aus dem Wasser des Boerengat in Rotterdam die Leiche «einer unbekanntten Frau [gefischt worden],

völlig unbekleidet, etwa 20 bis 25 Jahre alt, 1,67 m gross, stämmige Figur, dunkelblondes Haar, kleine Ohren, fast zusammengewachsene Augenbrauen, intaktes Gebiss, Untergebiss unregelmässig, Schneidezähne des Untergebisses teilweise ineinander verschachtelt, lange, schmale Hände, ziemlich grosse Füsse». Wer Auskünfte erteilen könne, wurde gebeten, mit dem Polizeipräsidium, Abteilung Ermittlungen, zweiter Stock, Kontakt aufzunehmen.

Wout schnitt den Bericht aus und schrieb an den Rand «Kitty?».

Ich bin in den Unterlagen über den Widerstand in Rhoon und Rotterdam-Zuid *einer* Kitty begegnet, und zwar der Kitty, die am Abend des 10. Oktober mit ihrer Freundin Linda de Bondt beim Blockleiter der NSB, Jan Krijn Jabaaïj, am Rijdsdijk Sekt trank. Kitty arbeitete für die Deutschen, Kitty schlief mit den Deutschen. War sie das? Liquidiert und mit Steinen beschwert im Boerengat versenkt?

Wout Wachtman war ein rechtschaffener Mann. Ein sturer Inselbewohner, geradeheraus. Ein Held, ein richtiger Kriegsheld. Aber ich musste im Zusammenhang mit Wout auch oft an den Titel eines französischen Films über den Widerstand denken: *L'Armée des Ombres*. Er gehörte zur Schattenarmee. Sogar seine Kameraden hielten ihn mitunter für gefährlich, weil er nicht alles durchdachte.

Roos Wachtman liess auf Wouts Grabstein den Bronzenen Löwen anbringen. Dazu den Trauspruch von ihrer Hochzeit zwei Monate nach der Befreiung. Prediger 3, Vers 11. «Er hat alles schön gemacht zu seiner Zeit, auch hat er die Ewigkeit in ihr Herz gelegt; nur dass der Mensch nicht ergründen kann das Werk, das Gott tut, weder Anfang noch Ende.» Für mich bleibt dieser Text ein Kryptogramm.

## FÜNFZEHN

Sandrien suchte ihr Heil bei den Siegern. Kein besserer Ort, um aus dem Blickfeld zu verschwinden. Mit ihrem Mann und den drei Kindern wanderte sie 1970 nach Kanada aus. Sie gehörte zu der letzten Auswanderungswelle aus den Niederlanden. Ihr Sohn war zwölf, als die Familie aufbrach, die ältere Tochter sechs und die jüngere drei. Sandrien stand zwei Monate vor ihrem vierzigsten Geburtstag und war noch immer eine auffallende Erscheinung. Man sah ihr ihr Alter kaum an. Mit ihren schelmischen Augen, die sogar bei Dämmerlicht aufblitzen konnten, nahm sie jeden mit spielerischer Leichtigkeit für sich ein, genauso wie in ihren Teenagerjahren. Eine unverbesserliche Frohnatur, nach den Worten ihres jüngsten Bruders Tobi, dem der Abschied von ihr sehr schwerfiel und der dabei sein kunterbuntes Taschentuch vollheulte. Sie war und blieb seine Lieblingsschwester, egal, was über sie behauptet wurde.

Als hätte die Zeit stillgestanden, reiste Sandrien von Rotterdam aus mit dem Schiff auf die andere Seite des Ozeans. Genauso wie es in den Vierziger-, Fünfziger- und Sechzigerjahren allein nach Kanada 150'000 Landsleute vor ihr getan hatten. Aus Rhoon wanderten bestimmt sechzig Jungverheiratete aus, die meisten nach Kanada und in die Vereinigten Staaten, aber auch nach Australien, Neuseeland und Südafrika.

Söhne und Töchter von Bauern, Gärtnern, Obstbauern, die in Übersee einen eigenen Betrieb aufbauen wollten. Oder Mittelständler, Handwerker und Facharbeiter, die viel weniger am Wiederaufbau verdient hatten als erhofft.

Beim sonntäglichen Vormittagsgottesdienst fügte mein Vater ein besonderes Gebet ein, das mit den folgenden Worten begann: «Unsere Gedanken gehen in die Fremde zu allen Verwandten und denen, die uns lieb sind.» Dann ging immer ein leises Schniefen durch die Kirche.

Mit dem Krieg hatte der grosse Exodus nur zum Teil etwas zu tun. Die Auswanderer suchten das Land von Milch und Honig. Ein Land mit Platz und einer Zukunft, die das Rosige eines Reklamefilms hatte.

Bei Sandrien wird die Kriegsvergangenheit nur im Hintergrund mitgespielt haben, sonst hätte sie ihren Auswanderungsantrag viel früher eingereicht. Oder spürte sie doch eine Bedrohung? Mit der Einführung des Fernsehens war der Krieg dabei, zurückzukehren. Zunächst zögernd, mit Dokumentarberichten wie beispielsweise über die Versenkung der *Westerdam*; dann drängender, mit einer Serie wie *De bezetting* (Die Besetzung), von der sie sich nur zwei Folgen anzusehen getraut hatte.

Seit der Befreiung war ihr Leben ruhig verlaufen. Sandrien beendete die Haushaltsschule und blieb noch ein weiteres Jahr dort, weil sie nicht recht wusste, was sie später machen wollte. Sie half ihrer Schwester Aleida, die mit der Erziehung zweier fast gleichaltriger Kinder alle Hände voll zu tun hatte – Aleida war die Schwester, die während des Hungerwinters das Findelkind Stokkie adoptiert hatte. Wie früher unterstützte Sandrien auch ihre Schwester Dien, die die Pflege ihrer Eltern und des behinderten Bruders übernommen hatte.

Dien hatte kurze Zeit einen Freund gehabt, aber daraus war nichts geworden. Sie erhielt auch den Heiratsantrag eines Witwers, der Rektor einer Berufsfachschule war. Sie fand allerdings, er sei ein Trottel. Später schnauzte sie sofort los, wenn ein Mann ihr Avancen machte. In den

Abendstunden putzte sie Schulen in Rotterdam-Zuid, eine Arbeit, die nicht nur gut bezahlt war, sondern auch noch den Vorteil hatte, dass niemand sie behelligte. Dien blieb ein Mensch voller Widersprüche: frech, forsch, provozierend, «scharf wie sonst was», sagten die Männer am Deich, aber auch krankhaft schüchtern, als würde der geringste Augenkontakt schon zu einer Beziehung führen.

Als das kleine Haus am Rijsdijk abgerissen wurde, zog Dien mit ihren Eltern und dem Bruder in eine behindertengerechte Wohnung in einem Rotterdamer Neubaugebiet. Vater und Mutter de Regt überlebten Geerten um viele Jahre, sie wurden beide so alt wie Methusalem, doch Dien hatte sich vorgenommen, ihre Eltern «bis zu ihrem Ende zu begleiten», wie man im Dorf sagte, und daran hielt sie sich auch. Als die Eltern endlich gestorben waren, hätte sie langsam selbst einen Platz in einem Altersheim beantragen können, doch sie blieb in den eigenen vier Wänden – sie wollte niemandem zur Last fallen. Dien war nicht auf ihren eigenen Vorteil aus.

Als sie zwanzig war, ging Sandrien eine Zeit lang mit einem jungen Mann aus Rotterdam-Zuid. Vielleicht erfuhr er gerüchteweise, dass sie ein Verhältnis mit einem deutschen Soldaten gehabt hatte, denn er machte ohne Angabe von Gründen Schluss, als sie schon fast verlobt waren. Es kann aber auch sein, dass Sandrien ihm mit ihrem Gelächter auf die Nerven ging.

Mitte der Fünfzigerjahre begann Sandrien eine feste Beziehung zu Tieleman de Maree. Er arbeitete als Lkw-Fahrer bei der Esso-Raffinerie im Rotterdamer Hafengebiet, für ihn der unwirtlichste Ort der Erde. Tieleman kam aus Amsterdam, wo alle ihn Tieltje nannten. Daran konnten sich Sandriens Eltern und Geschwister nur schwer gewöhnen: die Namensendung -tje deutete in Rhoon auf ein Mädchen oder eine Frau hin, wie zum Beispiel Dirkje de Ruyter. Sie nannten ihn Tiel.

Sandrien und Tiel heirateten in Amsterdam. Man konnte schon aus hundert Metern Entfernung hören, dass Tieltje aus dem Viertel Jordaan

kam. Er war weder rot noch katholisch, mehr noch: Er war genauso erneuert wie seine Schwiegereltern aus Rhoon. Die Ehe von Sandrien und Tiel wurde in der erneuerten Kirche eingesegnet.

De Maree war ein abenteuerlicher Bursche. Er hatte einen guten Job, ein gutes Einkommen, er und Sandrien bewohnten ein nettes Häuschen am Rand von Rotterdam-Zuid, doch das war ihm alles zu brav und zu beengt. Das Leben hatte mehr zu bieten. Er wollte in ein grosses Land mit wilder Natur, ein Land, in dem man sich verlieren konnte. Sandrien bremste ihn nicht; sie war schon in ihren frühesten Mädchenjahren allergisch gegen Langeweile gewesen.

Oder vermutete sie im südholändischen Polderland doch noch immer einen Schatten? Eine dunkle Wolke, die plötzlich auf sie zutreiben und sich über ihrem Kopf entladen konnte? Angst ist ein zu starkes Wort, es muss eine unbeständige Ahnung gewesen sein, die zuweilen kurz aufblühte und dann wieder in den Winterschlaf sank, ohne indes je ganz zu verschwinden.

Tieltje wollte unbedingt in ein Land, in dem Englisch gesprochen wurde. Er hatte diese Sprache gelernt, indem er oft und laut mit Elvis mitsang, wenn er am Steuer seines Tankwagens sass. Mit seinen zurückgekämmten Haaren, die steif vor Brylcreme waren, hatte er sich zu einer holländischen Version von Elvis entwickelt; von dem bereits ziemlich verlebten Elvis allerdings, denn Tiel, fünf Jahre älter als Sandrien, begann bereits an den Schläfen zu ergrauen und tendierte deutlich zur Korpulenz.

In Kanada bevorzugte man Niederländer, da sie ordentliche Christenmenschen waren. Die kanadische Einwanderungsbehörde schlug der Familie de Maree Calgary vor. Tieltje sah auf der Karte, dass die Stadt nur achtzig Kilometer von den Rocky Mountains entfernt lag. «Du bekommst Schnee und Berge», rief er Sandrien zu, die für sich wohl dachte, das sei deutlich besser als Schlamm und Deiche.

Einfach waren die ersten Jahre nicht. In der Provinz Alberta hatte

man Erdöl gefunden, Calgary war eine Boomtown. Als Sandrien und Tiel 1970 ankamen, wohnten dort vierhunderttausend Menschen, am Ende des Jahrhunderts eine Million. Nur konnte Tiel nicht gleich Arbeit finden, während Sandrien erneut schwanger wurde.

Tieltje sah nur eine Lösung: wieder jeden Sonntag in die Kirche, wie in Holland, obwohl er sich eigentlich für ein ungebundeneres Leben mit lediglich hin und wieder einem Barbecue entschieden hatte, um sich mit den Nachbarn gutzustellen. Er entschied sich für die erneuerte Kirche, die Dutch Reformed Church, in der Hoffnung, ein Glaubensbruder niederländischer Herkunft werde ihm die helfende Hand reichen.

Das funktionierte. Der Pfarrer fand Tieltje sympathisch und brachte ihn in Kontakt mit Bill Kalkman, dem Direktor eines Transportunternehmens. Der bot ihm eine Stelle als Bote und Kurier an.

In einem Lieferwagen jagte Tiel durch die Provinz. Bis auf eine kleine Schramme dann und wann fuhr er schadenfrei. Ungefähr ein Jahr später wurde das Fahrzeug grösser, und er lieferte bis weit in die Vereinigten Staaten Eilbestellungen aus. Zu dieser Zeit brachte Sandrien ihr fünftes Kind zur Welt.

Ich habe Sandrien als lachlustigen Jedermannsfreund und als kaltherzig beschrieben, weil sie nach dem Tod des von ihr geliebten Ernst Lange keine Träne vergoss. Auch die Erschiessungen in Het Sluisje schienen ihr wenig anzuhaben. «Tief durchatmen und dann wieder an morgen denken», so lautete anscheinend ihre Devise. Der Gedanke an gestern schmerzte nur.

Dennoch hat Sandrien einen Moment der Reue gekannt. Kurz vor ihrer Auswanderung nach Kanada wurde sie einmal weich. Sie erzählte ihrer Nichte Carolijn, der Tochter ihrer Schwester Aleida, dass die Eltern von Ernst Lange ungefähr zehn Monate nach Kriegsende Kontakt zu ihr gesucht hatten. Sie hatten ihr einen Brief geschrieben. Wie sie an ihren



Namen und ihre Adresse gekommen waren, erzählte Sandrien nicht. Vielleicht hatten die Eltern diese Angaben unter den persönlichen Besitztümern ihres Sohnes gefunden, in seiner Briefftasche oder seinem Notizbuch. Vielleicht aber auch hatte er in einem Brief nach Hause geschrieben, dass er regelmässig mit Sandrien de Regt ausgehe, die am Rijdsdijk wohne, nicht weit von seiner Einquartierungsadresse.

Ernsts Eltern wollten wissen, wer das Mädchen war, in das sich ihr Sohn verliebt hatte. Sie wollten zweifellos alles über seine letzten Lebensstage in Erfahrung bringen und unter welchen Umständen er gestorben war. Sie werden sich vielleicht auch gefragt haben, ob Ernst seine holländische Freundin schwanger zurückgelassen hatte. Das wird nicht gleich im ersten Brief gestanden haben, doch in einem späteren Stadium hätten sie das vermutlich gern angesprochen.

Sandrien ging nicht darauf ein.

Kurz bevor sie nach Kanada aufbrach, erzählte sie Carolijn, das habe sie später bereut. Inzwischen wisse sie, was es bedeute, Mutter zu sein; sie hätte Ernsts Eltern zumindest eine kurze Antwort auf ihre Fragen geben können, und vielleicht hätte sie sogar eine Begegnung in Rhoon vorschlagen sollen.

«Es war schlecht und egoistisch von mir, dass ich das nicht getan habe», sagte sie zu Carolijn.

Ich schrieb wieder nach Jörnstorf.

Seit der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge mir den richtigen Geburtsort des Matrosen Ernst Friedrich Lange genannt hatte – Jörnstorf in Mecklenburg-Vorpommern, wenige Kilometer von der Ostsee entfernt –, hatte ich alle paar Monate eine Mail an den Bürgermeister, seinen Stellvertreter oder das Standesamt der Gemeinde Biendorf-Neubukow-Salzhaff geschickt, zu der Jörnstorf gehört. Nie kam eine Reaktion.

Vielleicht hatte der Zusatz in meiner Mail geholfen, dass die Eltern von Ernst Friedrich Lange Kontakt zu dem Mädchen in Rhoon gesucht hatten: Innerhalb eines Monats erhielt ich Antwort von der Archivarin

des Bezirks Rostock, an die der Bürgermeister meine Fragen weitergeleitet hatte.

Diese Archivarin, Rita Rossmann, mailte mir nicht nur alle Informationen über die Familie Lange, über die sie verfügte, sondern auch drei Fotos. Auf einmal sass ich vor dem Bildschirm meines Laptops und betrachtete den jungen Mann, über den ich schon seit Jahren Fakten zusammentrug und den ich inzwischen ausführlich in den ersten Kapiteln dieses Buchs beschrieben hatte.

Erstaunlicherweise sah er genau so aus, wie ich ihn mir vorgestellt hatte: störrisches dunkles Haar, links gescheitelt, weit abstehende Ohren, kräftige Nase, breiter Mund, volle Lippen, verlegenes Lächeln, das aufrichtig verlegene Lächeln eines Siebzehnjährigen, der sich mit seiner Haltung keinen rechten Rat weiss und die Arme schlaff herunterhängen lässt. Ernst Lange war zweifellos zu schnell in die Höhe geschossen, war für jene Zeit, in der die Menschen viel kleiner waren, ein Riese, der in wenige Anzüge und Hosen passte. Er schien sich über seine eigene Länge noch immer zu wundern und machte einen etwas unbeholfenen Eindruck.

Auf dem Foto steht er neben seinem jüngeren und viel kleineren Bruder Günter. Beide tragen einen schwarzen Anzug mit Weste. Ernst hat seine Krawatte breit geknotet, Günter sich eine schwarze Fliege umgebunden. Sie tragen aber die gleiche Ansteckblume: wie es aussieht, eine Rose aus Krepppapier.

Das Foto wurde an dem Sonntag aufgenommen, als Günter konfirmiert wurde, was bei Lutheranern zwischen dem dreizehnten und fünfzehnten Lebensjahr der Fall ist. Günter war zwei Jahre jünger als Ernst. Nach der kirchlichen Feier wurden die beiden Brüder auf dem Feldweg vor dem elterlichen Haus in Jörnstorf verewigt, wahrscheinlich kurz bevor man sich zu Tisch setzte. Die Konfirmation war ein grosses Familienfest mit Festessen, wie die heilige Kommunion bei den Katholiken.

Dieses Elternhaus, schrieb mir die Archivarin, ist noch intakt.

Die Eltern von Ernst und Günter stammten aus Neubukow. Nach ih-

rer Heirat 1924 liessen sie sich wenige Kilometer entfernt in der Ortschaft Jörnstorf nieder.

Otto Lange verdiente als Maurer gutes Geld. Auf dem zweiten Foto, das die Archivarin mir schickte, steht er mit Kelle und Mörtelwanne zwischen vier Kollegen auf einem Baugelände und wirkt wie ein Rätekommunist, der den Mord an Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg noch nicht ganz verkraftet hat.

Auf dem dritten Foto sitzt der kleine Ernst auf dem Schoss von Marie Lange, «Hausfrau» laut Auskunft der Archivarin. Sie sitzt auf einem Korbstuhl im Garten, das Haar so straff zurückgekämmt, dass die Ohren frei bleiben. Eine moderne Frau mit deutlicher Ironie im Blick. Zu diesem Foto höre ich ein Lied von Kurt Weill.

Sie sollte nicht lange leben. Marie Lange starb 1942, als ihr älterer Sohn sechzehn war und ihr jüngerer vierzehn.

Der Brief, den Sandrien erhielt, konnte also nicht von Ernsts Eltern stammen, sondern allenfalls vom Vater oder, was mir plausibler erscheint, von seinem Bruder Günter. Oder von Günter und dessen Frau Rosemarie. In dem Fall hat Sandrien den Brief nicht zehn Monate, sondern erst einige Jahre nach dem Krieg erhalten. Günter und Rosemarie heirateten 1948.

Günter lebt nicht mehr, Rosemarie schon, aber sie kann sich an keinen Brief an die holländische Freundin ihres Schwagers erinnern. Sie kann sich überhaupt nichts mehr vor Augen rufen, was mit Ernst zu tun hat, und das ist nur allzu verständlich: Sie kam erst in die Familie, als Ernst schon drei Jahre tot war.

Ernst besuchte die Volksschule in Jörnstorf. Nach der achten Klasse begann er auf Gut Westenbrügge zu arbeiten. Ältere Kollegen bildeten ihn zum Gärtner aus. Ein stattliches Gut, tausend Hektar, rings um ein weisses Herrenhaus mit hohen Fenstern in jedem der drei Stockwerke.

Westenbrügge hatte illustre Besitzer – Bülow, Moltke, Bibow. Anfang des neunzehnten Jahrhunderts kam es in den Besitz der Familie von

Müller aus Lüneburg. Generationenlang bewirtschafteten die Müllers das Gut und achteten darauf, dass die Linden der beiden einander kreuzenden Alleen richtig beschnitten wurden. Das sogenannte Lindenkreuz war der Stolz des Gutes.

Die Familie von Müller erlebte Ernst noch in voller Glorie. Es scheint, als habe er seine guten Manieren von der neunzigjährigen Grossmutter gelernt, die in den Kriegsjahren das Zepter über die kinderreiche Familie und das Gut schwang. Sie war eine Frau, vor der man sich verbeugen und die man immer in ganzen Sätzen ansprechen musste. Tat man das konsequent, war sie durchaus bereit, einem jungen Menschen eine Chance zu geben.

Im Herbst 1944 wick die Familie Offizieren der Roten Armee, die das Herrenhaus als regionales Hauptquartier in Besitz nahmen. Ernst war zu diesem Zeitpunkt bereits im Dienst der Kriegsmarine – freiwillig oder zwangsweise, das konnte mir niemand sagen. Nach einer kurzen Ausbildung in der Hafenstadt Rostock war er nach Rhoon auf den südholändischen Inseln geschickt worden, ein Dorf um eine Kirche und ein weisses Schloss, in dem er genau sechs Wochen bleiben sollte.

Als die Nachricht von seinem Tod sein Heimatdorf erreichte, hiess es in Jörnstorff, er sei seiner Mutter rasch gefolgt.

Günter hat das Grab seines Bruders nie besuchen können. Mecklenburg-Vorpommern war nach dem Krieg ein Teil der DDR geworden, und die Niederlande lagen von Jörnstorff aus gesehen hinter dem Eisernen Vorhang.

Sandrien reiste jeden Sommer in Kanada umher. Tieltje hatte einen richtigen Schlitten gekauft, einen amerikanischen Stationcar, und einen Wohnanhänger, fast so gross wie ein Zirkuswagen. Mit den Kindern fuhren sie wochenlang durchs Land.

Tieltje zog es nicht mehr in die Niederlande. Sandrien reiste gelegentlich noch hin, anfangs alle zwei, drei Jahre, später alle vier oder fünf. Der Kontakt mit der Familie lockerte sich trotzdem. Weil sie in Calgary ein

paarmal umzog, konnte mir keiner ihrer Brüder oder Schwestern ihre Adresse geben. Auch ihre Nichte Carolijn kannte sie nicht.

Das war vermutlich eine Ausrede. Ich denke, dass die Familie mir den direkten Kontakt zu ihr nicht ermöglichen wollte. Mehr als ein halbes Jahrhundert lang war die Kriegsvergangenheit von Dien und Sandrien de Regt unter Verschluss gehalten worden. Nach dem Krieg hatten sowohl die Eltern wie auch die Geschwister so getan, als wäre nichts Besonderes in der Familie vorgefallen. Mit keinem Wort war mehr davon gesprochen worden. Besser, dieses Schweigen dauerte an.

Im April 2009 gelang es mir dann endlich, Sandriens Adresse ausfindig zu machen. Als ich ihr einen Brief schrieb, war es zu spät: Sandrien war einige Wochen zuvor an der Mexikanischen Grippe gestorben. Ihr Mann war schon seit Jahren dement.

Nach Sandriens Tod zeigte sich ihr jüngster Bruder Tobi doch bereit, zu reden. Er erzählte, Sandriens letzter Lebensabschnitt sei von Streitereien geprägt gewesen. Als die Kinder aus dem Haus waren, hatte Tiel immer heftigere Anfälle von Eifersucht. Er konnte es nicht ertragen, dass Sandrien sogar in der Dutch Reformed Church von Calgary noch die Aufmerksamkeit der Männer auf sich zog. Tiel verbot ihr daraufhin, weiter die Kirche zu besuchen. Dass sie inzwischen weit in den Sechzigern war, kümmerte ihn nicht: Sandrien heische auf unziemliche Weise um Aufmerksamkeit und zwinkere auf eine Weise, die jeder Mann nur als direkte Einladung verstehen könne. Tiel verbot ihr, das Haus zu verlassen. Vielleicht sperrte er sie nicht gerade ein, aber es fehlte nicht viel.

Ich stelle mir vor, dass Sandrien während der letzten Jahre ihres Lebens oft von ihrem Schlafzimmer aus auf die weissen Gipfel der Rocky Mountains geschaut hat. Dass Calgary für sie wie auch immer der beste Ort war, um die Polder, die Deiche, den Krieg und Het Sluisje zu vergessen. Und dass sie über diesen ihren albernen Mann kichern musste, der der Meinung war, sie flirtete sogar in der Kirche. Sie wollte einfach nur das Leben genießen. Hatte denn niemand das je begriffen?

## ANMERKUNGEN

Beim Schreiben des vorliegenden Buches habe ich mich auf die von Bert G. Euser zusammengetragenen historischen Dokumente, Zeugenvernehmungen des Politischen Fahndungsdienstes Abteilung Rotterdam, Archivunterlagen der Sondergerichte, Zeugenvernehmungen der Netherlands War Crimes Commission, Protokolle der Polizei Rotterdam, der Reichspolizei Gruppe s-Gravenzande und der Königlichen Militärpolizei Posten Rhoon, Gutachten der Resozialisierungsstellen, Berichte der Rhooner Untergrundbewegung sowie Vorladung, Protokolle und Urteil der Sonderstrafkammer des Landgerichts Rotterdam im Prozess gegen Oberleutnant Karl Schmitz gestützt.

Im Zeitraum 2005-2012 führte Bert G. Euser Gespräche mit 185 Augenzeugen, direkt Beteiligten, Kindern oder Familienangehörigen von direkt Beteiligten und Hinterbliebenen der Opfer. Allein schon das Ausfindigmachen der Adressen und der aktuellen Wohnorte der Informanten erforderte langwierige Nachforschungen; die meisten hatten Rhoon, Rotterdam oder die Niederlande vor langer Zeit verlassen.

Für seine uneigennütigen Bemühungen und seinen nie nachlassenden Eifer, alles bis auf den Grund zu erforschen, bin ich Bert Euser zu grossem Dank verpflichtet. Mein Dank gilt auch Henriette Euser für die

Ausarbeitung der Interviews und das Ordnen der Tausenden von Seiten an Prozessunterlagen und historischem Material.

Einige wichtige, die Atmosphäre bestimmende Interviews führte ich zusammen mit Bert – meinem ehemaligen Dorfgenosse, Schulkameraden und Nachbarn. Während eines Zeitraums von sieben Jahren gingen wir jeden Monat die neuesten Ergebnisse der Nachforschungen durch, in der letzten Phase sogar wöchentlich oder täglich. Aus dieser engen Zusammenarbeit ist *Die Vergeltung* entstanden.

Im Herbst 2004, kurz nach Erscheinen meines autobiografischen Romans *Mijn kleine waanzin* (dt. *Mein kleiner Wahnsinn*, 2007), erhielt ich von einigen ehemaligen Widerstandskämpfern vertrauliche Berichte, die ein schärferes und umfassenderes Licht auf die Kriegsjahre in Rhoon werfen. Ich entdeckte einen anderen Krieg als den, von dem man mir erzählt hatte: Das war der direkte Anlass zu meiner Spurensuche. Schon bald zeigte sich, dass auch Bert Euser an einer historischen Untersuchung arbeitete. Obwohl sein Interesse vor allem den politischen und behördlichen Entwicklungen im zwanzigsten Jahrhundert galt, beschlossen wir, mit gemeinsamen Kräften daran zu arbeiten, umso mehr, als uns von Anfang an klar war, dass in der geheimsten Geschichte von Rhoon alle Wege nach Het Sluisje führten.

Für das Lesen des Manuskripts, die kritische und engagierte Begleitung und das Auf-den-Weg-Bringen des Buchs schulde ich Marie-Claude Harmonic, Emile Brugman, Anita Roeland, Marre van Dantzig, Erna Staal, Mizzi van der Pluijm, Marjet Knake, Rianne Blaakmeer, Ellen van Dalsem und Joyce in 't Zandt grossen Dank.

Ich machte dankbar Gebrauch von dem Standardwerk *Rotterdam in de Theede Wereldoorlog* (Rotterdam während des Zweiten Weltkriegs) von J.L. van der Pauw (Amsterdam 2006). Auf Details, die die Atmosphäre

der Kriegsjahre und die Mentalität und Empfindungsweise der Bevölkerung prägten, stiess ich in *De oorlog* (Der Krieg) von Ad van Liempt (Amsterdam, 2009). Über die Zwart Front, die NSB und die Kollaboration fand ich die markantesten Schilderungen in *Grijs verleden* (Graue Vergangenheit) von Chris van der Heijden (Amsterdam, 2001). Für die Geschichte des Widerstands, der LO und der LKP war das zweibändige Werk *Het grotegebed* (Das grosse Gebot) (Kämpfen, 1979) eine wichtige Informationsquelle. Einige bedeutsame und bildprägende Fakten über den Widerstand in Rotterdam-Zuid entnahm ich dem Buch *Knokploeg Rotterdam-Zuid 1944/45* (Aktionstrupp Rotterdam-Zuid 1944/45) von Albert Oosthoek (Rotterdam, 1990).

Kenntnisreiche technische Details über den Luftkrieg lieferte Erik Sweers in *Fokker G-I: een korte geschiedenis* (Fokker G-I: eine kurze Geschichte) auf der Website *Historien*. Über die Prinzessin-Irene-Brigade schrieben Chrisje Brants und Willem Hoogendoorn eine gut dokumentierte Analyse in der Beilage von *Vrij Nederland*: ‚De kleine oorlog van de Irene Brigade‘ (Der kleine Krieg der Irene-Brigade) vom 6.10. 1984. Die offiziellere Geschichte steht in V.E. Nierstrasz, *Geschiedenis van de Koninklijke Nederlandse Brigade ‚Prinses Irene‘* (Geschichte der Königlich-Niederländischen Brigade «Prinzessin Irene») (Den Haag, 1959). Der Website [prinses-irenebrigade.nl](http://prinses-irenebrigade.nl) entnahm ich einige aufschlussreiche Details über das Alltagsleben der Angehörigen der Brigade. Auf der Website sind eine Vielzahl von Fotos und Tagebuchfragmenten zu finden sowie die Rede, die General Montgomery vor den Männern der Prinzessin-Irene-Brigade hielt.

Die Informationen über das Kino Harmonie in Rotterdam-Zuid stammen aus der Website für kleine, anschauliche Geschichte *Rotterdam toen en nu* (Rotterdam damals und heute). Über die Aktion Rosenstock, die Vorbereitung, Durchführung und Folgen der grössten deutschen Razzia, schrieb B. A. Sijes in *Nederland in oorlogstijd – Orgaan van het Rijksinstituut voor Oorlogsdocumentatie* (Die Niederlande während des Krieges – Organ des Reichsinstituts für Kriegsdokumentation), Jg.4,



Nr. 3, November 1949, und in *De razzia van Rotterdam: 10-11 november 1944* (Amsterdam, 1984).

Wichtige Informationen über die 20. Schiffsstammabteilung und allgemeiner über die deutsche Kriegsmarine in den Niederlanden verdanke ich Maurice Laarman, Schlussredakteur der Monatszeitschrift *Wereld in Oorlog* (Welt im Krieg). Der in Rotterdam-Kralingen wohnhafte Laarman untersuchte die Rolle der deutschen Land-Kriegsmarine während des Zweiten Weltkriegs in Rotterdam und Umgebung. Auch das Nederlands Instituut voor Militaire Historie (Niederländisches Institut für Militärgeschichte) in Den Haag lieferte eine Reihe von Fakten über die deutsche Wehrmacht in Rotterdam, Hoogvliet, Pernis und Rhoon. Sehr hilfsbereit war ausserdem Frank Salomon vom Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge in Kassel bei den Nachforschungen zum Geburtsort des Matrosen Ernst Friedrich Lange. Nachdem er ermittelt war, konnte ich mich auf die vorbildliche Mitarbeit von Burkhard Albrecht und Rita Rossmann vom Bezirksarchiv in Rostock stützen.

Frank van Riet, der im Rahmen seiner Dissertation die Rolle der Polizei während der Besatzung jahrelang gründlich erforschte, lieferte mir wichtige Fakten zur Rotterdamer Polizei. Albert Oosthoek, der im Zuge seiner Dissertation die Widerstandsgruppen in Rotterdam und Oud-Beijerland unter die Lupe nahm, erteilte mir eine Reihe wertvoller Ratschläge. Dirk Moerkerken, ehemaliger Vorsitzender des Raad van Verzet (Widerstandsrat) von Rotterdam-Zuid, informierte mich genauer über die Organisation des Widerstands in Rotterdam und auf der Insel IJsselmonde.

Für die Geschichte von Rhoon zog ich das Buch *De eerste eeuwen van Rhoon* (Die ersten Jahrhunderte von Rhoon) von T.A. van der Vlies (Rotterdam, 1949) zurate, ferner Ellie Rietveld, *Op Rhoon, een sociale geschiedenis vanaf 1900* (Auf Rhoon, eine Sozialgeschichte seit 1900) (Rotterdam, 1994) und Annemarie van Es, *Al eeuwen staat er een kerk, de geschiedenis van Rhoon bezien vanuit het kerkportaal* (Schon seit

Jahrhunderten steht hier eine Kirche, die Geschichte von Rhoon, vom Kirchenportal aus betrachtet) (Rotterdam, 1994).

Über die Commissie tot Uitzending van Landbouwers naar Oost-Europa (Kommission zur Entsendung von Landwirten nach Osteuropa), die Nederlandsche Oostcompagnie (Niederländische Ostkompanie) und die niederländischen Bauern in Weissrussland und der Ukraine stiess ich im Internet auf die interessante Diplomarbeit von Karlijn de Wolff: *Een ideologische onderneming of een zakelijke overeenkomst?* (Ein ideologisches Unternehmen oder ein geschäftliches Abkommen?) (2011).

Jan van der Schee von der Oudheidkamer Pernis (Heimatismuseum Pernis) verschaffte mir Informationen über die Kriegsjahre in Pernis, Wim den Boer und Cor Oosthoek von der Stichting Historisch Charlois (Stiftung Historisches Charlois) über die Kriegsjahre in Rotterdam-Zuid, Rob Beider über den Flugplatz Waalhaven, Arie Fakkert über das Schloss zu Rhoon, Maarten van Gijzen von der Historische Vereniging Zuytland (Historische Gesellschaft Zuytland) über die Kriegsjahre in Zuidland und Hans Onder water über die Kriegsjahre in Barendrecht. Der ehemalige Volksschullehrer Onderwater schrieb über den Zweiten Weltkrieg in Barendrecht *Schetsen uit de nacht* (Skizzen aus der Nacht) (Baarn, 1983). Über den Widerstand im Hoekse Waard und die Vergeltungsmassnahme in Heinenoord verfasste der Historiker Albert Oosthoek *Uit trouwgeboren* (Aus Treue geboren) (Oud-Beijerland, 1995). Ad Hoeijenbos schilderte das abenteuerliche Leben des Widerstandskämpfers Marinus Uyl in dem im Selbstverlag herausgegebenen Buch *Marinus Uyl, Met de kop in de wind* (Marinus Uyl, Mit dem Kopf im Wind) (2011).

Dank Sieka Romeijn-Hedmann von *De Schakel* und Rein Wolters von *De Oude Rotterdammer* konnten Bert Euser und ich dreimal einen Aufruf an potenzielle Informanten in beiden Blättern veröffentlichen.

Viele nützliche Hinweise lieferten: Hubert Berkhout vom Nederlands

Instituut voor Oorlogsdokumentatie (Niederländisches Institut für Kriegsdokumentation) in Amsterdam, Sierk Plantinga vom Nationaal Archief (Nationalarchiv) in Den Haag, Els Schröder vom Gemeentearchief (Gemeindearchiv) Rotterdam, Maarten van Rijn vom Justizministerium, Rokus van den Bout vom Archief Defensie (Archiv des Verteidigungsministeriums), Frans van Domburg von der Stichting 1940-1945 (Stiftung 1940-1945), Bert Buddingh' vom Nationale Federatieve Raad van het Voormalig Verzet en de Nederlandse Vereniging van Ex-Politieke Gevangenen (Nationaler Föderativer Rat des einstigen Widerstands und Niederländische Vereinigung ehemaliger politischer Gefangener), R.W. Hemmer von der Genootschap Engelandvaarders (Gesellschaft der nach England Geflohenen), Annemarie van Es von der Nederlands Hervormde Gemeente Rhoon (Niederländisch-Reformierte Gemeinde Rhoon), Arie Beukelman von der Oudheidkamer Rhoon en Poortugaal (Heimatmuseum Rhoon und Poortugaal), André den Arend vom Archief van de Gereformeerde Kerk Rhoon (Archiv der Erneuerter Kirche Rhoon), Dirk de Knecht vom Archief van de Nederlands Hervormde Gemeente Rhoon (Archiv der Niederländisch-Reformierten Gemeinde Rhoon), John Verschoor vom Archief RK Parochie Rhoon (Archiv der Römisch-Katholischen Pfarrgemeinde Rhoon), Gerard Groothengel von der Gemeinde Albrandswaard, Hans van der Boom von der Oudheidkamer Hoogvliet (Heimatmuseum Hoogvliet), Arie Overwater in Barendrecht, Albrecht Burkhard in Neubukow, Frank van Riet in Rotterdam, Peter van der Sluijs von der Karner van Koophandel (Industrie- und Handelskammer) in Rotterdam, Bart Dane vom GEB (Kommunales Energieunternehmen) Rotterdam, Wim Weijers vom alternativen Energieunternehmen Eneco Rotterdam und der Flachsexperte Cornelis Visser. Ich sage auch Dorothé van Overbeek ausdrücklich Dank für ihre Ermutigung und ihren klugen Rat.

Manche Fakten und Eindrücke durfte ich schriftlich verfassten, aber nie veröffentlichten Erinnerungen entnehmen. Leny Bouman machte

Bert Euser mit dem Archiv von J. J. Bouman vertraut, Dick Huisman tat dasselbe im Archiv von Henk Huisman. Gerrit de Raadt stellte seine handschriftlichen Erinnerungen mit dem Titel *Uw wilgeschiede* (Dein Wille geschehe) zur Verfügung.

Mein Dank gilt ferner meinem ältesten Bruder Bert P. Brokken, bei dem ich immer wieder überprüfen konnte, ob meine Erinnerungen mit der Wirklichkeit übereinstimmten. Mit der ihm eigenen Genauigkeit fotografierte er Orte und Wohnungen, die ich in diesem Buch beschreibe. Auch von meinem ehemaligen Schulkameraden Wim Kranenburg erhielt ich wertvolles Fotomaterial und eine ausführliche Beschreibung der Spaziergänge, die der Rotterdamer Architekt, Zeichner und Maler J. Verheul in dem Gebiet zwischen Charlois und Rhoon machte, bevor sich die Landschaft durch den Bau des Waalhaven für immer veränderte. Verheul versammelte seine Eindrücke in dem illustrierten historischen Führer *Pernis, Hoogvliet, Poortugaal en Rhoon, alsmede verdwenen en bestaande merkwaardigheden in het westelijk gedeelte van het eiland IJsselmonde* (Pernis, Hoogvliet, Poortugaal und Rhoon sowie verschwundene und noch existierende Merkwürdigkeiten im westlichen Teil der Insel IJsselmonde), dessen erste Ausgabe 1934 erschien.

Wim Spoormaker zeigte mir zahllose Fotos, Filme, Zeichnungen und Karten von Het Sluisje. Kor van Pelt kopierte die vierzig Fotos, die der deutsche Soldat Rudolf Paul Koch während des Krieges in Rhoon machte und die im Gemeindegarchiv Rotterdam erhalten geblieben sind. Ich habe sie unzählige Male betrachtet, um mich in die Zeit, die Umstände und das Dorf zu versetzen, wie es damals aussah.

Die wichtigsten Unterlagen, von denen ich Gebrauch gemacht habe, sind:

- P(olitieke) R(echerche) A(fdeling) Rotterdam 4730 (96848)
- PRA Rotterdam 12522a (96428)
- PRA Dossier Amsterdam 1134 (12333)

- C(entraal) A(rchief) B(ijzondere) R(echtspleging) (Zentralarchiv Sondergerichtsbarkeit) 110158 (PF DH 7462/47)
- CABR 77030 (BS Rotterdam 26)
- CABR 96548 (PF DH 14139/46)
- CABR 109628 (PF DH 17208/46)
- CABR 109889 (PF DH 25549/46)
- CABR 109921 (PF DH 22474/46)
- CABR 53914 (Trib Rotterdam)
- CABR 109701 (PF DH 96848/47)
- CABR 77011I-III (BRC I/50)
- The Netherlands War Crimes Commission Dossier 924
- N(ationaal) A(rchief) Inventarnr. 2.13.137
- N(ederlands) I(nstituut) voor O(orlogs) D(ocumentatie) Archiv 250b, Inv.nr. 153
- Bureau Opsporing Oorlogsmisdrijven (Amt für die Ermittlung von Kriegsverbrechen) Rotterdam, Protokoll zulasten von Oberleutnant Karl Schmitz, Dossier (Akte) 2784

Meinem Buch *Die Vergeltung* liegen jedoch an allererster Stelle Gespräche zugrunde mit (in alphabetischer Reihenfolge):

Arie den Arend, Cees Barendregt Jzn, Bertie Barendregt-Dorst, Henk Barendregt Jzn, Jaap J. Barendregt Wzn, Floor Barendregt Wzn, Lien Barendregt, Siem Barendregt, Miep Bastemeijer-Vrijhof, Corrie Beckers-Dits, Bart Beeren, Dick Benne, Jo Benne-Veldhuizen, Arie van den Berg, Barend van Beusekom, Camiel (Miel) van Beusekom, Henk van Beusekom, Karel van Beusekom, Sjaan Bevaart-de Raadt, Martin Binder, Thedie Binder, Bep Binder-Ziekenheiner, Ans Birkhoff-den Otter, Klasiena de Blooij, Maarten Bode, Arie Boender, Jan Boender, Leen Bos, Peter Bouman, Arie de Bruin, Nel de Bruin, Jopie de Bruyn-Molenaar, Annie Cense-Hordijk, Ad W. Cok, Bart Dane, Harry Degen, Bets van Dijk-Broere, Martina Dingemans-Geeve, Nico Dits, Engel Dorst, Hendrika Gerreke Dorst-van der Zalm, Nel Drenth-Cense, Will van

Driel-Dekker, Jaap Dübel, Klaas van der Ent, Dien van der Ent-Jungerius, Leinie Geeve-van der Leer, Leen van Gijzen, Rika Gouweloos-Kraak, Henk van de Graaf, Marianna van de Graaf, Pieter Groeneboom, Klaas Groenendijk, Magda Groeneweg-Koster, Ferry Groshart, Pieter Hagendijk, Dirk Hekelaar Azn, Arie van de Heuvel, Gerrie Heystek-van der Zalm, Jan den Hollander, Marie Huijgen, Hendrik Huisman, Toos Huisman-van Marion, Arina Huizer-Verhagen, Jaap Huizer, Annie de Jong-Barendregt Pdr, Anna de Jonge-van Opstal, Adri Jongejan-van Gijzen, Heiltje Jongenotter-van der Vorm, Jan Jungerius Azn, Jan Jungerius Gzn, Mathijs (Thijs) Josee, Bep Kamstra-de Graaf, Ellen van Kapel, Rookje Trijntje Kaptein-Roobol, Arie Keyzer, Jan Klingens, Annie Klomps-van Marion, Adrie Knoll-van der Linden, Annie de Koning-Dits, Huig de Koning, Cees Kool, Teunis Johannes Koppenaar, Wim Kranenburg, Rien Kroon, Fas Kruidenier, Trijnie Kruidenier, Wil Kruidenier, Jan Kruithof, Gerrit-Jan Lagerwerf, Hans de Lange, Sjaan de Lange-Louter, Wim Langerak, Tonia van Langeveld-Geeve, Arie van der Linden, Jaap van der Linden, Annie Loos-Barendregt Cdr, Bep Louter-de Ronde, Chiel Louter, Felix van Luyk, Ma van Luyk-Boender, Nel Mak-van den Berg, Pietje Mastenbroek-van der Burgh, Corrie Meijboom-Kruithof, Adriaantje (Adrie) van Meggelen, Bram van Meggelen, Hanneke Meijboom, Cor Meijndert, Wijnand Messemaker, Pleunie Messemaker-Langstraat, Jannie Messemaker-van der Vorm, Dirk Moerkerken, Jan Molenaar Jzn, Lien Molenaar-van Marion, Willem Molenaar, Ton Oosterhuis, Mieke van Opstal, Marie van Opstal-Brons, Jo Overbeek, John Paulissen, Kor van Pelt, Corrie van der Pol-Rosmalen, Teun van der Pol Wzn, Aat Polak, Geert Polak-van Luyk, Gert de Raadt, Oolbert Jacob de Raadt Pzn, Teuntje de Raadt-van der Burgh, Gerrit de Reus, Aagje de Reus-Huisman, Henk Riethoff, Betty Rietveld, Dirk de Ronde, Neeltje Roobol, Corrie van Rosmalen-Molenaar, Henk Schaberg, Gijs Schouten, Job Snijder, Fiena Spieringhs-van de Brande, Adriana Spieringhs-van Halderen, Wim Spoormaker, Arie Stout, Cees Struijk,

Lenie Trouw-Kouwenhoven, Marinus Uyl, Nel Valster-van Spingelen, Reinier van der Veen, Elsa van der Veen-Cense, Lenie Veldhuijzen-Bar-endregt Cdr, Arie Verhagen, Francina Verhagen-Kranenburg, Riet Verhoef, Arie Verschoor, Gerda Verschoor-Schaap, Arij Visser, Hendrik Visser, Adrie Vlasblom, Wil Vlasblom-Gielen, Gerard Voogt, Jo van der Vos, Trees Vrijken-Dits, Aart de Waard, Adriaan de Waard, Simon de Waard, Theo de Waard, Wilhelmiën de Waard, Daan van der Wagt, Jaap Weeda, John Weeda, Ina van der Werf-Weeda, Jan Wesdorp, Nel Westerman-van Wijnen, Fenna Willems-van der Weide, Kees Zevenbergen.

Einige meiner Interviewpartner zogen es vor, namentlich nicht genannt zu werden.

Aus Pietät gegenüber den Hinterbliebenen und auf ausdrücklichen Wunsch einiger Informanten habe ich die Namen der Dorfbewohner im Buch geändert, ebenso die Namen der Mitglieder des Sabotagetrupps Hafem. Das schmälert den Wahrheitsgehalt von *Die Vergeltung* jedoch nicht. Ich habe mich bei der Beschreibung der Personen und der Ereignisse strikt an die Fakten gehalten. Für die Auswahl, die Interpretation, die Formulierung und Darstellung dieser Fakten trage ich allein die Verantwortung. Meine persönlichen Vermutungen oder Zweifel habe ich im Text jeweils kenntlich gemacht.